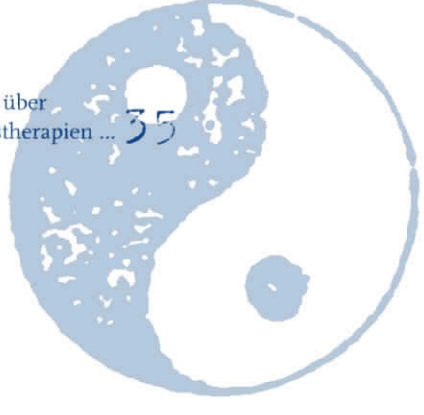
Titel

Ablaßzettel auf Rezept:
Buße per Spenderorgan ... 3
Arme, kranke Kinder:
Kinderarmut in Deutschland ... 5

Kinderkriegen:
Ein Erfahrungsbericht in Bildern ... 9
Frauengesundheitszentren:
Ein Beispiel aus Thüringen ... 14
Das FFGZ in Berlin wird fünfundzwanzig ... 16
Wahnsinn: Vom Tribunal über
die medizinische Psychiatrie ... 18
Ein Märchen vom glücklichen Irren ... 20
AIDS:
Weiblich und positiv ... 26
Gesundheitsversorgung:
Migrantinnen bezahlen einen hohen Preis ... 29
Helferin mit Grenzen:
Gespräch mit Christine Schmitz
von der Organisation
»Ärzte ohne Grenzen« ... 32

TaiChi und QiGong:
Gespräch mit Petra Lux über
fernöstliche Bewegungstherapien ... 35



Sanfte Medizin ... 38
Alter:
Viele Fragen, aber kaum
Antworten zu einem Tabu ... 41

Ernährung:
Verdächtige Möhren ... 43
Über das Grasfieber in New York ... 45
Weniger ist mehr oder
Im Auf und Ab mit Diäten ... 46

Politik

Krank durch den Chef:
Einer aktuellen Studie ... 49
Ein Leben nach der Quote:
Über 50 Jahre Gleich-
berechtigung reflektiert Renate Künast ... 48
Dissident, Präsident,
Gemüsehändler:
Politische Bücher ... 51

Reportage

Gewalt:
Innenansichten von Donna Ferrato ... 52

Unterwegs

Polen:
Kann man nach Auschwitz weiterreisen? ... 58

Türkei:
Einen Männerausverkauf
beobachtete Frauke Hunfeld in Demircili ... 61

Feuilleton

Literatinnen:
Kathrin Schmidt:
Chronistin mit aufrechter Schrift ... 68
Judith Herrmann: Unaufdringlich erschrieben ... 70
Gundi Feyrer oder
Wie sie die Dinge sieht ... 73

Theater: La Grand Vie –
inhaftierte Frauen spielen sich selber ... 75
Rezensionen:
Büchertips für
Kinder und Erwachsene ... 79
Wirtschaft:
Gewerkschafterinnen
stehen auf der Bremse ... 84

Rubriken

Satire: Christiane Kloweit
hats »Irgendwie fertig« mit
der Kulturhauptstadt Weimar ... 47
Debatte:
Über bigottes Verhalten
zum Thema Fortpflanzung ... 88

Bildung:
Wilde Dinge in Sachen Sex ... 86
Film:
Aimée & Jaguar – eine lesbische Liebe in Deutschland ... 81
Auf der Berlinale
hat sich Petra Welzel umgesehen ... 83
Mix:
Frauen verwöhnen Frauen im türkischen Bad ... 90
Adrienne Goehler,
unsere Frau des Monats ... 92
Informationen:
Dies und Das & Kleinanzeigen ... 93
Cartoon,
Vorschau und Impressum ... 96

Liebe Leserin, lieber Leser!

Es ist März. Der Wonnemonat für Frauen rund um den Frauentag. Der WDR kredenzte eine Frauen-Film-Nacht, die *taz* reiste in ihrer Ausgabe zwischen den Welten, um die Welt zwischen Mann und Frau auszuloten, in den Städten traf man sich auf »Frauenwochen« oder auf Kongressen. Das Interesse daran ist überschaubar geworden – viel wichtiger zwei Tatsachen: Frauen wollen weiterhin beides, nämlich Arbeit und Familie unter einen Hut bringen – die Jungen folgen mit geflügeltem Schritt. Und: Die alten Probleme sind noch immer die aktuellen. Das läßt einen manchmal resignieren, stärkt aber den pragmatischen Feminismus. Ob es uns weiterhin gelingt, Ihnen die Vielfalt weiblichen Lebens nahe zu bringen, bleibt abzuwarten. Aus diesem Grund unsere Bitte: Teilen Sie uns Ihre Meinungen, Kritiken und Wünsche mit. Schließlich wollen wir Ihnen das bieten, was in anderen Zeitschriften zu kurz kommt: Alltag, Politik, Bildung usw. aus einer kritischen Frauensicht.

In dieser Ausgabe geht es rund um Körper, Leib und Seele. Apropos Seele: Wer bis heute noch dachte, daß Irre glücklich sein müßten, dem sei die Reportage aus der Psychiatrischen Klinik Frankfurter/Oder empfohlen. Wen oder was heiratswillige deutsche Frauen in das abgelegene Nest Demircili treibt, erzählt Frauke Hunfeld gemeinsam mit den wunderbaren Fotos von Metin Yilmaz. Überhaupt Bilder: Wir haben ihnen viel Platz eingeräumt zu Themen, die zwar alltäglich sind, doch meistens vor dem öffentlichen Blick im Verborgenen bleiben. Das Gebären eines Kindes, die Schläge hinter den Gardinen, Kinder in ausweglosen Situationen. Aber auch die Zeit des Frühlings haben wir bedacht. Mit einem Augenzwinkern reflektieren unsere Autorinnen nicht nur den Drang zur Jugendlichkeit, sondern auch den Zwang zur Diät...

In der Hoffnung, daß wir Sie neugierig gemacht haben, wünsche ich Ihnen einen frohen Frauenfrühling. *Ihre Annette Maennel*

P.S. Für den ersten weibblick ist es spät geworden in diesem Jahr. Wir bitten, uns das nachzusehen: Kinder werden krank und der noch studierende Layouter mußte sein Diplom unter Dach und Fach bekommen. Die nächste Ausgabe erscheint Ende April.

Moderne

Es gibt einen alten Witz und der geht so: Klein Erna ist übers Wochenende bei ihrer Oma zu Besuch. Als sie sich abends fertig fürs Bett machen, beobachtet Klein Erna, wie ihre Oma zunächst ihre Brille ablegt, dann ihre Zähne aus dem Mund holt und in einem Wasserglas versenkt, anschließend ihre Beinprothese abnimmt und zu guter Letzt eine Armprothese. Mit wachsender Neugier verfolgt Klein Erna auch am folgenden Abend die Prozedur und fragt schließlich ihre Großmutter: Du, Omi, wenn ich jetzt an deinem Bauchnabel ziehe, fällst du dann ganz auseinander?

Ganz schön böse? Und ohne jeglichen Respekt vor dem Alter? Mag sein, aber wenn man es positiv wenden will, ist Klein Erna ähnlich wie Goethes Faust nur auf der Suche nach dem, was das Innerste des Menschen dieser Welt zusammenhält. In diesem Fall vor allem hinsichtlich seiner körperlichen Unversehrtheit und Gesundheit. Gerade, was das körperliche Wohlbefinden betrifft, stehen die Menschen heutzutage, ob jung oder alt, vor einem immer größeren Berg von Hilfsangeboten. Die klassische Schulmedizin schickt sich zunehmend an, ein Heer von Spezialisten für jedes einzelne Gen und die winzigste Zelle im Körper zu produzieren und dabei den Blick aufs Ganze zu verlieren. Auf der anderen Seite schießen die Alternativmediziner und Heilpraktiker nur so aus dem Boden wie die Pilze in einem herbstlichen Wald, daß man eigentlich schon gar nicht mehr unterscheiden kann, ob der eine einem tatsächlich helfen kann oder ein anderer nur Scharlatanerie betreibt.

Niemand kann heute mehr mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, wer noch gesund und wer schon krank ist, wer noch normal und wer bereits verrückt. Auch wir nicht. Deshalb beschäftigen wir uns in unserem Schwerpunktthema Gesundheit in diesem Heft vor allem mit den Fragen, die unsere Autorinnen, Leserinnen und auch die Medien immer wieder beschäftigen. Und das mit Ernst und Witz.

Ein Herz für die Lebenden
Grafik: Anke Feuchtenberger

Brauchen wir wirklich eine neue darwinistische Überlebensgemeinschaft, die sich aus Transplantationsorganen und Immunsuppressiva speist? *von Ulrike Baureithel*

Ablaßzettel

Ob in Arztpraxen oder Apotheken, Behörden oder öffentlichen Kantinen, überall liegt er bereit, der neue Organspendeausweis. Besonders makaber wirkt es, wenn einem der moderne Ablaßzettel beim TÜV begegnet: Rase, oh Mensch, doch mit gutem Spendergewissen! Wer sich und andere schon gefährdet, soll im Fall aller Fälle immerhin Tribut leisten und seine Organe spenden. So jedenfalls will es eine Verwertungslogik, die es als »unerträglich« empfindet, wenn Jahr für Jahr tausende Organe »ungenutzt« in der Erde »vermodern«.

Unterstützt wird die Organspendekampagne derzeit von namhaften Sportlern wie Jürgen Klinsmann oder Steffi Graf, beliebte Schauspieler wie Heinz Hoenig werben im Kino und neuerdings auch im Fernsehen für Organspende, sozialdemokratische Ministerinnen wie Heide Moser profilieren sich als Schirmherrinnen des »Tages für Organspende« oder fordern, wie die niedersächsische Sozialministerin Alm-Merk, die Kliniken dazu auf, »potentielle Organspender« zu melden.

Während wir Tag für Tag auf großen Werbeflächen an unsere »Spendepflicht« erinnert werden, liefern die Medien rührselige Geschichten frei Haus. Mit dem Melodram »Nicholas – ein Kinderherz lebt weiter« eroberte im Oktober 1998 der Fernsehsender SAT 1 beispielsweise eine Rekordeinschaltquote. Die Deutsche Stiftung für Organtransplantation (DSO), die in der BRD die Organisation der Organspende abwickelt, meldete 6000 Anrufe auf ihrer Serviceleitung und verschickte hunderte von Organspendeausweisen. »Organspende rettet Leben!«, so lautet das Motto der Werbebroschüre, die der Arbeitskreis Organspende millionenfach verteilt. Das Cover zeigt ein kindlich gemaltes, rotes Herz, das säuberlich aus seinem blauen Hintergrund herausgelöst ist: ›Ich schenke Dir mein Herz‹, so die Botschaft. In unserer abendländischen Kultur steht das Herz als Symbol für das Lebens und die Liebe, aber auch für Schmerz. Wir mögen »herzliche« Menschen, senden »herzliche« Grüße und sagen »herzlichen« Dank; wir können unser Herz an einen anderen »verlieren«, es kann uns etwas »zu Herzen gehen« und im schlimmsten Fall kann uns das Herz »gebrochen« werden. Wenn das Herz aufhört zu schlagen, sind wir nach unserem traditionellen Todesverständnis »tot«.

Wer nun jedoch sein Herz spendet, »verschenkt«, schenkt »neues« Leben, so will es die Organspende-Ideologie. Die Vorstellung ist verführerisch, denn wer möchte nicht selbstlos »Leben schenken«? Verführerisch auch deshalb, weil es bislang nur Frauen vorbehalten war, »Leben zu schenken«, indem sie Kinder gebären. In aller Regel leben diese ›Lebensspenderinnen‹ nach der Geburt mit ihrem Kind weiter, nähren und erziehen es, sehen es wachsen. Demgegenüber ist das »Leben«, das ein Organspender »schenkt«, eines, von dem er (oder sie) nichts mehr hat, nichts weiß und je wissen wird.
Im Unterschied zu allen herkömmlichen Therapien ist die Transplantationsmedizin eine todesabhängige Therapie: Das Leben des Einen setzt definitiv den Tod eines Anderen voraus. Nicht etwa den ›gewöhnlichen‹ Herztod, den wir sehen, riechen oder spüren, der deutliche Zeichen setzt, indem ein Mensch blass wird, erstarrt und Leichenflecke aufweist, sondern den sogenannten »Hirntod«.

Mit dem am 1. Dezember 1997 in Kraft getretenen, lange diskutierten und umstrittenen Transplantationsgesetz (TPG) ist der Hirntod – das heißt der »nicht behebbare Ausfall der Gesamtfunktion des Großhirns, des Kleinhirns und des Hirnstamms«, wie es in § 3, Abs. 2 des TPG heißt – als »Tod des Menschen« in der Bundesrepublik gesetzlich verankert worden. Ist dieser Hirntod eingetreten, kann mit Zustimmung des Patienten (in Form eines Organspendeausweises) oder seiner Angehörigen die Organentnahme vorgenommen werden. Weniger bekannt ist, daß es sich beim Hirntod um ein medizinisches Konstrukt handelt, das den Menschen zerstückelt in ein »totes Gehirn« und einen »überlebenden Restkörper«, wie es von neurologischer Seite offiziell heißt.

Im August 1968 – kurz nach der ersten Herzverpflanzung durch den südafrikanischen Chirurgen Christiaan Barnard – veröffentlichte eine Kommission der Harvard Medical School einen Bericht über die Defintion des Hirntodes. Der Zusammenhang zwischen der neuen Todesdefinition und der Entwicklung der Transplantationsmedizin war so evident, daß frühe Kritiker wie der Philosoph Hans Jonas der utilitaristischen Zielsetzung der Hirntoddefinition entschieden widersprachen. Der Patient, so der Kernsatz der berühmt gewordenen Kritik von Jonas, »muß unbedingt sicher sein, daß sein Arzt nicht sein Henker wird und

keine Definition ihn ermächtigt, es je zu werden.« Daß seine Streitschrift einer »verlorenen Sache« galt, wußte der Philosoph schon damals, und in den folgenden dreißig Jahren setzte sich die neue Todesdefinition in unterschiedlicher Ausprägung in den meisten Ländern durch, ohne allerdings ihre Kritiker verstummen zu lassen. Die Hirntoddefinition war die Voraussetzung, um dem »überlebenden Restkörper« Organe zu entnehmen und in einen anderen Körper zu verpflanzen. In der Bundesrepublik wird der Hirntod gegenwärtig durch einfache Reflexuntersuchungen, ein EEG und unter Umständen weitere apparative Messungen diagnostiziert und ihre Ergebnisse in einem sogenannten Hirntodprotokoll festgehalten. Ist das Protokoll unterschrieben, der bürokratische Akt abgeschlossen, gilt der Mensch als »tot«, obwohl er nach wie vor rosig aussieht, schwitzt, ausscheidet, zeugungsfähig ist oder Reflexe zeigt, die vom Rückenmark ausgehen. Das »Erlanger Experiment«, bei dem die schwangere Hirntote Marion Ploch ein Kind ›austragen‹ sollte, hat die makabere Dimension dieser Todesdefinition vorgeführt.

Bis zur Organentnahme müssen also die Körperfunktionen des hirntoten Patienten intensivmedizinisch aufrechterhalten werden. Das bringt nicht nur die Pflegekräfte, die den oder die »Tote« pflegen müssen, in erhebliche psychische und ethische Konflikte, sondern auch die Angehörigen, die in dieser Situation um Organspende »gebeten« werden. Bislang werden nämlich immer noch 97 Prozent aller Spender von ihren Angehörigen freigegeben, und zwar in einer Situation, wo sie unter Schock stehen, die Lage überhaupt nicht realistisch erfassen können und gleichzeitig der Anschein, das lebendige Aussehen ihres Verwandten, gegen die ärztliche Diagnose spricht. Auch für die unmittelbar beteiligten Ärzte, die mit den Angehörigen sprechen müssen, ist die Situation nicht sehr angenehm, denn einerseits haben sie als Heiler scheinbar ›versagt‹ und müssen ›ihren‹ Patienten medizinisch aufgeben, andererseits sollen sie die Interessen eines anonymen Empfängers, der auf ein Organ wartet, vertreten. Von der Transplantationsmedizin wird das Angehörigengespräch momentan als die größte »Schwachstelle« im System erkannt, und sie ist deshalb bestrebt, dieses ›lack‹ durch verschiedene Maßnahmen zu beheben.

Die eleganteste Lösung ist, frühzeitig dazu zu erziehen, einen Organspendeausweis auszufüllen. Da die Menschen allerdings dazu neigen, ihren eigenen Tod zu verdrängen und Altruismus ebenfalls nicht zu den gepflegten Tugenden unserer Gesellschaft gehört, stützt sich die sinnstiftende ›Überzeugungsarbeit‹ der modernen Medizin auf traditionelle Motive wie christliche Nächstenliebe. Abgesehen vom instituionellen Druck auf die Krankenhäuser, die Spender melden sollen, ist das Transplantationssystem auf »Freiwilligkeit« angewiesen. Der »freie Wille« allerdings soll dabei allerdings so kanalisiert werden, daß sich die Menschen das Ziel »Organspende« zu eigen machen.

Aus der Organspende, die eigentlich ein ›Opfer‹ ist, wird unter der Hand eine gar nicht wahrgenommene ›Bringschuld‹. In dieser Hinsicht hat die Propaganda für Organspende durchaus Ähnlichkeit mit dem sanften Zwang zur pränatalen Diagnostik, dem schwangere Frauen ausgesetzt werden. Auch hier wird eine Klientel aufgerufen, Verantwortung für ein anonymes Kollektiv zu übernehmen, dem es nicht zuzumuten ist, ökonomisch oder mental mit Behinderung und seinen Folgen konfrontiert zu werden. Wie der Leib des hirntoten Spenders wird auch der schwangere Leib der Frau vergesellschaftet zum Nutzen des Kollektivs, beziehungsweise um »Schaden« zu vermeiden. Im einen Fall geht es darum, sich der Organe zu bemächtigen, im anderen ›kranke‹ Teile aus dem gesellschaftlichen ›Körper‹ zu ›eliminieren‹, in beiden Fällen mit höchst fragwürdigen medizinischen Techniken.

Individualisiert dagegen werden die Auswirkungen der medizinischen Diagnosen und Therapien. Von einer »professionellen Verratlosung« spricht Silja Samerski im Hinblick auf die Praxis der genetischen Beratung, die statistische »Risiken« zur Entscheidungsgrundlage der völlig überforderten Eltern macht, die am Ende mit ihrer Entscheidung – so oder so – alleine fertig werden müssen. Mit der »Mathematisierung der Ungewißheit« werden auch Organspender konfrontiert: Kein Arzt kann sagen, ob ein Organ angenommen oder abgestoßen wird, wie groß die Überlebensperspektiven sind, welche Auswirkungen die lebenslange Einnahme von Immunsuppressiva hat und vieles mehr. Die Transplantationsmedizin hausiert öffentlich mit ihren statistischen Überlebensraten«, während sie ihre realen Opfer auf den Intensivstationen und in den Statistiken der sogenannten »Folgeerkrankungen« verschwinden läßt. Wie die Eltern von angeblich genetisch geschädigten Embryos, die sich unter Umständen für eine Abtreibung entscheiden, müssen sich Organempfänger auch mit ethischen Problemen auseinandersetzen, denn ihr Überleben bedeutet – soweit es sich nicht um eine Lebendspende handelt – den Tod eines anderen. Immer wieder formulieren Patienten auf der Warteliste ihre Schuldgefühle, wenn sie auf den Tod dieses anonymen »Anderen« warten, auf den sogenannten »Morbus Kawasaki«, der die jungen, ›frischen‹ Herzen jener Motorradfahrer beschert, die in der gesellschaftlichen Phantasie das unendliche Leben garantieren. Wer weiß dagegen schon, daß das Durchschnittsalter eines Organspenders stetig steigt und mittlerweile bei über 43 Jahren liegt. Die »älteste Niere«, die er verpflanzt habe, berichtet ein Transplantationschirurg, sei 83 Jahre alt gewesen. Zerstören und neu zusammensetzen: Nach diesem Prinzip funktioniert nicht nur die neue Fortpflanzungs-, sondern auch die Transplantationsmedizin, beide folgen der Logik der Separation und Selektion der Teile und ihrer Vernützlichung für einen bestimmten Zweck. Was aus dem einen Körper noch ›verwertbar‹ erscheint, wird herausgeschnitten und in einen anderen »verpflanzt«, wobei die unterschiedlichen »Qualitäten« der Körpergewebe durch Immunsuppressiva unterdrückt und nivelliert werden, oft mit verheerenden gesundheitlichen Folgen für die betroffenen Empfängerpatienten.

Die neue darwinistische Überlebensgemeinschaft, die die Transplantationsmedizin hervorbringt, fordert ihre Opfer: Wer Organspende verweigert, verschuldet in dieser Logik den Tod seines kranken Nächsten. Und andererseits ist die Konkurrenz um die geringen »Organressourcen« nicht minder brutal, denn sie bedeutet unter Umständen ebenfalls den Tod. Eben jenen Tod, den die moderne Biomedizin verspricht zu überwinden. Mit fatalen Folgen für das Verständnis, das die Gesellschaft von Leben und Tod hat.

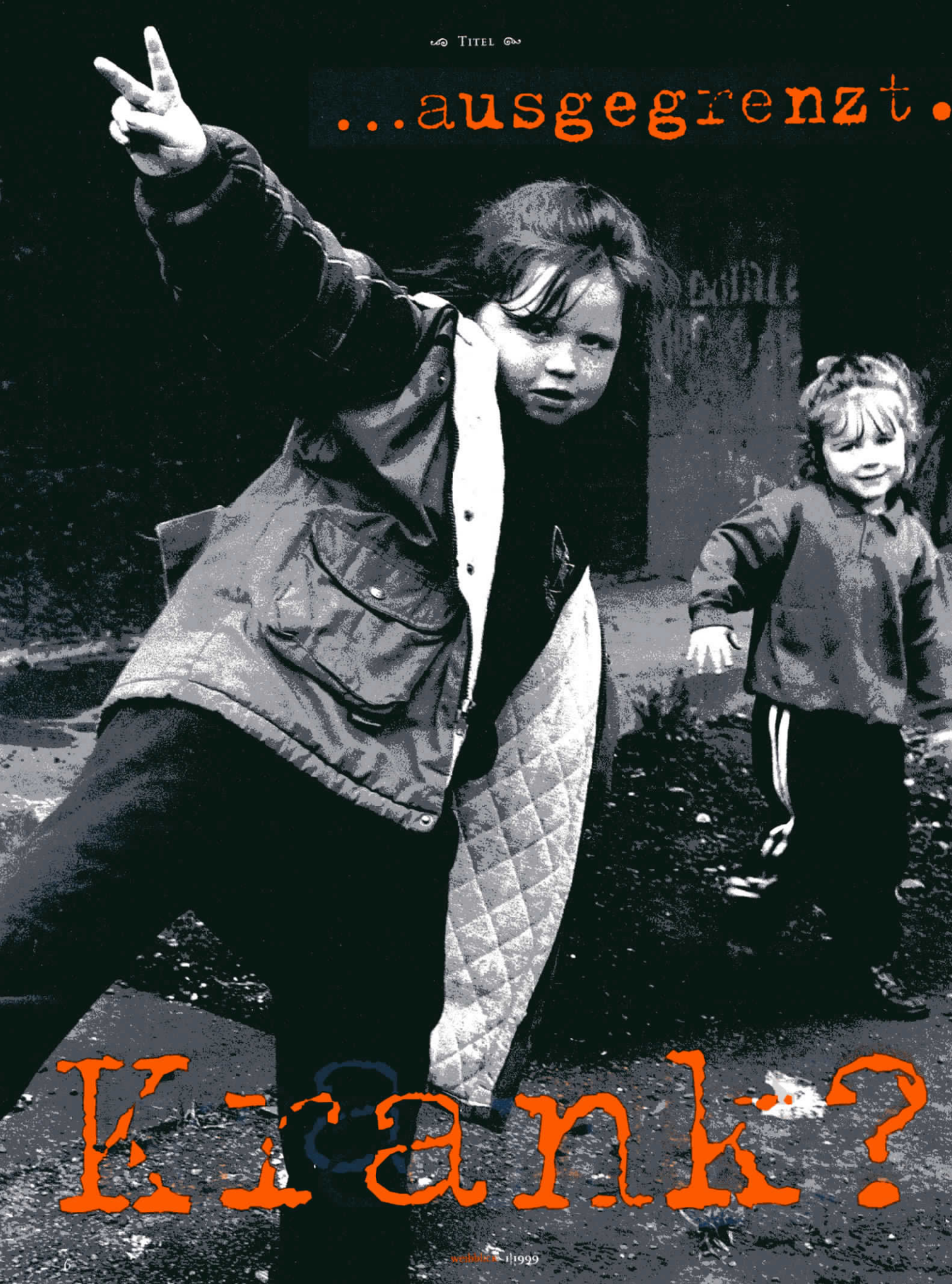
Ulrike Baureithel schreibt zusammen mit Anna Bergmann ein Buch über Organspende, das voraussichtlich im Sommer 1999 im Klett-Cotta Verlag erscheinen wird.

Bemitleidet, verhöhnt,

Immer mehr Kinder stehen im Abseits der Konsum- und Leistungsgesellschaft, sind mitbetroffen, wenn die Eltern arbeitslos oder auf Sozialhilfe angewiesen sind. Hoffnungslosigkeit und fehlende Perspektiven bohren sich besonders bei den Älteren tief in die Herzen. Mit dem Makel »Sozi-Kinder« müssen sie leben lernen.

von Christel Sperlich
Fotos: Tina Schimansky

...ausgegrenzt.



Krank?

Mit der linken Hand stützt Maria den Kopf, mit der rechten rührt sie in ihrem Teller, damit der Bohneneintopf schneller abkühlt. »Wir sind eben nicht aus dem Märchen mit der Wunderlampe, wo man sich alles wünschen kann. Im richtigen Leben muß man alles kaufen, und das können meine Eltern eben nicht«, erklärt die Achtjährige. Wenn der Schulunterricht zu Ende ist, geht sie mit ihrem Bruder Paul nicht in den Speisesaal, sondern reiht sich mit Obdachlosen, Bettlern und Alkoholikern für einen Teller Suppe in die Schlange der Pankower Armenküche ein. Paul und Maria gehören zu den über drei Millionen Kindern in diesem Land, die in Armut leben. Ihre Eltern, Margit und René Kamptz, sind arbeitslos. Die Mutter verlor ihre Arbeit als Umspinnerin im Kabelwerk Oberspree. Die Dachdeckerfirma des Vaters ging pleite.

Tausendzweihundert Mark bleibt der sechsköpfigen Familie nach Abzug aller Festkosten zum Leben. Das bedeutete anfangs: Lebens- und Unfallversicherung kündigen. Einkaufen nur bei Netto. Sachen aus der Kleiderkammer. Statt Saft gibt es Tee. Glühbirnen bis 25 Watt. Schließlich, als das Geld gar nicht mehr reichte, wurden die Kinder vom Schulessen abgemeldet. Die Eltern wußten sich keinen anderen Rat, als ihre Kinder mit an den Ort zu nehmen, vor dem es sie selbst graute. »Zuerst dachte ich, hier gehörst du doch nicht her, aber aus Not geht man eben doch hin. Ich habe mir dann einen dicken Baum ausgesucht und mich versteckt, daß mich keiner sieht«, erinnert sich die Mutter. Während sich Maria und Paul mit der Situation abgefunden haben, geht Melanie mit ihren 14 Jahren nicht mehr in die Suppenküche. »Ich habe viele Freunde, die in der Gegend wohnen. Wenn die mich nach der Schule dort sehen würden, wäre es mir peinlich, von ihnen angesprochen zu werden.« Sie wünscht sich, eines Tages aus der Armut herauszukommen. Dann will sie ihre Eltern unterstützen.

Martina Volkmann ist alleinerziehende Mutter von fünf Kindern. Die Älteste ist schon aus dem Haus. Daniel ist vierzehn und versucht, den Haushalt mit aufzubessern. »Ab Mitte des Monats müssen wir überlegen, wo wir Geld herbekommen, manchmal müssen wir etwas borgen. Man merkt, wie bei meiner Mutter die Stimmung runtergeht.« Daniel belasten nicht nur die Geldsorgen zuhause. »Vor allem ist es der Spott in der Schule. Wenn man gehänselt wird: Du bist ein Sozialhilfeempfänger und so. Man kommt sich scheiße vor, wird in den Dreck getreten, obwohl man nichts dafür kann. Ich weiß nicht, wie die Leute auf die Idee kommen, daß wer kein Geld hat, ein Arschloch sei. Viele ziehen ja die Schlüsse, große Familien seien asozial, haben kein Benehmen.« Auf seine Familie läßt Daniel nichts kommen, auch wenn nur wenig Geld da ist. »Alle versuchen, Rücksicht zu nehmen. Und dieses Zusammenhalten, das finde ich sowas von geil. Wenn ich sehe, wie andere leben, da kümmert sich der eine nicht um den anderen, und das finde ich schlimm.« Daniels Mutter hat sich daran gewöhnt, auf vieles zu verzichten. »Aber für die Kinder ist es schwer, wenn sie mit den Schulkameraden ins Kino gehen wollen oder auf den Rummel, ihnen dann zu sagen: Nein das geht nicht. Sie sind enttäuscht, motzen und meckern«, klagt sie.

In der Küche stapelt sie Berge von frischgewaschener Wäsche. Ihr Sohn René wäscht mit gesenktem Kopf ab. »Die Klassenkameraden wollen nicht mit mir spielen. Sie sagen, deine Mutter kauft euch keine Sachen. Sie trinkt und hat Läuse. Ich meine, sie kann doch eine Flasche Bier trinken, das ist kein Verbrechen. Aber wenn man etwas über sie sagt, was sie gar nicht macht, finde ich das nicht schön. Da werde ich immer wütend und traurig.«

Vor einer Spirale von Scham und Demütigung warnt der Berliner Gesundheitspädagoge Achim Wannicke: »Schämen, das hat mit Kränkungen zu tun. Ein gesunder Körper kann eine Kränkung besser wegstecken. Wenn man eine 5 schreibt, kein Taschengeld bekommt – mal ist das in Ordnung. Aber die demütigenden Seiten der Armut stellen oft eine dauerhafte Kränkung dar.« Und viele Kränkungen führen zur Krankheit. Dann gilt es, herauszufinden, welches die Schwachstelle eines Kindes ist. Manche werden dick. Wenn schon kein Selbstwertgefühl, dann wenigstens Eigen-gewicht. Manche werden fahrig, andere gewalttätig, um ihren Kränkungen etwas entgegenzusetzen.

Ungern gibt Martina Volkmann ihre innere Not preis. Doch als sie nicht mehr wußte, wie sie den Schulanfang ihrer Tochter Bianca bezahlen sollte, faßte sie Mut und bat bei der Caritas um Hilfe. Was finanzielle Not bedeuten kann, schildert Caritas Beraterin Gundula Dirks: »Eine Mutter erzählte mir, daß ihr Sohn lieber tot sein wollte. Er fühlte sich mitverantwortlich, wollte der Mutter die Last und die Sorge abnehmen. Sich schuldig fühlen, das ist der vielleicht schlimmste Aspekt der Armut. Ein Junge hat das mal so ausgedrückt: Ich fühle mich wie zum Verlierer geboren.«

Arbeitslosigkeit, der Gang zum Sozialamt macht nicht nur Erwachsene zu Verlierern. Kinder, die schwächsten Glieder der Familie, erleben Spannungen und Krisen auf ganz eigene Art. Margrit Maurer, Direktorin der Franz Schubert Grundschule in Neukölln stellt fest, daß diese Kinder ihre unverarbeiteten Erlebnisse mit in die Schule bringen. Die meisten Eltern an ihrer Schule sind arbeitslos. Die Kinder bekommen oft Zweifel an ihrem Zuhause und an sich selbst. »Sie spüren, ihr Äußeres ist nicht gepflegt, sie haben kein Pausenbrot dabei, die Schulsachen sind unvollständig, das Geld reicht nicht, um mit auf Klassenfahrt zu gehen.« Bei immer mehr Kindern münde diese Verunsicherung in Abwehr. Die häusliche Misere wird kompensiert: Sie werden aggressiv oder kriminell. Manche Kinder möchten sich am liebsten verkriechen, ziehen sich zurück, resignieren. »Sie haben oft das Problem, an Lernangeboten nichts mehr aufzunehmen, sind mit sich selbst beschäftigt, mit dem Konflikt, in dem sie leben. Kinder, die erleben, daß die Eltern traurig oder depremiert sind, keine Lebensfreude haben, können sich auch selbst nicht entwickeln.« Margit Maurer beobachtet, daß in manchen Familien die Eltern mit der materiellen Not zurechtkommen, sparsam sind. »Doch andere Eltern werden apathisch. Sie haben keine Lust mehr, sorgfältig mit ihren Sachen umzugehen. Wenn das Selbstwertgefühl abgebaut ist, tritt auch eine charakterliche Labilität auf. Das hat auf die Kinder verheerende Auswirkungen. Sie merken schon ziemlich früh, bevor sie in die Schule kommen, daß ihre Eltern nicht verläßlich sind. Viele Dinge versprechen, aber nicht halten. Mal freundlich sind, dann wieder sehr aggressiv mit ihnen umgehen«, berichtet die Schulleiterin.

Kinderarmut statt Altersarmut

Waren in den 60er Jahre noch weitgehend ältere Menschen von Armut betroffen, sind in den letzten Jahren zunehmend Kinder und Jugendliche die Armen der Gesellschaft. So ist etwa der Anteil von Kindern und Jugendlichen bis zu 17 Jahren, die in irgendeiner Form Hilfen zum Lebensunterhalt in Anspruch nehmen müssen, von 1,7 % 1963 auf 8,7 % 1992 angestiegen. In den neuen Bundesländern erhielten 1990 anderen Angaben zufolge 1,2 % der Kinder Sozialhilfe, 1994 waren es dann schon 3,6 %.

Hauptsächlich trifft es Kinder alleinerziehender Elternteile. In den alten Bundesländern lebten beispielsweise insgesamt 40 % der unter 18jährigen in Haushalten Alleinerziehender, die von einem Einkommen unterhalb der 50 %-Armutsgrenze lebten, in den neuen Bundesländern waren es etwas mehr als ein Drittel in dieser Altersgruppe. Fast ausschließlich handelt es sich bei den Alleinerziehenden um Mütter. Waren es 1990 noch 4,3 % der Kinder, deren alleinerziehendes Elternteil Arbeitslosengeld bezog, stieg ihr Anteil auf 32,9 % im Jahr 1994.

Obwohl sich trotz anhaltender hoher Arbeitslosigkeit ein beträchtlicher Teil der Arbeitslosengeld- und Sozialhilfeempfänger aus der Armutsspirale befreien, sie also oft nur kurzfristig arm sind, befinden sich viel mehr Kinder unter 18 Jahren im Durchschnitt im Armutsbereich als Erwachsene: Im Zeitraum von 1991 bis 1995 waren das in Westdeutschland 6 % Kinder im Vergleich zu 2 % Erwachsenen, in Ostdeutschland 4,3 % gegenüber 1 %.

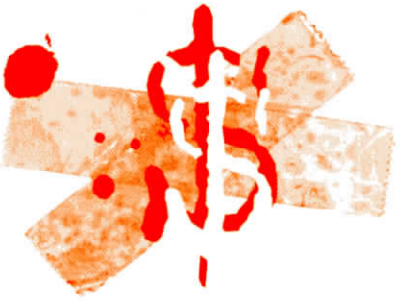
Ähnlich hat Daniel Volkmann seine Kindheit erlebt. Hier trug Arbeitslosigkeit auch die Namen Gewalt und Mißhandlung. Daniel hat zu Papier gebracht, was nur schwer über seine Lippen kommt und sich in seine Seele eingegraben hat: Furcht vor dem Vater. Die Schreie der jüngeren Geschwister. Massive Schläge mit der Hundeleine. Dann die Flucht ins Frauenhaus und – zwei Jahre Leben im Obdachlosenheim. Zuerst waren es nur lose Zettel. Notizen, auf die er seine Ängste niederschrieb. Später entstand ein Theaterstück über einen Tyrannen, der arbeitslos ist und die Familie zugrunde richtet. »So wäre es uns auch ergangen«, glaubt Daniel, »wenn wir uns nicht rechtzeitig von ihm getrennt hätten.« Sein Stück wurde im Berliner Ensemble gelesen.

Lisa, Josefine und Sebastian machen nicht den Eindruck, daß sie Not leiden. Sie sind adrett angezogen, ihre Kinderzimmer bunt geschmückt. Hier ist Armut unsichtbar. Noch sind die Kinder klein – doch sie werden mißtrauisch, glauben nicht mehr, daß die Mutter ständig ihr Portemonnaie zuhause vergißt, wenn sie die Kinder aus der Kita abholt. »Unser Heimweg führt an einer Pommesbude vorbei. Um nicht täglich neu zu begründen, warum wir dort nicht hineingehen, suche ich nach Umleitungen.« Bei vier Personen, da ist kaum Geld für Nascherei, Theater, Schwimmbad oder Tierpark. Die Mutter läßt sich immer wieder was Neues einfallen, um die Kinder nicht nur bei guter Laune zu halten, sondern auch zum Mitmachen zu bewegen. Vergnügt und ungeduldig trampeln die drei vor dem Küchenherd, freuen sich, wie das selbstgemachte Popcorn aus dem Topf hüpft. Dann wird stolz die große Schüssel auf den Tisch gestellt, die Vorhänge im Wohnzimmer zugezogen, der Gong geschlagen, und das Heimkino beginnt.

Petra Wedell hätte vor anderthalb Jahren nicht daran gedacht, daß auch sie ein Sozialfall werden könnte. Die einstige Handelsvertreterin konnte die vorwiegende Abendtätigkeit nach ihrer Scheidung nicht mehr mit ihren drei Kindern vereinbaren. Mit der Trennung verlor sie nicht nur ihre Arbeit, sondern auch ihren sozialen Status und damit den Glauben an sich selbst. Weil sie selbständig war, konnte sie auf Arbeitslosenunterstützung nicht zählen. Die Ersparnisse waren aufgebraucht – so blieb nur der Weg zum Sozialamt. Eine Weiterbildung wurde ihr vom Arbeitsamt abgeschlagen mit dem Argument »Hausfrauen- und Schlampenprogramme werden zur Zeit nicht gefördert.« » Ich war in dem Moment so erschlagen, hatte das Gefühl, für etwas bestraft zu werden, wo ich selbst ständig nach den eigenen Fehlern suche.« Petra Wedell fühlt sich durch den sozialen Absturz wie eine Rabenmutter, die ihren Kindern nichts gönnt. »Ich habe immer ein schlechtes Gewissen. Fühle mich hilflos, habe laufend das Gefühl, eine Versagerin zu sein. Manchmal möchte ich am liebsten ganz aus dem Leben aussteigen, weil ich schon jetzt fürchte, die späteren Erwartungen und Ansprüche der Kinder nicht zu erfüllen.« Sohn Sebastian macht ihr am meisten Sorgen. »Er wird schnell wütend und ungehalten zu seinen Schwestern.« Bei ihm wurden bereits Wahrnehmungs- und Entwicklungsstörungen festgestellt. »Nachts schlägt er pausenlos mit dem Kopf aufs Kissen, etwa 50mal hintereinander, daß sich der ganze Oberkörper abhebt. Nur durch Zureden und Trösten beruhigt er sich. Man merkt, wenn an einem Tag mal öfter nein gesagt wurde, dann besschäftigt ihn das nachts noch so sehr, daß er mit dem Kopf um sich schlägt«, sagt die Mutter.

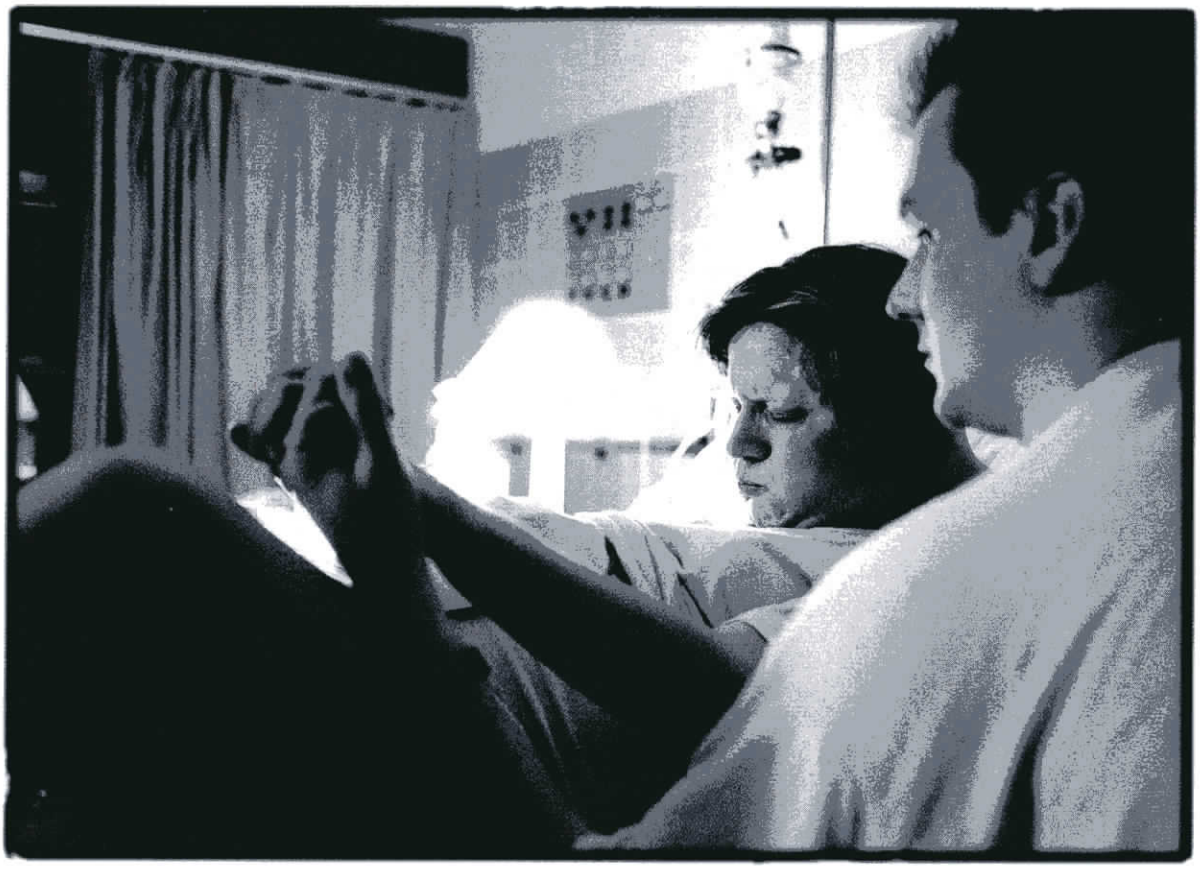
Was hier schon im frühen Stadium erkannt wurde – darauf machen Wissenschaftler, Psychologen und Ärzte längst eindringlich aufmerksam. Schulprobleme, Ängste, Bettnässen, Konzentrationsschwächen seien nur einige Auswirkungen der Armut auf Kinder. Als einen Skandal bezeichnet Rainer Wibusch vom Kinderhilfswerk die immer jünger werdende Armut in Deutschland. Von den fünf Millionen Sozialhilfeempfängern sind 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche betroffen. »Und das führt zu einem nachweislich hohen Anstieg der Kinderkriminalität. Die Zukunftsängste werden größer, auch der Hang, sich durch Drogen oder Alkohol zu betäuben. Eines der reichsten Länder zeigt sich besonders armselig, wenn es diese Entwicklung zuläßt.«

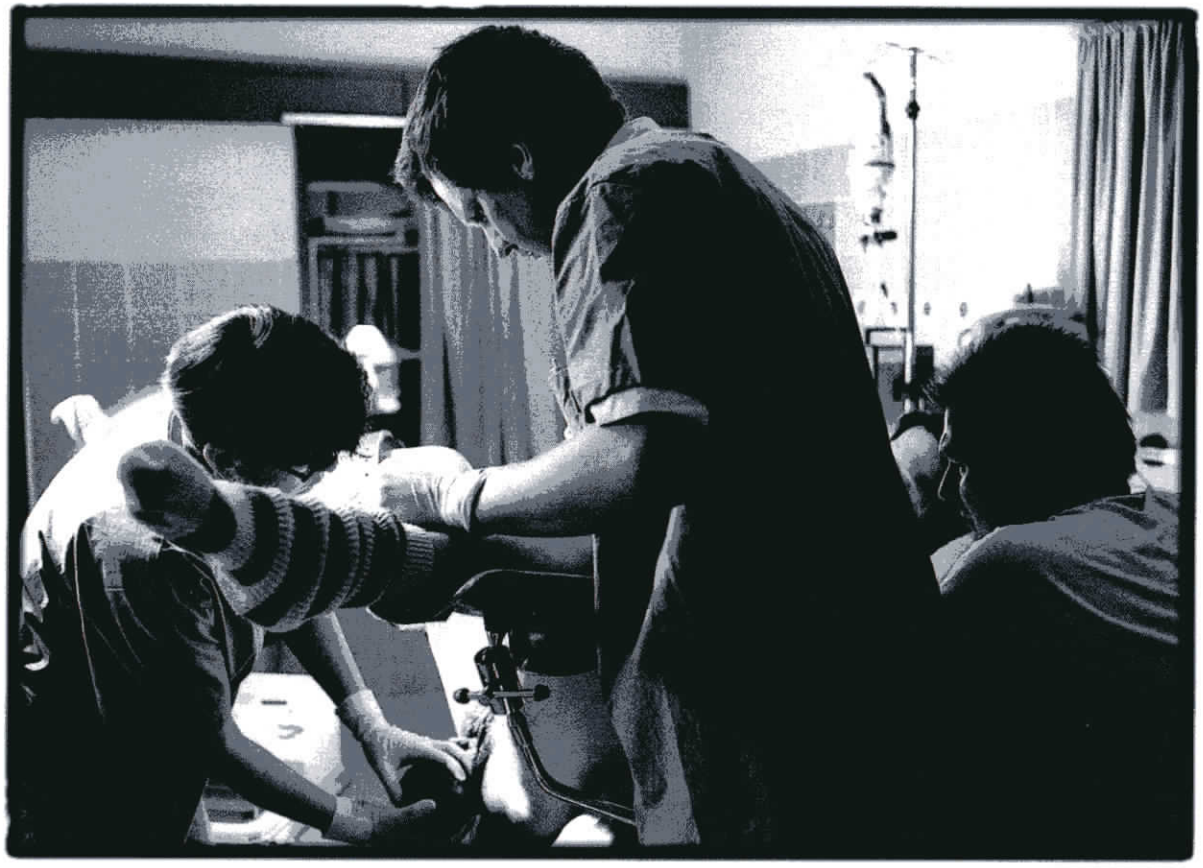
Achim Wannicke plädiert deshalb auch für eine Elternbeteiligung, eine Art von Training, eine Elternschule. »Familien sind häufig belastet und überfordert. Das kommt nicht von ungefähr, dazu sind die Verhältnisse heute zu unüberschaulich, zu kompliziert geworden. Wenn dann noch Nöte dazukommen wie Arbeitslosigkeit, Alkohol, Geldmangel, Schuldgefühle, daß man seine Kinder nicht gesund ernähren, nicht genug Klamotten kaufen kann, entsteht Streß, Unwohlsein – und das spüren die Kinder. Man kann aber nicht davon ausgehen, daß Eltern aus dem Bauch heraus gute Eltern sind, und schon gar nicht in schweren Krisen.« Armut macht krank, seelisch und körperlich, Eltern und Kinder.



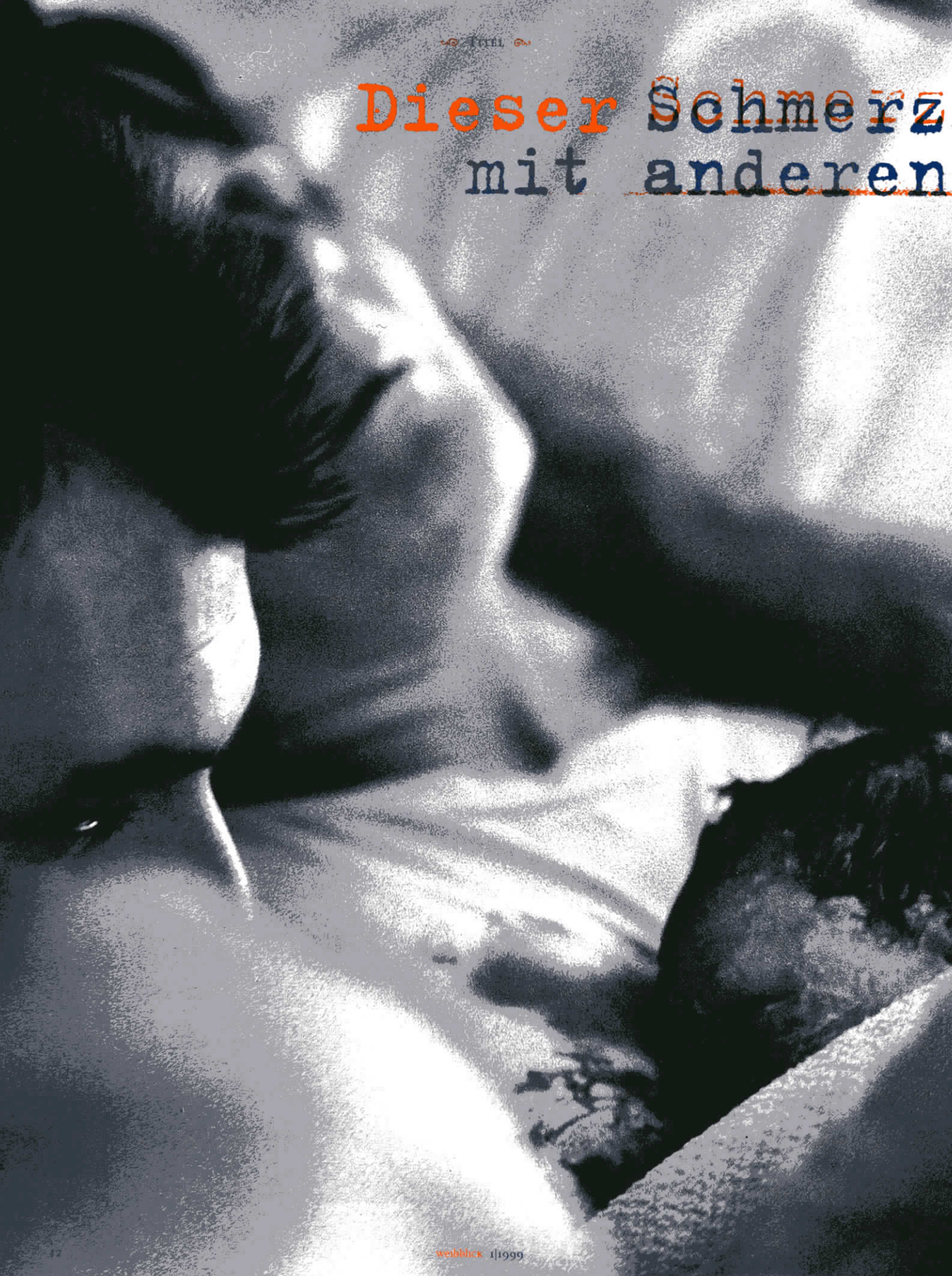
Grenzerfahrung Geburt

Christiane ist heute 36 Jahre alt und arbeitet als Lehrerin an einer Blindenschule. Sie lebt in Dortmund mit ihrem ein Jahr älteren Mann Norbert, derzeit Hausmann und ihren Kindern Lara und Julian. Vor vier Jahren wurde ihre gemeinsame Tochter Lara geboren. Die Fotografin Birgitta Kowsky, damals noch kinderlos, war bei diesem Ereignis als gemeinsame Freundin dabei. Heute, vier Jahre später, sind die Erinnerungen an diese drei Tage noch immer genau und präzise. Anhand der Bilder erinnert sich Christiane an ihre Erfahrungen.





Dieser Schmerz mit anderen



läßt sich nicht Schmerzen vergleichen

War es von Anfang an Ihr Wunsch, die Geburt mit Ihrem Mann gemeinsam zu erleben?

Für mich war es eine Erleichterung zu wissen, daß Norbert dabei sein würde. Für ihn war es immerhin schon die zweite Geburt. Er war bei seinem Sohn schon dabei und mußte es also wissen. Ich fühlte mich hingegen unsicher und auch nicht gut genug darauf vorbereitet.

Welche waren die anstrengenden, welche die schönen Momente?

Anstrengend war es, da es drei Tage gedauert hat, ehe ich das Kind dann endlich geboren hatte. Während dieser Tage hatte ich Wehen, die sich weder durch Tropfen eindämmen ließen, noch sich durch den Wehentropf verstärkten. Es war also eine lange Zeit.

Erinnern Sie sich an den Schmerz?

Ja, man hörte ja von den anderen, daß es schmerzhaft sein würde, aber dieser Schmerz läßt sich nicht mit anderen Schmerzen vergleichen.

Auf dem einen Bild lassen Sie sich völlig erschöpft auf ihren Mann fallen, er scheint zu schlafen ...

Ich war ziemlich am Ende. Schließlich hatte ich drei Nächte kaum geschlafen und ich wußte auch nicht, ob die Kraft für den sogenannten letzten Akt reichen würde.

Es wurde kein anderer Weg der Beschleunigung in Erwägung gezogen?

Der Arzt meinte, wenn die nächsten beiden Preßwehen nicht genügen würden, würde er das Kind mit der Saugglocke holen. In diesem Augenblick wurde ein kleines Wägelchen mit Instrumenten hereingeschoben. Mein Mann machte solch ein erschrockenes Gesicht, und Birgitta rief in diesem Augenblick: »Ich seh' schon das Köpfchen, es hat schwarze Haare – du schaffst es!« – das war solch ein Ansporn für mich, daß ich meine ganzen Kräfte zusammennahm und das Kind herauspreßte.

Was haben Sie in diesem Augenblick gedacht?

Ich war froh und glücklich, daß es vorbei war. Und ich war natürlich froh darüber, daß das Kind gesund und munter war.

Wie war die Zeit danach?

Ich habe mein Muttersein in der ersten Zeit sehr genossen. Später war es dann an der Zeit, wieder etwas anderes zu machen.

In welcher Weise beeinflußt das Kind ihre Partnerschaft?

Ich glaube, für meinen Mann war es schwieriger als für mich. Schließlich hatte er das alles schon einmal in seiner ersten Beziehung durch. Natürlich leidet die Beziehung darunter, sie kommt in der ersten Zeit einfach zu kurz. Wir sind heute immer noch dabei, uns gemeinsame Freiräume zu zweit zu schaffen und bemühen uns auch, jedem Einzelnen Freiräume zu gewähren.

Sie arbeiten in einer Sonderschule. Hat sie dieser Umstand während der Schwangerschaft beeinflußt?

Ja. Ich arbeite mit blinden Kindern, die mehrfach geschädigt sind. Natürlich überlegt man beim Lesen der Akten, was mache ich, wenn mein Kind behindert wird? Dann träumte ich, daß mir die Kinder aus der Schule in meinen hochschwangeren Bauch treten würden. Ich war in dieser Zeit psychisch ziemlich labil und wurde acht Wochen vor dem regulären Schwangerschaftsurlaub krankgeschrieben.

Wie sieht es heute bei Ihnen aus?

Ich »ernähre« die Familie. Mein Mann ist noch mit Julian im Erziehungsurlaub und möchte danach erst einmal eine Pause einlegen. Er denkt darüber nach, sich als Ergo-therapeut selbständig zu machen. Ich habe einen langen Arbeitsweg. Meine Schule ist 50 km weit entfernt, und die Kinder dort kosten viel Kraft. Obwohl es mir viel Spaß macht, glaube ich manchmal, für meine eigenen Kinder zu wenig Energie zu haben.

Erziehungsurlaub

Die Bundesregierung will Eltern einen flexiblen Erziehungsurlaub ermöglichen. Familienministerin Christine Bergmann kündigte an, das dritte Jahr könne künftig bis zum achten Geburtstag genommen werden. Außerdem sollten beide Eltern gleichzeitig in Erziehungsurlaub gehen und Erziehungsgeld beanspruchen können. »Sie erhalten in dieser Zeit einen Anspruch auf Teilzeitbeschäftigung.«

Christiane Kloweit

Anmerkungen zum Thema Frauen und Gesundheit

Alles unter Kontrolle

Ich hasse Vitamine. Ich bin im Keller. Ich wiege 120 Kilo. Das sind Sätze, die betroffen machen. Aber sie sind nichts gegen den Satz: Ich war noch nie bei einer FrauenärztIn. Dieser Satz entsetzt. Egal ob die, die ihn ausspricht, 16 oder 66 ist. Die wenigen Frauen, die so einen Satz überhaupt sagen können, bekommen zu hören: Dann wird's aber Zeit! Sie wissen wohl nicht, wie gefährlich das ist. – Nun ist es heraus: Es ist gefährlich, eine Frau zu sein. Deshalb gehören Frauen unter ärztliche Kontrolle. Es kann ja etwas passieren. Das Mädchen kann nach ihrer ersten Regelblutung schwanger werden, wenn sie die Bravo-Gebrauchsaufforderung »Orgasmus, aber richtig« richtig befolgt. Wenn nicht, natürlich auch. Es kann immer etwas passieren. Und das muß unter Kontrolle bleiben.

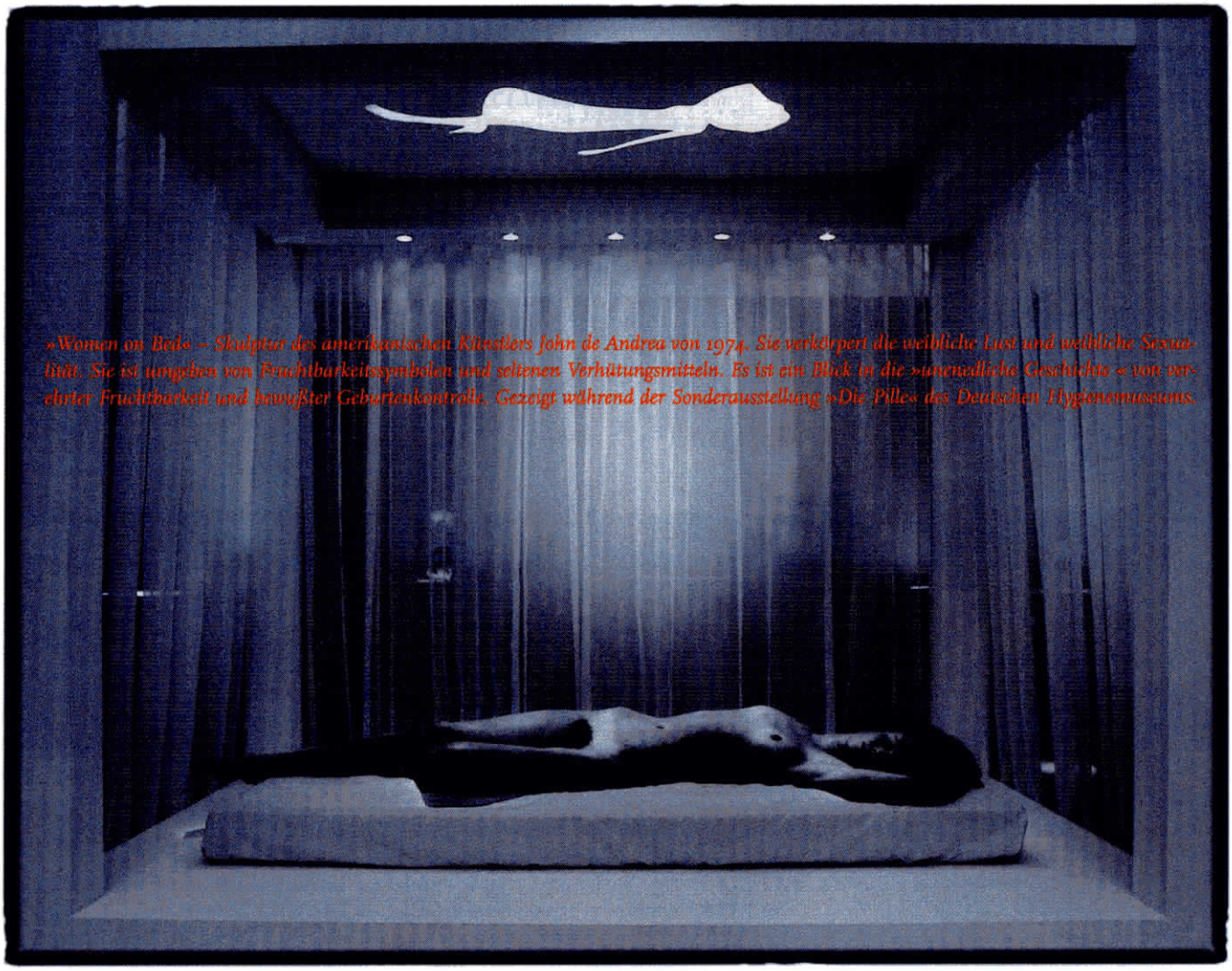
Medizinische Dauerkontrolle von Millionen Frauen klappt natürlich nicht durch persönliche Aufsicht. Stellen Sie sich vor, Ihre FrauenärztIn ist immer dabei. Oder Ihr Partner muß vor Eingehen der Beziehung einen Grundkurs in Frauenkontrollmedizin absolvieren. Zu aufwendig. Effizient, rationell, in handlichen Rationen, aber niemals rationiert ist: die Pille. 30 Jahre jung ist sie, klein, farbenfroh, diskret zu handhaben, immer dabei. Freilich immer auch Quell von Sorge: Hab ich ... oder hab ich nicht? Manchmal auch: Welche Wirkungen hat die eigentlich noch? – Keine, mein Kind, keine. Außerdem würdest du das sowieso nicht verstehen und dich nur unnötig beunruhigen. Und: Wir sind alle in Gottes Hand. Gott trägt Weiß. Göttin auch. Und heißt Dr. med. XYZ. Manchmal passiert mit Pille, was mit Pille nie passiert. Die Frau wird schwanger. Die Frau kommt nieder. Die Frau kommt in die Wechseljahre. Alles kein Grund zur Aufregung. Die Apparate sind parat. Wer kann dagegen an? Und wer will das überhaupt? Und wieso sollte das jemand wollen? Es ist doch alles unter Kontrolle.

»Frauengesundheitszentren unterstützen Frauen darin, über die Selbsthilfe und die Aktivierung eigener Ressourcen zu mehr Selbstbestimmung über ihren Körper und ihre Gesundheit zu gelangen. Frauengesundheitszentren geben Frauen qualifizierte Orientierungs- und Entscheidungshilfen bei der Einschätzung ihres Gesundheitszustandes und der zur Verfügung stehenden Behandlungsmöglichkeiten. Sie bieten eine Vielfalt von Beratungsangeboten und Austauschmöglichkeiten von Erfahrungen zu Themen, die von anderen Gesundheitsdiensten so nicht vermittelt werden können.« – Das ist kein Auszug aus einer feministischen Aufklärungsschrift, sondern aus der Bundestags-Drucksache 13/6893, in der die Kohl-Regierung ihr Urteil über Frauengesundheitszentren abgegeben hatte. Aber Bonn ist weit, und Bonner Papiere sind geduldig, besonders, wenn sie über freundliche Feststellungen nicht hinausgehen – siehe oben. Das war so, als wir noch eine CDU-dominierte Bundesregierung hatten. Das ist auch unter Rot-Grün so.

Die thüringische Landesgleichstellungsbeauftragte Staatssekretärin Dr. Birigit Bauer (CDU), Ärztin von Beruf, sieht für das einzige Thüringer Frauengesundheitszentrum, TIAMAT e.V. in Erfurt, keine Fördermöglichkeit. Vier von sieben TIAMAT-Frauen arbeiten inzwischen ehrenamtlich, weil ihre AFG-Stellen ausgelaufen sind. Die Stadt Erfurt wäre zwar bereit, 50 Prozent für eine feste Stelle zu tragen, aber die andere Hälfte müßte in Komplementärfinanzierung das Land übernehmen. Die Staatssekretärin lehnte ab. Denn TIAMAT kümmere sich um Gesundheit, und das sei für ihr Ressort nicht richtliniengemäß. Zuständig sei das Thüringer Ministerium für Gesundheit und Soziales. Dort sagt man ebenfalls nein und verweist an das Frauenressort von Dr. Bauer. Die Katze beißt sich in den Schwanz, k.o. durch Ko-Finanzierung.

Das heißt, in Thüringen gibt es für Frauengesundheit keine öffentliche Unterstützung, die über gelegentliche Zuschüsse zu Veranstaltungen hinausginge. Dabei haben die TIAMAT-Frauen den richtigen Weg eingeschlagen, um dem Thema öffentlich Gehör zu verschaffen und darüber aufzuklären, warum Frauen auch bei der Gesundheit anders sind als Männer. Denn was bei Geld und Macht, wo Männer dominieren, fraglos hingenommen wird – der Unterschied zwischen den Geschlechtern – muß endlos erklärt werden, wenn aus der Berücksichtigung dieses Unterschieds ausnahmsweise ein Vorteil für Frauen zu erwachsen droht.

Ende letzten Jahres initiierte TIAMAT Erfurt, unterstützt vom Paritätitischen Wohlfahrtsverband Thüringen, in Neudietendorf eine Konferenz zum Thema Frauen-Gesundheit, die der Thüringer DPWV- Geschäftsführer moderierte. Zum ersten Mal saßen alle an einem Tisch, die in Thüringen mit Gesundheit und Frauen fachlich und politisch zu tun haben: Landesgleichstellungsbeauftragte, Ministerium für Gesundheit und Soziales, Krankenkassen, Landtagsabgeordnete, Frauenzentren, ÄrztInnen, Hebammen und Vertreterinnen des Geburtshauses Erfurt sprachen über den Widerstand, den die etablierten MedizinerInnen ihrer Einrichtung entgegensetzen, die wachsenden Zulauf hat. Andere Frauenprojekte berichteten von der immer spärlicheren Förderung von Gesundheitsprojekten, wie z. B. Frauen-Gesundheitswochen. Dafür hatte es vor der Reform der grünennahen Stiftungen zur zentralisierten Heinrich-Böll-Stiftung eine kontinuierliche Unterstützung von der FrauenAnstiftung gegeben. Aber seit die Bündnisgrünen Geschlechterdemokratie als Querschnittsaufgabe verteilt haben, können solche extremfeministischen Vorhaben nicht mehr gefördert werden. Die Berliner Medizinsoziologin Dr. Jutta Begenau, der Kasseler Frauenarzt und Mitgründer des dortigen Geburtshauses Dr. Guttbert Hoffmann und die Bremer Landesfrauenbeauftragte Ulrike



»Women on Bed« – Skulptur des amerikanischen Künstlers John de Andrea von 1974. Sie verkörpert die weibliche Lust und weibliche Sexualität. Sie ist umgeben von Fruchtbarkeitssymbolen und seltenen Verhütungsmitteln. Es ist ein Blick in die »unendliche Geschichte« von verehrter Fruchtbarkeit und bewußter Geburtenkontrolle. Gezeigt während der Sonderausstellung »Die Pille« des Deutschen Hygienemuseums.

Hauffe stellten die medizinischen, gesellschaftlichen und politischen Aspekte, Haltungen und Motive der Behandlung von Frauen dar, die sich eklatant von der für Männer unterscheidet. Den ZuhörerInnen wurde deutlich: Die ärztliche Reaktion auf Frauen, die sich in das medizinische System begeben, bewegt sich zwischen zwei Polen. Auf der einen Seite: Bagatellisierung, Reduzierung auf sogenannte Befindlichkeiten mit folgender Ruhigstellung vorzugsweise durch Psychopharmaka, damit die Frau wieder funktioniert. Auf der anderen Seite: Dramatisierung natürlicher Vorgänge wie Menstruation, Schwangerschaft, Geburt, Wechseljahre mit vollem Einsatz der Apparatemedizin und der Produkte der Pharmaindustrie zu ständiger und regelmäßiger Überwachung und Kontrolle.

Ohne ausreichendes Wissen über das komplizierte Hormonsystem wird den Frauen, auch wenn sie gar keine Beschwerden haben, eine Bedrohung ihrer Gesundheit suggeriert, die z. B. bei Frauen in den Wechseljahren nur mit Einnahme diverser Hormonpräparate abzuwenden sei. So wie es einen ungeschriebenen, aber wirkungsvollen Pakt zwischen Ernährungswissenschaft und Nahrungsmittelindustrie gibt, wobei erstere die Theorie liefert – einschließlich der alle Jubeljahre wechselnden zum angeblichen Idealgewicht – um die Markteinführung immer neuer künstlicher Nahrungsmittel, siehe light-Produkte, für die gesunde Ernährung als unabdingbar zur erklären. So zeigt sich auch die wunderbare Übereinstimmung von Medizin, Medizinforschung und Pharmaindustrie, wobei die ersteren, getragen von der neuen Woge des Biologismus, Gen auf Gen finden, das für diverse Leiden verantwortlich ist, und die Pharmaindustrie, selbstverständlich mit dem fortschrittlichsten Wissen ausgerüstet, Medikament auf Medikament entwickelt, mit denen alles, aber auch alles, was im menschlichen Organismus nicht funktioniert, wieder repariert werden kann.

Die Partner im Geiste und im Profit können dabei auf die Folgsamkeit des Publikums bauen. Denn sie haben das ideale Disziplinierungsmittel in der Hand: Angst vor Krankheit und Tod, die Autorität der weißen Kittel und der blitzenden Apparate. Die dagegen angehen wollen, haben es schwer, sich Gehör zu verschaffen. Vielleicht wird es ja leichter. Denn seit jener Konferenz in Neudietendorf schwebt ein Arbeitskreis Frauengesundheit über Thüringen. Er soll, wie in Bremen Ulrike Hauffes Forum Frauengesundheit, regelmäßig kompetente Personen – Hebammen, ÄrztInnen, Projektfrauen, Frauenbeauftragte etc. – versammeln, die der Politik zum Thema Frauen und Gesundheit Entscheidungshilfen geben können.

Die Landesfrauenbeauftragte erklärte sich bereit, diesen Arbeitskreis ins Leben zu rufen. Wann genau, ist unklar. Seit ihrer Zusage hat sich nichts getan. Und bald wird in Thüringen der Landtag gewählt.

Toleranter als 25

Das Feministische Frauengesundheitszentrum in Berlin

von Claudia von Zglinicki

Das Freundlichste, was einer Frau gesagt wird, die sich als Feministin outet, klingt besorgt: »Aber doch keine militante?!« Eine offene Diskussion darüber zu führen fällt schwer, zu groß ist die Angst vieler, vereinnahmt zu werden, gar selbst als männerfeindlich zu gelten. Vor allem jüngere und Frauen aus dem Osten fürchten sich vor dem magischen Wort Feminismus, aber nicht nur sie. Wenn das im Trend der Zeit liegt, muß es ein Entschluß für ein Projekt sein, den Feminismus gleich im Namen zu führen. Das Feministische Frauengesundheitszentrum in Berlin, eins von 20 in der Republik, tut das, seit 25 Jahren nunmehr. Nach einer Debatte entschieden die Mitarbeiterinnen sich dafür, das auch so beizubehalten, sich weiterhin so zu definieren. Veranstaltungen nur für Frauen anzubieten und mit dem Thema Frauengesundheit konsequent die Probleme und die Sicht des weiblichen Teils der Menschen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit zu stellen, und das auch gar nicht schamhaft zu verschleiern.

Zum Jubiläum bereiten die Mitarbeiterinnen des FFGZ eine Dokumentation vor, die vor allem eine Bedingung erfüllen soll: Sie soll frei sein von jedem Legitimationsdruck. Das Zentrum hat es nicht mehr nötig, seine Daseinsberechtigung immer wieder nachzuweisen. Auch wenn es viele Berlinerinnen gibt, die noch nie von diesem Ort in Schöneberg gehört haben, hat er seinen Platz im Gesundheitswesen der Hauptstadt längst gefunden; erkämpft kann sagen, wem das nicht zu theatralisch klingt. Zweieinhalb Jahrzehnte sind bewältigt – die 70er Jahre mit der Entdeckung des Körpers und den skandalumwitterten Selbstuntersuchungen, die 80er mit der Einsicht, daß das Private politisch ist. Was die Frauen im FFGZ anbieten, vermittelt seit langer Zeit neue, kritische Einsichten, inzwischen auch bei Ärztinnen und Ärzten. Die Kurse und Veranstaltungen werden gebraucht, Mädchen und Frauen finden diese Auseinandersetzung mit dem Gesundheitswesen und dem Machbarkeitswahn der technischen Mediziner, diese Ermutigung zum eigenen Kopf, auch auf diesem diffizilen Gebiet, nur an wenigen Orten in der Stadt. Eine Massenbewegung »Hin zum FFGZ!« mag Wunschtraum bleiben; es kommen jedenfalls viele Besucherinnen, fragen, wundern sich, bekommen Antwort und Rat. Nur das, was manche fürchten, geschieht nicht: Sie werden nicht unter Druck gesetzt, »politisch korrekt« oder irgendwie progressiv mit sich und ihrem Körper umzugehen. Der Anspruch des Zentrums ist pädagogisch, das ja. Missionarisch ist er nicht. Hier soll keine umerzogen werden. Sie soll vielmehr selbst erzählen. Sie kann zuhören. Andere Frauen zeigen ihr neue Varianten, mit Krankheit, Kinderwunsch oder Verhütung, mit Alter, Sex und Ängsten umzugehen.

Eine Geschichte aus der riesigen Wohnung in dem schönen alten Haus: Eine Frau, die unter einem Myom litt, suchte alternative Behandlungsmöglichkeiten. Sich künftig radikal anders zu ernähren schien eine Chance zu sein. Sie nutzte sie, und das Myom bildete sich zurück. Die Patientin wurde wieder gesund – und unzufrieden. Durch die konsequent makrobiotische Ernährung war sie auf einmal in ihrem Freundeskreis ausgegrenzt. Sie ging nicht mehr in Kneipen, sie blieb allein, die Partnerschaft war gestört. Die Beraterin im FFGZ redete mit ihr über die neue Situation. Die Frau entschied sich schließlich gegen die Makrobiotik, und niemand im Gesundheitszentrum rümpfte die Nase. Entscheidend war, daß die Besucherin selbst herausfand, was sie weiter tun wollte.

gedacht: zentrum wird

Die traditionelle Patientin vor dem Doktor Allwissend wird mündig, daran arbeiten die Frauengesundheitszentren. Drei von ihnen seit Beginn der 90er Jahre auch in Ostdeutschland.

Neu ist der Schwerpunkt Ältere Frauen in der Arbeit des Berliner FFGZ. Erste Informationsmappen für Interessierte zu einzelnen Themen wie Osteoporose liegen bereit. Über diese Themen, die andere Frauen als bisher erreichen sollen, sprechen die Mitarbeiterinnen auch in Nachbarschaftszentren, gehen also an Orte, bei denen nicht Schwellenangst mögliche Besucherinnen fern hält. »Wir sind«, erklärt Monika Fränznick aus dem Leitungsteam das Selbstverständnis des Feministischen Frauengesundheitszentrums, »toleranter, als die meisten uns zutrauen«. Ein guter Satz für die nächsten 25 Jahre.

Adressen der Frauengesundheitszentren

Feministisches
Frauen Gesundheits Zentrum Berlin
Bamberger Str. 51, 10777 Berlin
Tel.: (030) 213 95 97 / Fax: (030) 214 19 27
Di/Do 10–13 Uhr, Do 17–19 Uhr

Frauengesundheitszentrum Bremen
Elsfletherstr. 29, 28219 Bremen
Tel.: (0421) 380 97 47 / Fax: (0421) 38 26 71
Mo, Di, Mi, Fr 10–13 Uhr, Do 16–19 Uhr

Frauen-und Mädchengesundheitszentrum
Cottbus »Women life e.V.«
Max-Grünebaum Str. 9, 03042 Cottbus
Tel.: (0355) 729 30 05
Mo.–Do. 8–16 Uhr, Fr. 8–12 Uhr

Frauen- und Mädchen-
gesundheitszentrum Medea
Prießnitzerstr. 55, 01127 Dresden
Tel.: (0351) 849 56 79 / Fax: (0351) 804 05 06
Mo. 17–19, Di., Do. 10–14Uhr

Frauengesundheitszentrum
TIAMAT – FrauenHeilWeise
Schlösserstr. 24, 99084 Erfurt
Tel.: (0361) 562 17 77 / Fax: (0361) 562 17 79
Di. 9–12, 15–18, Do. 16–19 Uhr;
Hebammensprechstunde:
Di. 9–12, 14–17 Uhr

Feministisches Frauengesundheits-
zentrum Frankfurt
Kasselerstr. 1a, 60486 Frankfurt
Tel.: (069) 70 12 18 / Fax: (069) 77 71 09
Mo. ,Mi. ,Fr. 11–13, Di. 17–19 Uhr
Fem.Frauengesundheitszentr.FFM@t-online.de

Frauen- und Mädchen-
Gesundheitszentrum Freiburg
Erbprinzenstr. 14, 79098 Freiburg
Tel./Fax: (0761) 202 15 90
Mi. 9.30–12; 16–17; Do. 15–18 Uhr

Frauengesundheitszentrum Göttingen
Goetheallee 9, 37073 Göttingen
Tel.: (0551) 48 45 30 / Fax:. (0551)48 70 60
Mo. ,Di. 11–13; Mi., Do. 17–19 Uhr

Frauengesundheitsladen Hamburg
Marktstr. 27, 20357 Hamburg
Tel./Fax: (040) 439 53 89
Mi. 13–14, Fr. 16–18 Uhr

Frauengesundheitszentrum
Information für Frauen – IFF
Alte Eppelheimerstr. 38, 69115 Heidelberg
Tel.: (062 21)213 17 / Fax: (062 21) 16 07 06
Di., Mi. 10–12; Do. 16–18 Uhr

Feministisches
Frauengesundheitszentrum Hagazussa
Roonstr. 92, 50674 Köln
Tel.: (0221) 23 40 47
Mo., Do. 16–19; Di. 10–12 Uhr

Frauengesundheitsberatung
Annette Scheuer c/o ARANAT
Mühlenbrücke 5a, 23552 Lübeck
Tel.: (0451) 70 44 94 / Fax: (0451) 738 27
Mo.–Do. 10–13, Mi. 16–18, Do. 17–19 Uhr

Frauengesundheitszentrum München
Nymphenburgerstr. 38, 80335 München
Tel.: (089) 129 11 95 / Fax: (089) 129 84 18
Mo. 14–17; Di., Mi., Fr. 9.30–12.30, Di. 15–17 Uhr

Frauengesundheitszentrum Nürnberg
Fürtherstr. 154, 90429 Nürnberg
Tel./Fax: (0911) 32 82 62 und (0911) 326 31 00
Mo.–Do. 17–19 Uhr

Frauengesundheitszentrum
Ringelblume Potsdam
Friedrich Ebert Str. 58, 14469 Potsdam
Tel./Fax: (0331) 280 06 87
Di. 9–12; Do. 9–12 und 17–19 Uhr

Frauengesundheitszentrum Regensburg
Badstr. 6, 93059 Regensburg
Tel.: (0941) 81 64 47 / Fax: (0941) 89 34 73
Di., Mi. 10–13; Di. 17–20, Do. 14–17 Uhr

Frauengesundheitszentrum Straubing
Egererstr. 7, 94315 Straubing
Tel.: (094 21) 608 83
Di. u. Fr. 9–11 Uhr

Feministisches Frauengesundheits-
zentrum Stuttgart
Kernerstr. 31, 70182 Stuttgart
Tel.: (0711) 29 63 56
Di. 10–13 u. Mi. 17–19.30 Uhr

Sirona – Frauengesundheitszentrum
Dotzheimer Str. 9, 65185 Wiesbaden
Tel.: (0611) 30 16 94
Mo., Mi., Fr. 10–12, Do 15–18 Uhr

Büro des Dachverbands
Goetheallee 9, 37073 Göttingen
Tel./Fax: (0551) 48 70 25
www.medizin-forum.de/
selbsthilfe/frauenzentren/
mailbox: elvira.kalusa@t-online.de

Macht Wahn Sinn?

Text: Kathrin Gerlof Foto: Tina Schimansky

Ein Tribunal sollte im vergangenen Jahr darüber entscheiden, ob die medizinische Psychiatrie Konkurs anmelden sollte. Es war der Auftakt für eine neue Antipsychiatriebewegung

Natürlich hat das Verrückte seinen Reiz, so wie das Grauen, grüngefärbte Haare, Pearcing und Veganer. Es ist fremd, und das soll es auch bleiben. Es bedient voyeuristische Neigungen und gibt die Möglichkeit, sich abzugrenzen. Solange man nicht durch die Stadt läuft und behauptet, Jesus zu sein, ist die Welt irgendwie noch in Ordnung. Vor allen Dingen dann, wenn man jemanden getroffen hat, der durch die Stadt läuft und behauptet, Jesus zu sein. Hinter vorgehaltener Hand erzählt man sich Geschichten über Bekannte, die in der Klapse sind. Wenn es sich dabei um die geschlossene Abteilung handelt, ist Ernst geboten. Die Geschlossene ist das Ende vom Lied. Wer da wieder rauskommt, kann zehn Jahre lang pünktlich 6.17 Uhr aufstehen, frühstücken, mit dem Bus zur Arbeit fahren, nach Hause kommen, die Vorabendserien sehen und mit geputzten Zähnen ins Bett gehen: Verrückt bleibt verrückt. Und außerdem zuckt ab und an das linke Augenlid.

Für die meisten Menschen findet die Begegnung mit dem Wahnsinn über die Medien statt und hat fast immer etwas mit Kriminalität zu tun. Sie lernen nicht zurechnungsfähige Mörder kennen, Personen mit übersteigertem oder gar keinem Selbstwertgefühl, Schizophrene, die sich abends in ihre eigene Mutter verwandeln, Amokläufer, affektive Persönlichkeiten und dergleichen mehr. Solche Menschen – das sagt einem dann der gesunde Menschenverstand – gehören eingesperrt. Bereits die Sprache hat sie von der Person zu einem Fall stilisiert, und einem Fall muß man sich nicht als Person nähern.

Die andere – und dann eher akademische – Seite der Berichterstattung ist die über die Zustände in der medizinischen Psychiatrie. Hier ein Ausbruch, dort werden Mittel gekürzt und Betten eingespart, hier betreutes Wohnen, da ein neues Medikament. Es gibt Diagnosen, Behandlungen, Anstalten, Krankenhäuser, die alle dazu dienen, die Vorstellung aufrechtzuerhalten, daß es geistig kranke Menschen gibt. Wenn dann welche kommen und fordern, die Krankheitsbegriffe Schizophrenie, manisch /depressiv, Borderliner aufzugeben, werden sie im Allgemeinen für verrückt angesehen. Spannend ist es, wenn sie verrückt sind, und noch interessanter wird die Angelegenheit, wenn sie die Meinung vertreten, das Verrückte sei Bestandteil des öffentlichen Lebens und gehöre nicht weggesperrt.

Seit dieser Standpunkt wieder in der öffentlichen Diskussion ist, sieht sich die medizinische Psychiatrie Deutschlands einer gegenwärtig einmaligen Konfrontation mit Menschen gegenüber, die für die Abschaffung oder radikale Reformierung der Anstalten plädieren. Diese Menschen möchten, daß nie wieder jemand gegen seinen Willen »in die Klapse eingefahren wird«. Deshalb erhoben wissenschaftliche Vertreter und Vertreterinnen der Antipsychiatriebewegung und Psychiatriebetroffene eine Anklage, die im vergangenen Jahr in der Berliner Volksbühne auf einem Tribunal verhandelt wurde. Die Ankläger waren Frauen und Männer der Berliner »Irrenoffensive«, Thomas S. Szasz, Professor der Psychiatrie aus New York, der Berliner Professor für politische Wissenschaften Dietmar Kamper, der Professor für politische Wissenschaften Wolf-Dieter Narr und die Professorin für Soziologie Gerburg Treusch-Dieter. Auf dem Tribunal, das den Namen »Foucault -Tribunal« trug, verhandelten sie gemeinsam mit anderen über die wirklichen Lebensverhältnisse von zwangseingewiesenen und zwangsbehandelten Menschen. Die Jury dieser Verhandlung war entgegen der üblichen Praxis parteiisch und bestand aus Menschen, die in der Öffentlichkeit als verrückt, blöd, irre, psychisch krank gelten. Angeklagt waren Psychiater, Leiter Psychiatrischer Anstalten und politische Befürworter der medizinischen Psychiatrie. Einige wenige – zum Beispiel der Chefarzt der Bremer Psychiatrie-Klinik, Professor Peter Krukenberg hatten sich bereit erklärt, auf der Bank der Verteidiger der Psychiatrie zu sitzen. Das dreitägige Tribunal endete mit einem klaren Urteilsspruch der Jury, die die gegenwärtig praktizierende Psychiatrie für schuldig befand, Zwangsmaßnahmen auszuüben und somit Menschenrechte zu verletzen. Damit war der Grundstein für eine sich neu formierende Antipsychiatriebewegung gelegt. Ende der sechziger Jahre war diese politische Bewegung schon einmal sehr stark in der öffentlichen Diskussion. Damals wurde in Italien die Öffnung der Irrenhäuser durchgesetzt. Der Versuch, Psychiatrie grundlegend neu zu denken, scheiterte. Unter anderem auch daran, daß mit dem Öffnen der Irrenhäuser allein für die Insassen noch keine Möglichkeit eröffnet war, ihr verrücktes Leben selbstbestimmt in die Hände zu nehmen. Wohin nach zwanzig oder dreißig Jahren geschlossener Anstalt?

Für viele Menschen und für Gruppen wie die »Irrenoffensive« ist Psychiatrie schon lange kein Hilfsangebot mehr, sondern eine Institution, die Zwang ausübt. Die ganz Radikalen und zutiefst Verletzten unter ihnen wollen diese Institution deshalb abschaffen. Diese konsequente Haltung teilen nicht viele. Alle aber sind sich einig darin, daß auch die Psychiatrie nicht das Prinzip der Freiwilligkeit verletzen darf. Für sie sind Medikation mit bewußtseinsverändernde Drogen, Fixierungen, Elektroschocks, Einsperren gegen den Willen der Betroffenen und Entmündigung Zwangsmaßnahmen, die zu ergreifen niemand ein Recht und die zu ertragen niemand die Pflicht hat. Thomas S. Szasz, ein Mann, der seit Jahrzehnten in der Antipsychiatriebewegung agiert, bezeichnet diese Behandlung eines Menschen als »grausames Mitleid«. Menschen werden als psychisch krank definiert und versorgt, anstatt Zuwendung ohne Zwang zu bekommen.

Niemand von denen, die versuchen, das zu ändern, glaubt ernsthaft, daß Zwangsbehandlung in Psychiatrien gegenwärtig ein Thema ist, das in der Öffentlichkeit diskutiert wird. Dafür interessiert sich kein Mensch. Es gibt ein Interesse für berühmte Verrückte, so wie es eins für berühmte Alkoholiker gibt. Aber keins für die Sozialhilfeempfängerin, die von ihrer Familie entmündigt wurde und nun versucht, irgendwie wieder Fuß zu fassen. Auf dem Foucault-Tribunal kamen sie zu Wort: Die nicht berühmten Verrückten. Die, die keine Gedichte schreiben oder Bilder malen. Niemand von ihnen ist seiner adligen Großmutter an die Gurgel gegangen, hat eine zwanghafte Neigung zu Casinobesuchen oder versucht gar, eine Neuverschuldung des Staatshaushaltes durchzusetzen. Es gab zahlreiche Konflikte auf dem Tribunal, die bis heute nicht ausdiskutiert und nicht ausgeräumt sind. Konflikte zwischen denen, die sagen, Verrückt-Sein ist schön und nur Ausdruck eines anderen Lebensgefühls und denen, die unter ihrer Verrücktheit leiden. Zwischen denen, die Psychopharmaka generell ablehnen und denen, die sich nicht anders als so zu helfen wissen. Zwischen denen, die die Psychiatrie abschaffen, Psychiater zu Drogenberatern umschulen, einen Lehrstuhl für Wahnsinn an der Universität einrichten wollen und denen, die an eine Reformierbarkeit der Psychiatrie glauben. Der Geist – so radikal, dies zu sagen, sind die meisten von ihnen – der Geist kann nicht krank sein. Krankheit ist immer an den Körper gebunden. Der Verstand aber, folgt man Artaud, ist »nur eine gewaltige Eventualität«.

Die amerikanische Feministin Kate Millet brauchte einen guten Anwalt und viel Geld, um aus der geschlossenen Anstalt wieder rauszukommen. Kathrin Gerlof sprach mit ihr.

Glauben Sie, daß die Situation in den USA vergleichbar ist mit der in Deutschland?

Ja, die rechtlichen Voraussetzungen ähneln sich. Überhaupt gibt es weltweit keine großen Unterschiede in den psychiatrischen Systemen.

Glauben Sie, daß das Tribunal der Anfang einer neuen Anti-Psychiatriebewegung sein könnte?

Das glaube ich. Es war uns wichtig, daß konkrete Aussagen gemacht wurden. Es gibt ja endlose Debatten zu diesem Thema, offzielle Stellungnahmen von Psychiatern, Politikern, ein Spiel mit Meinungen, hin und her, und es führt alles zu nichts. Aber jetzt haben wir konkrete Anklagen und ein Urteil. Dies sind Dokumente, mit denen wir arbeiten können, beispielsweise durch eine Verbreitung im Internet. Und etwas hat hier begonnen, das uns Hoffnung macht. Wir sind daran interessiert, Nicht-Regierungsorganisationen zu bilden und bei den Vereinten Nationen um Anerkennung zu bitten. Ich glaube, daß die NGOs eine sehr effektive Möglichkeit sind, soziale Themen aufzubringen. Zwar kommt es nicht immer zu einer praktischen Durchsetzung aller Anliegen, aber zumindest zu einer theoretischen Akzeptanz.

Das Märchen vom glücklichen Irren

Text: Annette Maennel
Fotos: Annettt Ahrends

»VIVA LA ANARCHIE« – so steht es angemalt mit großen roten Buchstaben an der grauen, rissigen Wand eines heute unbewohnten Hauses mit zugemauerten Fenstern und losen Dachschindeln, daß ziemlich nah am Ortseingang im brandenburgischen Frankfurt an der Oder steht. Hier fanden sich nach der politischen Zeitenwende vor nunmehr bald zehn Jahren Leute zusammen, die eine Villa wollten ohne Schrankwand, ohne Kühlschrank und ohne Fußabtreter. Die neuen Besitzer schmückten ihre Zimmer mit Tüchern, ignorierten es, Tag und Nacht zu unterscheiden, ließen ihre Hunde von Tellerchen essen und die Ratten Samba tanzen. Es schien ihnen wie von Zauberhand geglückt zu sein, sich von einer Lebensweise in eine andere zu versetzen, sich verrückt zu haben. Sie verweigerten sich dem Spiel, bei dem es darauf ankommt, möglichst unbeschadet am Ziel anzukommen, und kickten den Tag mit seiner zwangsläufigen Routine in überstürzter Maßlosigkeit wie einen Ball über den Zaun, der dann auf der anderen Seite auf einem der kleinen angelegten Beete aufprallte und liegenblieb.

Diese kleinen Erdstreifen gehörten zum städtischen Klinikum, aufgeteilt zur Pflege und Züchtung an je eine der Stationen. Die winterliche Jahreszeit läßt keine Rückschlüsse auf botanische Wunderwerke zu, außer, daß sich auf einer kleinen Parzelle das verwelkte Unkraut vom Vorjahr unverschämt breit macht. Die Patenschaft darüber trägt die KP 3 – Klinik für Psychiatrie, Station 3. Den Bewohnern scheint die Gartenarbeit nicht sonderlich ans Herz gewachsen zu sein und irgendwie wird das doch auch nicht von den richtigen(?) Verrückten erwartet – von denen, die sich mit »Majestät« ansprechen lassen, oder die wild gestikulierend in weiten Gewändern und mit aufgelöstem Haar durchs Haus flattern, die wie fröhliche Kinder unbeschwert durchs Leben segeln oder denen, die täglich Briefe mit Verleumdungen an alle möglichen Behörden schreiben ...

Bilder und Vorstellungen von Narren, aufbewahrt aus Geschichten und Filmen, ließen sich an dieser Stelle fortführen. Entstehen würde ein farbenfrohes Bild, in dem sich die Farbe Pink neben grellem Gelb tummelt, sich ein Band in dunklem Rot von einem Ende zum anderen zieht und Gesichter mit blaßrosa Grinsen, gelblichen Zähnen und Tränensäcken unter den Augen auftauchen. Darüber gespannt das blasse Blau eines eisigen Lächelns, den Augen-Blick geschwungen übers kahle Feld, der auf einem dunklen Stein zerschellt. Oder anders.

Aber da ist nichts. Nichts als Ruhe. Wochenende. Jeder darf hingehen, wohin er will. Jede darf machen, was sie will. Ein alter Mann schlurft in Hausschuhen Schrittchen für Schrittchen den langen Stationsgang zum Tisch, der mit Blumen und Tischdecke mitten auf dem Flur steht, und setzt sich auf den Sessel. Neben ihm liegen *Tina*, *Anna* und *Bild*. Sie sehen nicht sonderlich abgegriffen aus – wahrscheinlich hat sie der Besuch von »draußen« mitgebracht.

»Drinnen« und »draußen« – das sind überhaupt die beiden Worte, mit denen sich am treffendsten der öffentliche Umgang mit der Psychiatrie beschreiben läßt. Oft haben die, die jetzt »drinnen« sind, einen langen Weg voller Angst und Bedenken hinter sich gelassen, bevor sie freiwillig ihren Fuß über diese Schwelle setzten. Angst davor, von ihrem Umfeld stigmatisiert und ausgegrenzt zu werden. »Wenn sich das rumspricht, bekomme ich keine Aufträge mehr», sagt eine Patientin, die in der Baubranche tätig ist und neben ihrer Behandlung weiterhin arbeitet. Eine andere ist selbst im Gesundheitswesen beschäftigt, und obwohl man dort aufgeklärte KollegInnen erwartet, ist auch bei ihr die Panik vor dem Kenntlichmachen groß. Da stellt sich auch keine Erleichterung ein, wenn sie bemerken, daß das alles nicht so verdreht ist, wie sie es sich vorgestellt hatten – daß zum Beispiel nicht aus Plastebechern getrunken und mit Plastebesteck gegessen wird, daß das Personal in normalen Klamotten herumläuft und das keiner jemanden auf einer offenen Station zu etwas zwingen kann.

»Zwang« – auch das ein Reizwort, an dem sich die Geister entzünden. Lehnen es die einen ab, durch Neuroleptika in das geforderte Maß an Ausgeglichenheit zurückgeführt zu werden, wollen die »Stimmenhörer« weiterhin mit ihren Stimmen leben. Während manche sich generell gegen den Eingriff in das Persönlichkeitsrecht eines Menschen wehren, wenn das Gericht oder der psychiatrisch-medizinische Dienst eine Zwangseinweisung in die geschlossene Abteilung veranlaßt, gibt es andere, die auf eine Behandlung angewiesen sind.

Jeanette ist 16 Jahre alt. Zu Hause kümmert sich ihre Mutter um ihre kleine Tochter. Jeanette redet gern und viel. Ihre kurzen, rot gefärbten Haare fallen strähnig in die Stirn, ihre Augen sehen manchmal ziemlich müde aus. Auf ihrem blassen Gesicht tummeln sich kleine Pubertätspickel, und sie ist zu dick. Eigentlich möchte man sie irgendwo auf die Berge in einen Sonnenstuhl legen und sagen: Mädchen, tank erst einmal Luft, beweg Dich, tu etwas für Dich. Doch leider ist die Zeit, in der das Wünschen noch etwas geholfen hatte, vorbei. Jeanette sieht sich nicht wirklich. Zu der Fotografin sagt sie, daß sie sich gern fotografieren ließe, auch nackt. Ihr macht die Welt da »draußen« Angst. Alles erscheint wie in Watte gepackt, bonbonfarben, und bewegt sich auf sie zu. Kommt sie nach Hause, fühlt sie sich von den Wänden bedrängt und eingesperrt. Sie ist gern in der Klinik. Hier ist der Tagesablauf geregelt. Hier will sie »wieder gesund werden«.

Psychiatrie bedeutet: Spagat zwischen Hilfe und Bevormundung, der viele Mißverständnisse provoziert, aber auch die Chance bietet, andere Wege im Rahmen strukturell begrenzter Möglichkeiten und medizinischer Auffassungen auszuloten. Dafür entschied sich der Chef des Hauses, der Hamburger Facharzt für Psychiatrie, Psychotherapie und Innere Medizin Ulrich Niedermeyer, als er 1995 nicht eine Stelle in der Schweiz annahm, sondern mit Frau und Kindern in den östlichen Zipfel Deutschlands an die polnische Grenze zog. Sein Arbeitsrefugium liegt im Dachgeschoß. Eingerichtet mit Korbmöbeln und chinesischer Kalligraphie an den Wänden läßt nichts in dem kleinen hell getünchten Zimmer, in dem das Fenster den Blick auf Tannenwipfel freigibt, auf ein Hospital schließen.

Niedermeyer, ganz in elegantes Schwarz gehüllt , hat ein entwaffnendes Lachen und eine sehr sympathisch-gelassene Art, seinen Gang von West nach Ost mit einem Augenzwinkern zu beschreiben. Daß er mit einer Portion Naivität und getrieben von dem Reiz, etwas in den »neuen Ländern« aufzubauen, die Stelle antrat, gibt er unumwunden zu. In Zeiten der DDR-Psychiatrie wurde auf die psycho-logisch-psychodynamischen Prozesse wenig Wert gelegt, was zählte, waren die organischen Befunde. Das macht das Ausmaß der Misere im nachhinein deutlich. Da lagen in einem Zimmer Schizophrene neben Borderline-Patienten, Alkoholiker neben Leuten, die an einem Bandscheibenvorfall litten. Die Zimmer waren groß und oft lieblos ein-

Jörg Steingen, Pfleger

Angela Eichholz, leitende Stationsschwester

Ulrich Niedermeyer, Chefarzt

gerichtet. Nicht selten drängten sich 8 bis 10 Patienten in einem Raum. Da blieben viele sich selbst überlassen. Heute hat sich auch hier etwas getan – es gibt vorwiegend hell und freundlich ausgestattete Vierbettzimmer. Jede der 3 Etagen ist in einem anderen pastellnen Farbton gehalten. Als Ulrich Niedermeyer die Station übernahm, fielen ihm zwei Dinge auf: die geringe Fluktuation des Personals und ihr beherztes Zupacken.

Er brach alte Strukturen auf, ermutigte die Schwestern, sich auf Kongressen weiterzubilden, und schickte die Stationsleitung in die alten Bundesländer zum Umschauen. Angela Eichholz war einen von ihnen. Die heute 40jährige Frau, Mutter zweier halbwüchsiger Kinder, leitet die Station schon seit 20 Jahren, obwohl sie diesen Beruf eigentlich niemals ergreifen wollte. Ihr Wunsch war es, alte Gebäude zu restaurieren – von den raren Ausbildungsplätzen erhielt sie damals aber keinen. In die Psychiatrie wechselte sie, weil »das Klientel spannender war«, und wie sie nach einigem Überlegen hinzufügt, »sie hier viel mehr von ihrer Persönlichkeit einbringen muß«. Auf der großen, schlanken Frau lastet eine Menge Verantwortung – mit der Wende ist das Pflegepersonal nicht mehr dem Chefarzt unterstellt, sondern der Stationsschwester. Dabei sieht der pflegerische Aspekt hier etwas anders aus: mit außerordentlichen Situationen umgehen können, Verständnis aufbringen, Amtswege mit den Patienten erledigen, sie zur Eigeninitiative motivieren gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Schwestern. Und nicht jeden Tag sieht sich die Schwester in der Lage, daß sie gutgelaunt und ohne eigene Probleme den Patienten gegenübertreten kann. Dennoch fühlt sich Angela Eichholz nach der langen Zeit noch nicht als »milieugeschädigt«.

Sie war es auch, die unter den neuen Bedingungen und nach dem Kennenlernen anderer Stationen die Initiative ergriff, sich vom Kittel zu trennen. Dagegen wehrten sich zuerst einige der Schwestern, bedeutete es doch, daß jede ihr Verhältnis zu den Patienten neu überprüfen mußte. Sie waren plötzlich viel näher und dichter dran, mit dem Verlust des Kittels schmolz die künstlich aufgebaute Distanz hin. Heute haben sich alle damit arrangiert – ebenso mit der Supervision, die nicht wenige als Unsinn ablehnten. Der neue Wind brachte noch andere Veränderungen mit sich: ein gewandeltes Behandlungskonzept. »Wir versuchen den Menschen ganzheitlich zu sehen. Unsere Behandlung setzt sich aus drei Säulen zusammen: der medikamentösen, der psychotherapeutischen Behandlung und der soziotherapeutischen Angebote«. Zum letzteren gehören Bewegungs-, Mal- und Musiktherapie, Keramik, Flechten, Metall- und Holzarbeiten. Eine eigene Mal- oder Musiktherapeutin kann sich die Klinik nicht täglich leisten – also haben sich diesem Bereich zwei Schwestern angenommen. Eine andere initiiert einen Gesprächskreis für Angehörige, eine vierte backt mit ihnen und eine fünfte kümmert sich um das Gartenstückchen.

Der Chef sieht das Engagement mit Freude, mit interessierten Mitarbeitern macht die gemeinsame Arbeit Spaß. Er wünscht sich ein kritisches, aufgeklärtes Personal genauso, wie er sich kritische Patienten wünscht. Gerade weil der Glaube an den Gott in Weiß im Gegensatz zu den alten Bundesländern noch stark ausgeprägt ist, heißt ein Ziel des Hauses, daß der Patient als Experte seiner eigenen Krankheit die Station nach einem viertel- bis halbjährlichen Aufenthalt verläßt und in dieser Zeit gelernt hat, mit seinen Symptomen umzugehen.

In den letzten Jahren hätten Alkoholsucht, der Konsum von illegalen Drogen, Angst- und Eßstörungen zugenommen, berichtet Ulrich Niedermeyer. Schwester Angela bestätigt es und fügt hinzu, daß viele Patienten hier unter Depressionen leiden. Dabei hätten insbesondere die reaktiven Depressionen auf Grund von Arbeitslosigkeit, existentieller Unsicherheit und den damit verbundenen Ängsten zugenommen.

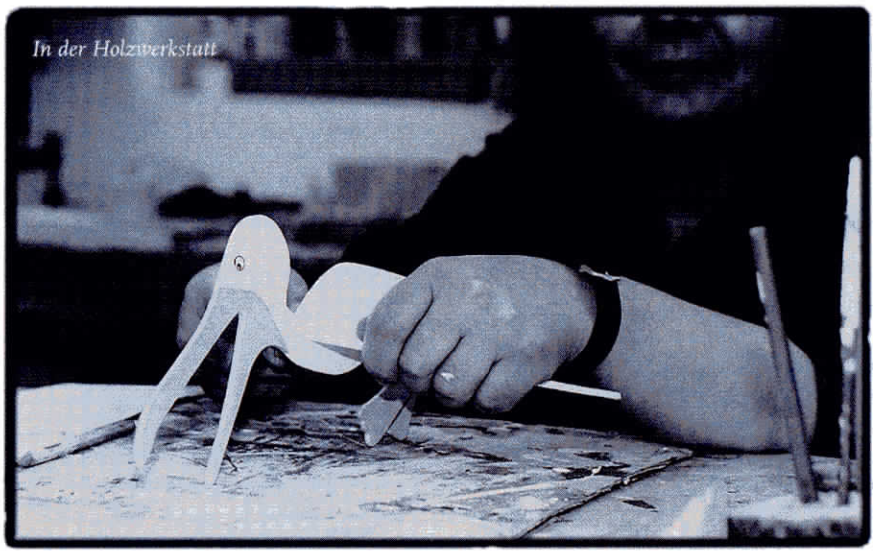
Der Depressive lacht nicht, malt nicht, tanzt nicht, schreit nicht – diese Menschen sind freudlos, ängstlich, ohne Hoffnung, haben keinen Appetit und können oft nicht schlafen. Obwohl sie unbedingt Hilfe benötigen, sind sie nur selten in der Lage, sich mitzuteilen. Sie ziehen sich extrem zurück, vermeiden jeglichen Kontakt zu anderen. Es gelingt ihnen nicht, sich aus ihrer eigenen Situation zu befreien. Sie machen sich für ihren Zustand selbst verantwortlich, schämen

sich ihres Versagens und sind selbstmordgefährdet. Da helfen weder gutgemeinte Ratschläge noch Drohungen, sich doch endlich mal am Riemen zu reißen – das verstärkt letztendlich nur noch das Krankheitsbild. Leider verstehen die wenigstens der Angehörigen und Freunde den Ernst der Lage – verkannt als »störrisch» oder »unzumutbar« werden sie abgewiesen und allein gelassen.

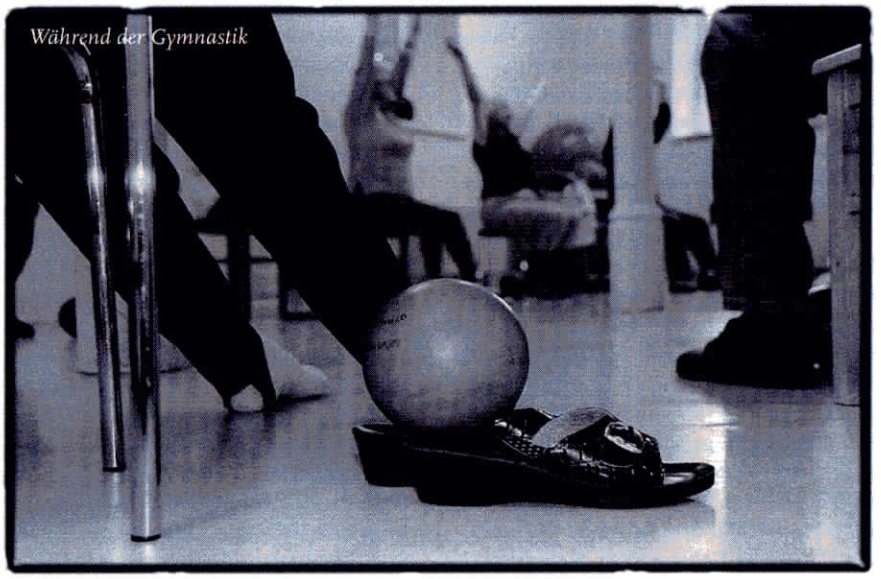
Manchmal wechselt sich die Depression mit einer ebenfalls unbegründeten oder überzogenen Hochstimmung (Manie) ab. Die betroffene Person ist übermäßig aktiv, gut gelaunt und lebhaft. Da bieten sich Möglichkeiten, die krankheitsbedingte Störung expansiver als früher auszuleben. Mit der Kreditkarte wird der Ferrari gekauft oder in ein Flugzeug nach »irgendwo« gestiegen. Häufig kommt es zu einem periodischen Verlauf, bei dem sich manische, depressive und »normale« Phasen abwechseln. Ca. 15% der Bevölkerung sind hin und wieder leicht depressiv, während ungefähr 2% – 7% an einer schweren endogenen Depression leiden. Frauen sind deutlich häufiger als Männer betroffen.

Die Physiotherapeutin Heidi Plock greift nach ihrem Recorder, der Kassette mit Musik der Neuen Deutschen Welle und geht in den Bewegungsraum. Gekommen sind einige. Es hat sich rumgesprochen, daß Leute von »draußen« im Haus sind und mitmachen. Leichte Übungen, motivieren, reizen. Jeanette fährt ihre ganze Kraft, andere versuchen den Weg zu verkürzen oder bewegen sich kaum. Mechanisch folgen sie dem fröhlichen Ton von »Hacke, Spitze, Hacke, Spitze – zur Seite und ran«. Auf manche Gesichter verirrt sich kaum ein Lächeln. Nach einer halben Stunde verschwinden sie schnell, die wenigsten haben ihre Anwesenheit von der Therapeutin gegenzeichnen lassen. Zu nah auch dieser Schritt. Man freue sich, so die Therapeuten, wenn die Patienten überhaupt zum tanzen, töpfern, malen kommen oder in der Holzwerkstatt z.B. ausgeklügelte Flugzeugmodelle bauen. »Das sind alles Anzeichen dafür, daß sie beginnen, sich wieder als aktiv – dem Leben zugewandt – zu fühlen.« Wer mit Depressiven arbeitet, braucht viel Geduld. »Manchmal«, sagt Angela, »fühle ich mich völlig überfordert von der Aufgabe, jeden Tag vor einer Gruppe Depressiver zu stehen und den Animateur zu spielen«.

Es wird angeboten. Wer will greift zu, die anderen können es lassen. Dem neuen Ton wich der Befehlston. Wurde in den siebziger Jahren noch jeder als Begrüßung in eine Wanne gesteckt und gereinigt, wird heute ein Mensch,


In der Holzwerkstatt

In der Keramikwerkstatt


Während der Gymnastik

der sich krankheitsbedingt hängen läßt und stinkt, über sechs Ecken dazu überredet, sich ein Bad zuzumuten. Auch hier wieder der Spagat zwischen Hilfe und Entmündigung: Ein manisch-depressiver Mann kann nicht mit seinem Geld umgehen. Er hat Spielschulden. In Absprache mit ihm, schließen die Schwestern seine Geldkarte weg und tätigen alle Bankgeschäfte gemeinsam. Es ist immer wieder ein Balanceakt. Natürlich geht die Einweisung in eine geschlossene Abteilung mit einer Entmündigung einher, doch gedacht ist an einen Schutz des Patienten und den seines Umfeldes.

Schwester Angela kennt die Argumente der Psychiatrieerfahrenen, die sich in der Irrenoffensive zusammengeschlossen haben und sich gegen jegliche Bevormundung wie auch gegen die Vergabe von Medikamenten aussprechen, die ihre Andersartigkeit beeinflussen. In ihren Augen sind jedoch Neuroleptika notwendig, wenn sie dem Menschen die Angst nehmen. »Nur wenn die Psychose keine Angst macht, kann sie kreativ sein«.

Ulrich Niedermeyer legt Wert darauf, daß er seinen depressiven Patienten die neuen und teueren Antidepressiva verordnet. Im Gegensatz zu den üblichen Transquilizern wirken sie schneller, machen nicht süchtig und gehen mit erheblich geringeren Nebenwirkungen einher. Wer den Kampf gegen die Depression aufnimmt, sollte sich einer medikamentösen und einer psychotherapeutischen Behandlung unterziehen. Es sei falsch, davon auszugehen, daß sich das komplexe Krankheitsbild nur mit Hilfe eines Heilpraktikers oder Psychotherapeuten behandeln ließe, erläutert Niedermeyer. Die Menschen leiden – »und wir versuchen, ihren gesunden Anteil auf-zubauen, sie auf zu Hause vorzubereiten«, ergänzt Schwester Angela. Dazu gehöre auch, daß sie regelmäßig tanzen, schwimmen oder ins Kino gehen. Haben die »Ehemaligen« Sehnsucht nach ihren Schwestern, oder nach Weggefährten aus der Klinik, kommen sie einfach dazu.

Mit dem, was die Klinik heute anbieten kann, ist noch lange nicht das Ende der Fahnenstange erreicht. Es gibt schon viele erprobte alternative Ansätze, die es wert sind, Eingang in den regulären Behandlungsablauf zu finden. Zum Beispiel, daß junge Schizophrene zwischen 16 und 30 Jahre anders behandelt werden. Brandenburgs Sozialministerium hat es sich in dem letzten Jahr in Kooperation mit der EU geleistet, eine »Soteria« einzurichten. Niedermeyer, mit dem Schweizer Konzept des Hauses für Geborgenheit, Sicherheit und Heilung vertraut und von seiner Sinnhaftigkeit überzeugt, war gemeinsam mit Schwester Angela maßgeblich an der Verwirklichung beteiligt. Jetzt steht unweit der Stadtmitte, auf einem Hügel, mit Blick über Frankfurt, von einer kleinen Gartenanlage umgeben, eine kleine, rekonstruierte weiße Villa – ein »Wolken-Kuckucks-Heim«.

Das Konzept der Soteria verfolgt den Ansatz, daß die BewohnerInnen hier wie in einer Familie miteinander leben. Die MitarbeiterInnen des Vereins, Laien und zwei Psychologen, richten sich in Rücksprache mit einem Facharzt nach den individuellen Bedürfnissen der BewohnerInnen. Hier stehen den Bewohnern kleine, gemütliche Zimmer zur Verfügung, in die sie sich zurückziehen können, um bewußt ihre Psychose zu erleben. Das gemeinschaftliche Miteinander findet im Erdgeschoß statt – entweder am großen Holztisch in der großen, modern eingerichteten Eßküche oder in der offenen Sitzecke mit Blick auf die Terrasse, an dessen Tisch sich gerade zwei ein Schachduell liefern. Hier ist es so still, daß es beklommen macht. Die große, graue Hauskatze schiebt sich gemächlich über den sanft-blauen Teppichboden.

Nur drei Zimmer von zehn sind bewohnt. Weil die zukünftige Finanzierung nicht gesichert ist, will man nicht die Verantwortung auf sich nehmen, Betroffene aufzunehmen, deren Aufenthalt sich bis zu einem 1/2 Jahr hinausziehen kann. Dabei ist die Warteliste lang. Eine Besonderheit dieses Hauses bietet neben seiner komfortablen, anheimelnden Gastfreundlichkeit das »weiche Zimmer«. In diesem Raum, in dem auf einem hellen, weichen Teppich nur Matratzen und Kissen liegen, kann der Bewohner bei Bedarf seine akute Krise mit einer ihn betreuenden Person, die ihn unter Umständen Tag und Nacht begleitet, überwinden. Ist die akute Phase überstanden, wird das eigene Zimmer bezogen, beginnt die langsame und behutsame Integration in den Tagesablauf, in dem auch für Einkaufen, Kochen und Saubermachen Zeit gefunden werden muß. Das bewußte Durchleben der Psychose, das Reflektieren des Erlebten, setzt nicht nur die ständige Erreichbarkeit des Betreuers voraus, sondern auch das Bedürfnis und den Willen des Patienten, mit sehr geringen oder gar keinen Medikamenten auszukommen. Im dritten Schritt bemüht man sich in gemeinsamen Gesprächen, den besten Weg für den hilfebedürftigen Menschen zu finden, und ihn bei seiner Verwirklichung zu unterstützen. Dem Betroffenen bleibt auch nach dem Auszug der Betreuer als Bezugsperson erhalten. Als hilfreich erweist es sich, wenn sich eine nahe Bezugsperson dem Prozeß mit aussetzt, um den Zustand des geliebten Menschen zu begreifen.

Einen ähnlich gelagerten, aber radikaleren Ansatz, vertritt seit 1996 das »Weglaufhaus« – eine Villa in Berlin-Frohnau. Mitten im gediegenen Villenviertel ein Domizil für Gestrandete, die nicht nur in der Psychiatrie Erfahrungen gesammelt haben, sondern zusätzlich noch obdachlos sind. Wer diese beiden Kriterien, gefordert vom § 17 des Bundessozialhilfegesetzes erfüllt, verfügt über die Eintrittskarte in den illustren Kreis von psychisch gestörten, depressiven oder borderline-erkrankten Menschen, die mehr oder weniger zufällig von dieser Wohngemeinschaft erfahren haben und hier auf einen lebenswerten Ort hoffen.

Offensichtlich ist der Glanz der Villa verblaßt – alles sieht etwas schäbig und abgewohnt aus. Wo früher die Gutbetuchten ihren Gesellschaftsraum hatten, steht heute eine Sitzgruppe aus den 60ern, daneben ein kleines Regal mit einigen Büchern, die schon durch viele Hände gegangen sind. Die Tür zum Büro des Teams steht offen – jeder hat hier zu jeder Zeit Zugang. Peter, ein 26jähriger Psychologiestudent aus Bremen, absolviert gerade sein Praktikum und bemüht sich um Markus, der soeben von einer tobenden Bewohnerin bedroht wurde. Zur Hälfte arbeiten in der Villa ehemalige Psychiatrie-Betroffene, und zur anderen Hälfte Psychologen und Sozialpädagogen. Ihnen steht kein Arzt vor.

Steve, einer der Bewohner, läßt sich in den Sessel fallen – wir sind für ihn eine willkommene Abwechslung. Er, der in einer Welt voll Bedrohung und Gewalt lebt und sich selbst die Rolle des Rambo zugedacht hat, besitzt weder einen Schulabschluß noch eine Berufsausbildung. Er erzählt, daß er in einer Geschlossenen in Reinickendorf gewesen sei und sich eines Tages geweigert habe, weiterhin Medikamente zu schlucken. Er beschreibt seine abenteuerliche Flucht über Stacheldrahtzäune, durch Sümpfe, Geröll und Wassergräben. Zwei Stangen Zigaretten liegen vor ihm, er zündet sich eine nach der anderen an – und die Geschichte nimmt kein Ende. Soeben flüchtet er vor einer Meute schneller Motorräder. Am Ende gewinnt immer er, schafft es, sich mit gezieltem Kickboxen aus der Affäre zu ziehen oder mit seinen neuen, luftgepolsterten Turnschuhen über die Straße zu fliegen.

Das »Weglaufhaus« in Berlin

Es ist unmöglich, Dichtung und Wahrheit auseinanderzuhalten. Die Betreuer nehmen jeden, der den Weg nach einem ersten telefonischen Kontakt zu ihnen findet, mit seiner Geschichte ernst und glauben sie. Sie verstehen die Krisen und Verrücktheitszustände nicht als Krankheit, sondern begreifen die Menschen »auf einem uns schwer verständlichen Weg auf der Suche nach ihrem Platz in der Welt«, formulieren sie im Mitteilungsblatt des Hauses.

Auch hier vermitteln die Betreuer Termine mit Ämtern, kümmern sich um Wohnraum, um einen betreuten Wohnplatz, erarbeiten gemeinsam neue Berufs- und Lebensperspektiven. Das klingt alles sehr plausibel und hilfreich für Menschen, die sich tatsächlich in einer für sie unerträglichen Lage befunden haben. Erlebt man die BewohnerInnen, fällt es dem ungeschulten Beobachter schwer, sich vorzustellen, womit sie sich die Stunden eines Tages, die Stunden einer Nacht und des nächsten Tages vertreiben: »Aktiv ihre Psychose ausleben«, lautet die Antwort einer Mitarbeiterin. Und »manche haben damit vollauf zu tun und wollen gar nichts anderes«.

Steve gefällt es, daß er Fernsehen gucken und mit anderen reden kann. Er bewohnt ein Einzelzimmer, in dem ihn niemand beim Musikhören stört. Hier geht ihm keiner auf die Nerven, hier wird er nicht schräg angesehen, und er muß auch nicht befürchten, unfreiwillig an irgendeine Institution ausgeliefert zu werden. Eine andere Bewohnerin, die blasse Manuela, trägt kunstvoll ein Tuch um den Kopf geschlungen. Sie hat sich plötzlich dazu entschlossen, sofort wegzugehen. Hocherregt schreit und tobt sie durch die Räume, dabei eine Aggressivität ausstrahlend, die Angst macht, weil sie bedrohlich ist. Einer Mitarbeiterin gelingt es, sie zu beruhigen, als sie ihr zusichert, sofort nach einer geeigneten Unterkunft zu telefonieren.

Für die Betreuer, die ständig um ihre Weiterfinanzierung bangen müssen, ist es immer wieder ein Marathonlauf zwischen den Bergen bürokratischer Anforderungen und dem Dasein für die Betroffenen. Was sie eint, ist die tiefe Abneigung gegen die medizinische Psychiatrie.

Daß es noch am Ausgang des 20. Jahrhunderts unheilvolle Zustände in den psychiatrischen Abteilungen gibt, Hüter der öffentlichen Ordnung Fehlentscheidungen treffen und damit Menschen regelrecht zerstören, bestreitet niemand – doch sollte man auch jene zur Kenntnis nehmen, die sich um eine Veränderung der Zustände bemühen.

Zum Abschied will uns Steve unbedingt noch zeigen, was für einen Feuerschweif er aus Achselspray plus Feuerzeug zaubern kann. Wir sehen darin eine Sternschnuppe und sagen, daß sich jetzt einer seiner Wünsche erfüllen wird.

Geschlecht: weiblich, Diagnose: positiv

von Karin Nungeßer
Fotos: Annett Ahrends

»AIDS geht jeden an« lautete der Slogan des ersten Fernseh-Aufklärungsspots, der im März 1987 über die bundesdeutschen Bildschirme flackerte. Auch wenn alle gemeint waren: Das Image einer Männerkrankheit, von der Frauen nicht oder nur am Rande betroffen sind, hängt der Immunschwächekrankheit bis heute an – obwohl der Anteil HIV-infizierter Frauen auch in Deutschland kontinuierlich steigt.

10.000 bis 12.000 Frauen haben sich nach Schätzungen des Robert-Koch-Instituts seit Beginn der Epidemie hierzulande mit dem HIV-Virus infiziert. Und war es Mitte der Achtziger Jahre noch jedes elfte, so betrifft mittlerweile jedes fünfte positive Testergebnis eine Frau. Birgit Krenz bekam ihres vor knapp drei Jahren, im Vancouver-Jahr, wie sie selbst sagt. Die kanadische Stadt wurde damals im Sommer 1996 weltweit zum Symbol für die Hoffnung, die tödliche Immunschwächekrankheit therapeutisch endlich in den Griff zu kriegen: Dank der Kombination mehrerer antiviraler Medikamente und einem neuentwickelten Verfahren zur Direktbestimmung der Virusmenge im Blut, wurde es plötzlich möglich, den Ausbruch der Krankheit wenn schon nicht zu verhindern, so doch wenigstens entscheidend zu verlangsamen.

Doch während alle Welt das »Licht im Tunnel« feierte, schien der Sechsunddreißigjährigen die eigene Zukunft trübe und sinnlos: »Ich hatte Entwicklungssoziologie studiert, um später ins Ausland zu gehen, das konnte ich nun vergessen.« Die angefangene Diplomarbeit blieb liegen, zuviele Gedanken gingen Birgit Krenz im Kopf herum. Existenzängste – »was tu ich, wenn meine Rente später nicht reicht und ich auf Sozialhilfe angewiesen bin?« – aber vor allem »ganz viel Trauer und Wut, besonders gegen mich selbst«.

Eine weitverbreitete Reaktion – gerade bei Frauen, bestätigt Erika Parsa, die seit 1987 bei der Berliner Aidshilfe infizierte Frauen betreut. »Viele der Frauen machen sich Vorwürfe, weil sie das Risiko erahnt, aber nicht angesprochen haben.« Speziell für Frauen gibt es deshalb bei der Berliner Aidshilfe eine therapeutisch begleitete Selbsthilfegruppe, in der betroffene Frauen lernen können, sich selbst und ihre Krankheit besser zu akzeptieren.

Auch für Birgit Krenz war der Kontakt zu anderen Positiven ein wichtiger Schritt: »Vorher war mein Selbstwertgefühl im Keller, ich dachte immer nur: Wie konnte ich bloß so blöd sein? Erst als ich andere Positive kennengelernt und festgestellt habe, die sind nicht blöd, konnte ich das auch bei mir annehmen.« Über ein Jahr, schätzt sie, habe sie gebraucht, um beides einigermaßen zu verdauen – die unglückliche Beziehung, auf die sie sich, ohne es wirklich zu wollen, eingelassen hatte, und den Virus, den sie seitdem im Blut trägt.

Unschuldiges Opfer oder selbst Schuld? – Im Zusammenhang mit Aids spielt diese Frage seit Beginn der Epidemie eine zentrale Rolle: Hier die Bluter, die unwissentlich mit verseuchten Blutpräperaten infiziert worden waren, dort die Junkies, die sich das Ganze selbst zu zuschreiben hatten, und zwischendrin die Schwulen, die je nach Blickwinkel bald der einen, bald der anderen Kategorie zugerechnet wurden. Ähnliches spielt sich heute im Hinblick auf die betroffenen Frauen ab. Drogenkonsumierende Frauen, die mittlerweile nur noch rund 16 Prozent aller gemeldeten HIV-positiven Frauen ausmachen, können kaum auf das Wohlwollen einer breiten Öffentlichkeit zählen; Frauen, die nichts von den gelegentlichen bisexuellen Neigungen ihres Mannes wußten, dagegen um so mehr.

»Für mich ist diese Unterscheidung so nicht akzeptabel,« kritisiert Birgit Krenz, die sich seit einem Jahr als Positiven-Sprecherin der Berliner Aidshilfe für die Interessen HIV-positiver Männer und Frauen engagiert. »Jede und jeder trägt schließlich ein Stück Eigenverantwortung für die eigene Gesundheit, manche können sich besser schützen, andere schlechter, aber mit Schuld oder Unschuld hat das gar nichts zu tun.«

Warum es gerade Frauen oft so schwer fällt, sich selbst zu schützen, ist weniger eine Frage mangelnder Aufklärung als eine Folge der vorherrschenden weiblichen Sozialisation: Solange Frauen nicht gelernt haben, sich selbst und ihre Bedürfnisse wichtig zu nehmen, gehen viele aus Rücksicht auf ihren Partner, Angst vor Ablehnung oder Sorge um die Beziehung das Risiko einer Ansteckung ein – oft wider besseren Wissens. Denn die

Weltweit leben nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation und des gemeinsamen Aidsbekämpfungsprogramms der Vereinten Nationen UNAIDS bereits fast 14 Millionen Frauen mit dem HIV-Virus, 4,7 Millionen Frauen starben seit Beginn der Epidemie an den Folgen der Immunschwächekrankheit, 900.000 allein im letzten Jahr. Damit sind mittlerweile ein Drittel aller Aidstoten und mehr als 40% aller weltweit Infizierten Frauen.

Birgit Krenz

Eine Frage auf Leben und Tod

Zweidrittel aller HIV-Infizierten leben in den Ländern südlich der Sahara, die Hälfte davon sind Frauen – fast 10 Millionen. Wie überall, wo das Virus primär durch heterosexuellen Geschlechtsverkehr übertragen wird, sind Frauen dort überproportional gefährdet: Aufgrund ihres niedrigeren sozialen Status haben sie meist deutlich schlechtere Möglichkeiten, sich vor einer HIV-Infektion zu schützen, als Männer. Gleichzeitig ist das Risiko für eine Frau, sich beim ungeschützten Sex mit einem positiven Mann zu infizieren, Studien zufolge bis zu 24mal höher als umgekehrt.

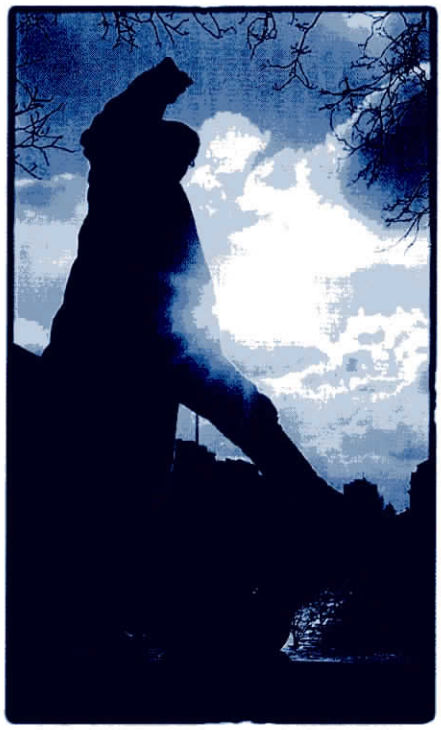
Angesichts der raschen Ausbreitung der HIV-Infektionen vor allem unter südafrikanischen Frauen stellte die Nigerianerin Eka Esu Williams schon Mitte der Neunziger Jahre fest: »Um Frauen zu befähigen, sich selbst zu schützen, gibt es drei Wege – den sozialen und ökonomischen Status von Frauen zu verbessern, ihnen eine Methode an die Hand zu geben, die sie selbst ausreichend kontrollieren können, und mehr Männer dazu zu bringen, safer sex zu praktizieren. Dies ist keine akademische Übung zum Thema Prioritäten, sondern eine Frage auf Leben und Tod für sehr viele Frauen.«

Die ist es bis heute geblieben: Denn die Therapien und Medikamente, mit deren Hilfe in den reichen Industriestaaten heute viele HIV-Infizierte erheblich länger und besser leben als vor einigen Jahren, sind für die Mehrzahl der AfrikanerInnen unbezahlbar.

Gefahr, sich beim ungeschützten heterosexuellen Verkehr mit HIV zu infizieren, ist für Frauen deutlich höher als für Männer – einzelne Studien ergaben sogar ein bis zu 24fach erhöhtes Ansteckungsrisiko für Frauen.

Woran das liegt, ist bis heute nicht eindeutig geklärt: MedizinerInnen machen vor allem die größere Virusmenge im männlichen Samen sowie die höhere Anfälligkeit der Vagina für Entzündungen, kleinste Risse und Verletzungen dafür verantwortlich. Überhaupt ist der Stand der medizinischen Forschung zum Thema »Frauen und HIV« deutlich unterentwickelt, obwohl die Unterschiede im Verlauf der Krankheit zum Teil erheblich sind. So bilden offenbar deutlich weniger Frauen als Männer das gefürchtete Kaposi-Sarkom aus, statt dessen leiden sie zehnmal häufiger als nichtinfizierte Frauen an chronischen Vaginalentzündungen und Gebärmutterhalskrebs.

Auch für Birgit Krenz gehört der vierteljährliche Besuch bei ihrer Gynäkologin deshalb fest zur medizinischen Routine. Schon vor anderthalb Jahren wurden an ihrem Gebärmutterhals Zellveränderungen festgestellt – vermutlich das erste HIV-verstärkte Symptom. Als ihre Helferzellen fast zeitgleich dramatisch abfielen, begann sie mit der antiretroviralen Therapie: fünfmal täglich muß sie seither Medikamente nehmen, die die Virusvermehrung blockieren, die Zahl der Helferzellen wieder ansteigen lassen und so das Risiko sogenannter opportunistischer Infektionen erheblich verringern. Birgit Krenz hat Glück: Im Gegensatz zu vielen Therapierten verträgt sie die Medikamente überraschend gut, selbst von den üblichen schweren Durchfällen bleibt sie bisher verschont.



Doch nicht nur körperlich, auch psychisch geht es ihr heute sehr viel besser als vor einem Jahr: »Klar, ist mir was passiert, von dem ich dachte, das passiert mir nie. Aber heute betrachte ich das als Unfall und denke nicht mehr viel drüber nach. Daß ich positiv bin, ist einfach Teil meines Lebens geworden.« Dazu gehört auch, daß mittlerweile alle, die ihr wichtig sind, von ihrer Infektion wissen, und sie dabei » eigentlich nur gute Reaktionen« erlebt hat.

Wie groß die Berührungsängste in der Normalbevölkerung dagegen immer noch sind, belegt eine amerikanische Umfrage, die kürzlich veröffentlicht wurde. Danach wären 12% der Befragten nicht bereit, mit einem HIV-Positiven zusammenzuarbeiten, jeder dritte würde nicht im Laden eines HIV-Positiven kaufen, 17% der Befragten befürworten sogar eine allgemeine Quarantäne HIV-Infizierter. Auch 15 Jahre nach der Entdeckung und trotz ungezählter Aufklärungskampagnen ist HIV in den Augen der Öffentlichkeit weit davon entfernt, eine unheilbare Krankheit unter anderen zu sein.

Gerade betroffene Frauen leiden schwer unter dieser Stigmatisierung: Aus Angst vor Ausgrenzung und Diskriminierung ziehen sich viele zurück und behalten ihre Infektion für sich – oft auch aus Rücksicht auf ihre Familien. Besonders HIV-positive Mütter stehen dabei unter enormem Druck, ihre Krankheit selbst vor ihren Kindern verheimlichen zu müssen, um sie vor den negativen Reaktionen Anderer zu schützen. »Dieses Sich-Versteckenmüssen kostet die betroffenen Frauen unheimlich viel Kraft und Energie«, weiß Erika Parsa, »deshalb ist es so wichtig, daß sie wenigstens hier offen über das reden können, was sie belastet.«

Dennoch wurden die Gelder für die Aidsprävention in den letzten Jahren drastisch gekürzt: So schrumpften etwa die Berliner Landesmittel allein seit 1996 um fast ein Viertel – trotz deutlich gestiegenem Beratungs- und Betreungsbedarf. Ebenso wurden die Bundesmittel für die sogenannte Primärprävention (also die Aufklärung der Gesamtbevölkerung) in den letzten vier Jahren um rund ein Drittel reduziert – Kampagnen, die um Verständnis und Solidarität mit den Betroffenen werben, sind seither noch rarer geworden.

Während HIV und Aids in der Öffentlichkeit noch immer vor allem mit Leiden und Sterben assoziiert werden, hat Birgit Krenz für sich selbst auch die positiven Seiten ihrer Infektion entdecken können. Entscheidungsfreudiger sei sie geworden, und »weniger tolerant, wenn sich andere Leute über Nichtigkeiten aufregen«. Ihre Diplomarbeit hat sie mittlerweile so gut wie abgeschlossen, und auch beruflich eine neue Perspektive gefunden, die sich ohne die eigene Betroffenheit wahrscheinlich nicht ergeben hätte: »Gesundheitspolitik, das wäre mein Thema – schließlich müssen Frauen da viel mehr dazu kommen, für sich selbst zu sorgen – nicht nur im Hinblick auf HIV.«

Spezielle Beratungsangebote für Frauen gibt es mittlerweile in vielen deutschen Städten im Rahmen der regionalen AIDS-Hilfen. Adressen im örtlichen Telefonbuch oder über die

Deutsche AIDS-Hilfe e.V.,
Dieffenbachstraße 33,
10967 Berlin,
Tel.: (030) 690 08 70.

Therapie ohne Heilung

AIDS ist die Abkürzung von Acquired Immuno Deficiency Syndrom – zu deutsch: erworbener Immundefekt – und bezeichnet das Stadium einer HIV-Infektion, in dem das Immunsystem so stark beeinträchtigt ist, daß sich bestimmte Infektionskrankheiten und Tumore entwickeln können. Bis heute ist die Immunschwäche nicht heilbar, dennoch gibt es inzwischen eine Reihe von Medikamenten, die gegen das Human Immuno Deficiency Virus (kurz: HIV) eingesetzt werden können. Sie bewirken, daß die Zahl der freien Viren im Blut abnimmt und die Zahl der sogenannten T-Helferzellen wieder ansteigt. Das Voranschreiten der Erkrankung kann dadurch gebremst, die symptomfreie Zeit erheblich verlängert werden. Da sich das Virus jedoch laufend verändert, entwickelt es mit der Zeit Resistenzen. Deshalb verlieren die antiviralen Medikamente mit zunehmender Behandlungsdauer an Wirksamkeit – auch bei der seit Vancouver gängigen Kombinationstherapie. Ob es der medizinischen Forschung gelingt, mit der Resistenzentwicklung des Virus Schritt zu halten, ist zur Zeit nicht abzusehen. Das Rennen ist offen und damit auch die Frage, wieviel Zeit HIV-infizierten Menschen tatsächlich bleibt.

Foto: Tina Schimansky

Der Preis ist hoch

von Christel Helbernd

Menschenrechtsverletzung, gesundheitliche Belastungen und Gesundheitsversorgung von Frauen in der Migration

Migrantinnen gehören zu der sozialen Gruppe mit besonders hohem Armutsrisiko. Die Frauen, über deren Situation ich berichten möchte, tauchen allerdings in keiner Armutsstatistik auf, da sie statistisch gar nicht wahrgenommen werden. Es geht um Migrantinnen aus Mittel- und Osteuropa, deren Aufenthaltsstatus ungeregelt und deren Handlungsspielraum daher äußerst eingeschränkt ist. In den Berichten und Studien zur Gesundheitsversorgung von MigrantInnen ist viel die Rede von sprachlichen und kulturellen Barrieren, in der Regel wird aber von einem formal gleichen Zugang ausgegangen. Diese Situation hat sich mittlerweile geändert. Nicht unerheblich ist der Anteil von Menschen die aufgrund des Asylbewerberleistungsgesetzes nur eingeschränkt versorgt werden. Sozialämter verfahren restriktiv mit der Vergabe von Krankenscheinen.

Mein Beitrag beruht auf Erfahrungen bei dem Projekt ZAPO des Polnischen Sozialrats in Berlin. ZAPO steht für »Zentrale Anlaufstelle für Pendlerinnen aus Osteuropa«. In dem Projekt versuchen wir, auf die neueren Migrationsformen aus Mittel- und Osteuropa zu reagieren. Unter PendlerInnen verstehen wir MigrantInnen, die keinen Daueraufenthalt begründen können oder wollen. Der Fauenbereich ZAPO bietet Beratung und Unterstützung für Frauen, die hier in Not geraten sind. Ziel unserer Arbeit ist es, die Rechts- und Konfliktfähigkeit derjenigen zu stärken, deren Rechte in der BRD extrem eingeschränkt sind. Die Frauen, die die Beratungsstelle aufsuchen, kommen hauptsächlich aus Polen, aber auch aus Rußland, den baltischen Staaten, der Ukraine, Weißrußland, Moldawien, Bulgarien.

Die ökonomische Situation in den osteuropäischen Ländern veranlaßt viele Frauen, in der Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen, den Weg in den Westen zu wagen. Häufig sehen sie sich allein verantwortlich, für den Lebensunterhalt ihrer Kinder und Familien. Oft ist auch der Wunsch nach Veränderung, das Bedürfnis einengende Beziehungen zu verlassen oder Neugier auf den Westen ausschlaggebend für den Weggang.

Die legalen Zuwanderungswege nach Deutschland sind äußerst begrenzt. Soweit die Frauen nicht aus Polen kommen, benötigen sie ein Visum. Wegen fehlender finanzieller Mittel und mangels erforderlicher Kontakte nehmen Frauen vielfach die Hilfe von VermittlerInnen in Anspruch, sehen sich gezwungen, Abhängigkeitsverhältnisse einzugehen.

Wir wissen nicht, wie hoch der Anteil von Frauen ist, die Geld für Vermittlungswege bezahlt haben oder sich verschuldet haben, in Grenzkontrollen geraten sind und nun von der Polizei mittellos zurückgeschickt werden bzw. zusätzliche Kosten für Abschiebehaft und Rücktransport zu zahlen haben.

Gleichzeitig besteht in Deutschland eine große Nachfrage nach preisgünstiger weiblicher Arbeitskraft im häuslichen, pflegerischen und sexuellen Dienstleistungsbereich. Die Frauen finden am ehesten Arbeit in der Hausarbeit, in der Prostitution, im Gaststättengewerbe und der Vergnügungsindustrie, wo sie dann nicht selten unter Zwang arbeiten.

Auf Grund ihrer prekären aufenthaltsrechtlichen Situation sind sie häufig der Willkür von Arbeitgebern (mitunter auch Arbeitgeberinnen), von Ehemännern, Lebensgefährten, aber auch von Behörden ausgesetzt.

Es liegt im Charakter unserer Arbeit, daß wir vor allem von den Problemen und Schwierigkeiten der hier lebenden und arbeitenden osteuropäischen Migrantinnen erfahren und weniger von anderen, positiven Erfahrungen, die es glücklicherweise aber auch gibt. In der Rechtsunsicherheit bis Rechtlosigkeit haben Frauen nur geringe Möglichkeiten, sich gegen Verletzungen auch ihrer elementarsten Rechte zu wehren. Die Folgen sind schwere Eingriffe in ihre persönliche Freiheit und ihre körperliche Unversehrtheit.

Der »private Bereich« – die zwischenmenschliche Ebene

Viele von denen, die sich an unsere Beratungsstelle wenden, leben in Berlin, weil sie mit einem Deutschen verheiratet sind oder andere binationale Lebensgemeinschaften führen. Die häufigsten binationalen Eheschließungen finden in Berlin gegenwärtig zwischen polnischen Frauen und deutschen Männern statt. Zum Teil kommen erst kürzlich zugezogene Frauen aus der gleichen Gegend wie der deutsche Ehemann, den sie bereits vor seiner Aussiedlung kannten. Die verheirateten nicht-deutschen Frauen erleben Abhängigkeitsverhältnisse in besonderer Form. Häufig nutzen Ehepartner aus, daß der Aufenthaltsstatus der Ehefrauen ungesichert ist, wenn sie noch keine 3 bzw. 4 Jahre verheiratet sind.

So kann sich z.B. ein Mann ungestraft seiner Ehefrau »entledigen«, indem er sie – wie geschehen – mit einem nur dreimonatigen Baby zu einem angeblichen Urlaub nach Polen lockt, dort Frau und Kind aus dem Auto wirft und ohne alles auf der Straße zurückläßt. Und dabei wähnt er sich sicher, daß er aufgrund der Gesetzgebung nicht belangt wird.

Obwohl der § 19 des Ausländergesetzes, nach dem ein eigenständiges Aufenthaltsrecht erst nach 4 Jahren Ehe gewährt wird, im letzten Jahr in Härtefällen verändert wurde, hat sich an dieser Situation leider (so gut wie) nichts geändert. Häufig wirkt bereits die Drohung, die Ehefrau nach Polen zurückzuschicken als Einschüchterung. Oft sind die Frauen zwischen 40 und 50 Jahre alt, haben auf ein neues Lebensglück gehofft und mitunter viel dafür aufgegeben. Die Aussicht, mittellos nach Polen zurückzukehren, die Angst vor Arbeits- und Wohnungslosigkeit dort, lassen Frauen weiter in Beziehungen ausharren, in denen ihr Selbstbewußtsein zunehmend zerstört wird.

Sprachliche Verständigungsprobleme, soziale Isolation und geringe Aufklärung über rechtliche Ansprüche werden von den Lebensgefährten der Frauen ausgenutzt, um eigene – gewinnbringende – Interessen durchzusetzen. Ohnmachtsgefühle, Depressionen und Suizidgefährdung sind häufig die Folgen.

Der privatwirtschaftliche Bereich

Obwohl es Frauen gelingt, hier Geld zu verdienen und ihre Familien zu unterstützten, wird häufig die Rechtlosigkeit der Frauen ausgenutzt, indem ihnen nicht nur eine unglaublich geringe Bezahlung angeboten wird, sondern Frauen darüber hinaus um ihren Lohn betrogen werden. Der Zwang Geld zu verdienen, läßt Frauen in Arbeitsbedingungen einwilligen, die sie selbst als Zumutung begreifen.

Frauen mit Kindern müssen meist lange auf Vaterschaftsanerkennung, Unterhaltszahlungen bzw. die Regelungen der Zahlungen warten. Ein Beispiel: Da Frau B. vom Jugendamt abgewiesen wurde, weil die Tatsache, daß der Vater ihres Kindes ein Deutscher ist, noch nicht ausreichend dokumentiert war, sah sie sich gezwungen, für ein paar Mark Stundenlohn nachts in einer kleinen Firma Reinigungsarbeiten zu übernehmen. Welche Konsequenzen derartige Belastungen wie chronischer Schlafdefizit auf die Gesundheit haben, wenn die Frau nachts arbeitet und tagsüber ihr Kind versorgen muß, ist bekannt.

Die ständige Angst, bei der Arbeit ohne Erlaubnis in eine Polizeikontrolle zu geraten, bedeutet zudem eine große psychische Anspannung. Darüberhinaus besteht ein hohes finanzielles Risiko. Im Fall von Kontrollen gelangen die Frauen in Abschiebehaft und werden um ihren Lohn gebracht.

Es gibt zunehmend Arbeitgeber und Firmen (insbesondere im Reinigungsgewerbe), die offensichtlich auf Betrug setzen. Nur in wenigen Fällen wagen es die Frauen, mit rechtlichen Mitteln ihren Lohn einzuklagen. Soweit Frauen in privaten Haushalten arbeiten, werden oftmals zusätzlich kostenlose sexuelle Dienstleistungen von ihnen verlangt oder regelrecht erpreßt. Des weiteren wissen wir, daß polnische Frauen, die im Gaststättenbereich arbeiten, mitunter wegen der fehlenden Arbeitserlaubnis unter Druck gesetzt werden, sich zu prostituieren.

Gegenwärtig kommen 80 % der Opfer durch Menschenhandel aus Mittel- und Osteuropa. Dies bedeutet aber nicht, daß der Frauenhandel aus Südostasien zurückgegangen ist, sondern zeigt eine qualitative Veränderung.

In Berlin kommen jährlich etwa 100–150 Fälle von Menschenhandel zur Anzeige. Das tatsächliche Ausmaß ist schwer zu schätzen, angenommen wird eine Dunkelziffer von eins zu neun. Obwohl mittlerweile eine Reihe von Maßnahmen gegen Frauenhandel auf Bundes- und Länderebene verabschiedet wurden, erhalten die Opfer kaum Schutz und die Möglichkeit, sich auf rechtlichem Wege gegen die erlittene Gewalt zu wehren. Nach wie vor landen Frauen in Abschiebehaft, obwohl sie sich in psychischen Krisensituationen befinden, von sexueller Traumatisierung betroffen oder suizidgefährdet sind.

Die Mehrzahl der Frauen wird in die Herkunftsländer abgeschoben und mit den Folgen der Gewalterfahrungen allein gelassen. Frauen, die sich entscheiden auszusagen und die von Polizei und Justiz als wichtige Zeuginnen betrachtet werden, erhalten eine Duldung bis zum Prozeßende. Sie erhalten aber keine offizielle Unterstützung, um die Folgen von Mißhandlungen verarbeiten zu können, sondern um von Polizei und Justiz instrumentalisiert zu werden. Sie sind gezwungen, von 80% des Sozialhilfesatzes zu leben, erhalten kein Ausbildungs- oder Arbeitsrecht während der Zeit bis zum Prozeß, der mitunter erst nach zwei bis drei Jahren stattfindet. Viele Frauen erleben dies als verlorene Zeit. Sie können keine Perspektive entwickeln. Die Folgen sind oft Isolation und Depression wegen erzwungener Untätigkeit. Vor Gericht erfahren sie zumeist weitere Mißachtung.

Eine Frau, die unsere Beratungsstelle aufsuchte, war nach extrem brutalen Gewalterlebnissen so verängstigt, daß sie sich nicht mehr traute, das Haus zu verlassen, und in ihren Kontakten äußerst mißtrauisch war. Im Prozeß weigerte sie sich, Aussagen zu machen, um sich zu schützen, und verlangte nach Sicherheiten. Statt dessen drohte ihr der Staatsanwalt mit Beugehaft. Angst und Bedrohungsgefühle werden vor Gericht häufig nicht wahrgenommen. Zu Verurteilungen der angeklagten Männer kommt es in den seltensten Fällen, und wenn, fallen die Strafen niedrig aus. Frauen werden dagegen ein weiteres Mal Opfer durch ihre Behandlung vor Gericht.

Der staatliche, institutionelle Bereich

Leider müssen wir immer wieder die Erfahrungen machen, daß den Frauen von behördlicher Seite oft ihre Rechte verweigert werden. Ausländerbehörde und Sozialämter arbeiten schnell mit Unterstellungen, um legitime Ansprüche der Frauen abzuwehren oder gar nicht erst zu prüfen, wie beispielsweise bei dem Vorwurf der Scheinehe. Ansprüche auf finanzielle Unterstützung beim Sozialamt sind mitunter nur in einem Rechtsstreit durchzusetzbar. Für die Frauen bedeutet dies eine nervenaufreibende Lauferei. Es scheint, daß viele Behörden darauf setzen, daß sich die Frauen emotional auspowern bis sie erschöpft resignieren und von ihren Forderungen ablassen. Abgesehen davon ist es eine Kostenfrage, ihre Ansprüche durchzusetzen. Für Eheschließungen, Anerkennung der Vaterschaft, Anerkennung der deutschen Staatsangehörigkeit der Kinder, für eine Unzahl beglaubigter Papiere aus dem Ausland muß viel Geld ausgegeben und häufig zusätzlich Rechtsanwälte bezahlt werden, die nicht selten nur abkassieren.

Meines Erachtens ist die Ausländerbehörde eine der gesundheitsschädigendsten Behörden in ganz Berlin. Die Behandlung dort setzt auf Demütigung und Diskriminierung. Wir erleben, daß Frauen nur mit Hilfe von Medikamenten wie Psychopharmaka fähig sind, den Gang dorthin zu unternehmen. Frau B., die in ihrer Not ihr Kind unter falschem Namen im Krankenhaus bekommen hat, da der Vater des Kindes sie nur unzureichend unterstützte, hat mittlerweile ihre Strafe beglichen, bemüht sich aber immer noch um die Anerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft für das Kind, das mittlerweile knapp drei Jahre alt ist. Zu lange hat sie die Mißhandlungen ihres Freundes, des Kindesvaters ausgehalten, in der Hoffnung, so auch schneller den Behördenlauf zu passieren. Obwohl sie sich mittlerweile von dem Mann getrennt hat, kommt sie nicht zur Ruhe und verzweifelt über das lange Warten. Seit kurzem leidet sie wieder unter epileptischen Anfällen, die sie seit vielen Jahren überwunden zu haben glaubte.

Offener Brief des Büros für medizinische Flüchtlingshilfe Berlin an die neue Regierung in Auszügen

Das Wahlergebnis vom 27. September 1998 ist ein deutlicher Auftrag der Wählerinnen und Wähler an eine veränderte Politik. Im Bereich der Migrationspolitik haben sich einzelne Erwartungen erfüllt: Mit der vorgesehenen Einbürgerung von Menschen, die in der Bundesrepublik geboren und sozialisiert sind, vollzieht die neue Koalition einen längst überfälligen Schritt. Auf der anderen Seite gibt es eine Gruppe von Menschen, die auch in der neuen offiziellen Politik nicht einmal Erwähnung findet. Derzeit leben nach Schätzungen der Wohlfahrtsverbände eine halbe Million Frauen und Männer ohne sogenannten Aufenthaltsstatus im Bundesgebiet. Ihnen wird das vorenthalten, was Hannah Arendt einmal als das grundlegendste Menschenrecht bezeichnet hat: Das Recht, Rechte zu haben. Was werden SPD und Grüne also unternehmen im Interesse dieser Menschen, die zum Teil schon jahrelang in der Bundesrepublik leben? Wir bemühen uns seit längerem, die Lebensbedingungen der Illegalisierten durch Unterstützung erträglich zu machen.

Unsere Erfahrungen haben gezeigt:

- In der Illegalität zu leben, macht krank. Gesundheitsschädliche Arbeiten, mangelhafte Ernährung, Leben auf engsten Raum, fehlende Heizmöglichkeiten sind häufig die Rahmenbedingungen. Arztbesuche bedeuten unkalkulierbare Risiken, Medikamente müssen oft nach eigenem Ermessen eingenommen werden oder sind zu teuer. Krankheiten bleiben unbehandelt und werden dadurch häufig chronisch. Fortwährende Angst, entdeckt oder denunziert zu werden, führt zu Streßerscheinungen.
- Wer einen Arbeits- oder Verkehrsunfall hat, muß damit rechnen, nach einer Krankenhausbehandlung unmittelbar abgeschoben zu werden – und für die hohen Behandlungskosten trotz seiner prekären Lage zur Kasse gebeten zu werden.
- Menschen, die in ihrem Herkunftsland verfolgt und traumatisiert sind, werden nicht behandelt.

Wir fordern die Bundesregierung auf, Grundrechte für alle durchzusetzen!

Christine Schmitz

Ich ke
Kräfte

Immer wieder konsumiert der durchschnittliche Fernsehzuschauer die Bilder aus Erdbebengebieten, von Flut- und anderen Naturkatastrophen, sieht betroffen das Elend in den Flüchtlingslagern und die Auswirkungen von Hungersnöten in Afrika oder Asien. Später geht das Gesehene in der allgemeinen Bilderflut rasch unter. Es bleibt allenfalls der schale Geschmack der Hilflosigkeit gegenüber des aus mitteleuropäischer Wohlstandssicht nicht mehr faßbaren Leides. Im besten Falle entschließt man sich zu einer Spende an eine der bekannten Hilfsorganisationen. Oder man bietet spontan bei medienwirksamen Katastrophen persönlich Hilfe an. Das ist der Moment, wenn bei Christine Schmitz, der Leiterin des Berliner Büros von »Ärzte ohne Grenzen«, das Telefon heißläuft. Die 35jährige, die jahrelang selber Projekte in den jeweiligen Krisengebieten geleitet hat, kennt diese Wellen der Hilfsangebote von Privatpersonen. Mit ihr sprach Astrid Nickel.

Wie könnte ich mein Hilfsbedürfnis bei Ihnen konkret in praktische Hilfe umsetzen?

Also, wenn ich merke, daß Sie mal eben ein Krankenhaus putzen oder einen Maissack in Afrika schleppen wollen, sage ich freundlich ab. Nur der kleinste Teil der Bewerber kommt in die nähere Auswahl als Mitarbeiter für »Ärzte ohne Grenzen«. Medizinisches und pflegerisches Personal mit Improvisations- und Organisationstalent, einem absolvierten Tropenkurs und Auslandserfahrung kommen in Betracht. Die Kenntnis von einer Fremdsprache gehört ebenso zu den Auswahlkriterien wie die Bereitschaft zwischen sechs und zwölf Monaten in einem Krisengebiet zu arbeiten.

Wie bereits erwähnt waren Sie selber im Auftrag von »Ärzte ohne Grenzen« vor Ort. Haben Sie nicht auch zunächst zum Telefon gegriffen und ihre Hilfe angeboten?

Nein, zunächst nicht. Nach meiner Schwesternausbildung in Linz am Rhein, die ich 1984 abschloß, begann ich, über meine berufliche Zukunft nachzudenken. Relativ früh stand fest: Ich will ins Ausland. Das war aber zunächst mehr so ein vages Gefühl. In jedem Fall wurde ich in diesem Gedanken bestärkt durch eine ältere Kollegin, die mir während meines praktischen Vorbereitungsjahres auf der Schwesternschule viel von ihren eigenen Auslandserfahrungen berichtet hatte. Irgendwie wollte ich das auch. Zunächst begann ich aber am Malteser Krankenhaus in Bonn als Schwester zu arbeiten. In aller Stille bastelte ich weiter an meinem Auslandstraum und sammelte Informationen ein. Ich bewarb mich beim Deutschen Entwicklungsdienst und erhielt prompt eine Absage. Mir fehlte die verlangte Befähigung zur Ausbilderin für Schwesternschülerinnen. Nach einem dreimonatigen Intermezzo an einem Hamburger Krankenhaus, das fatal endete – ich konnte mich nicht eingewöhnen – ging zurück an »mein« Bonner Malteser-Krankenhaus. Nach zwei Jahren in der Inne-

ne meinen haushalt

ren Medizin erwarb ich 1986 kurz entschlossen ein Ticket und ging als normale Touristin nach Indien. Zuvor hatte ich über eine Zeitungsannonce von der Vermittlung von Famulaturen für Medizinstudenten gehört und den Kontakt zu einer indischen Gynäkologin aufgebaut. Tatsächlich blieb ich aber dort nur für zwei Wochen in dem kleinen Dorf in Rajastan, um mit der Ärztin zu arbeiten. Irgendwie genügte mir die berufliche Herausforderung nicht. Ich war auf der Suche nach dem berühmten Kick. Den fand ich dann bei einem schottischen Arzt, der die medizinische Versorgung der Ärmsten der Armen auf den Straßen Kalkuttas übernommen hatte.

Wie haben Sie von diesem Arzt erfahren?

Wenn man als Reisende nach Kalkutta kommt und einfach helfen will, ergeben sich die Kontakte relativ unbürokratisch durch die Touristenunterkünfte, die überhaupt der Umschlagplatz von Informationen sind. Eine Alternative zu dem Arzt, dem ich bei der Medikamentenverteilung geholfen habe, besteht in den Sterbehäusern des Ordens von Mutter Teresa. Hier – in Kalkutta – wußte ich das erste Mal genau, das ist es, das will ich auch weitermachen.

Was passierte nach Indien?

Ich kam nach Deutschland zurück und wollte gleich wieder weg. Das Leben auf der Schokoladenseite, wo alle materiellen Bedürfnisse so einfach zu stillen sind, erschien mir leer. Nach drei Monaten packte ich im April 1988 die Koffer und fuhr mit der Transib nach Peking und von dort weiter durch Pakistan zurück nach Indien. Eigentlich wollte ich weiter nach Afrika. Mir ging aber die Puste aus. Ich brauchte eine Pause und wollte Kräfte auftanken: Also zurück zu einer kurzen Zwischenstation nach Bonn. Ich habe mir per Zeitungskontakt ein paar Leute gesucht, die mit einem Kleintransporter durch die Sahara in den Niger wollten.

Wann ging es für Sie richtig los mit den humanitären Hilfsprojekten?

Das war im Juni 1989, als meine Bewerbung von der deutschen Hilfsorganisation Cap Anamur akzeptiert wurde, und man mich als Mitglied eines Projektes zur medizinischen Unterstützung der Bevölkerung in den Südsudan entsandte.

Wie haben Sie sich auf den Einsatz vorbereitet, und was hat Sie tatsächlich dort erwartet?

Es gab den obligatorischen Vorbereitungskurs der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung in Bad Honnef. Eigentlich war das aber mehr eine Woche Länderkunde mit einem vierstündigen Expertengespräch. Im Grunde genommen wußte ich nicht richtig, was mich tatsächlich erwartete, und bin einfach naiv losgefahren mit einem starken Glauben an die eigenen Fähigkeiten. Ein Team aus einem Logistiker, einem Gynäkologen und einer weiteren Krankenschwester erwarteten mich vor Ort. Vieles hängt von dem Arbeitsklima in dieser kleinen Gruppe von Leuten ab, die für einen bestimmten Zeitraum – in meinem Falle waren es stets zwischen sechs bis neun Monaten – teilweise unter Extrembedingungen miteinander arbeiten werden. Die Teamfähigkeit jedes einzelnen, die großen physischen und psychischen Belastungen standhalten muß, ist eine unabdingbare Eigenschaft für diese Arbeit. Ich wurde konfrontiert mit einer Situation, die sich für europäische Ohren unvorstellbar anhören muß: Es gibt im Südsudan keine einheimischen Ärzte. Die Verbindungen zum Norden sind aufgrund der politischen Spannungen so gut wie nicht existent. Wir haben dann ein chirurgisches Projekt für sechs Monate geleitet mit einem täglichen Arbeitspensum von 14 bis zu 16 Stunden.

Aber wie kann man sich das genau vorstellen? Eine Handvoll Leute mit medizinischer Ausbildung bauen im Südsudan eine Klinik auf?

Erstens gibt es viele internationale Hilfsorganisationen, die bereits vor Ort eine Art Netzwerk geschaffen haben, auf daß wir selbstverständlich zurückgriffen. Hier bin ich auf »Ärzte ohne Grenzen« gestoßen. Zweitens ist die Integration der lokalen Autoritäten von Anfang an oberstes Gebot. Weil sie es sind, die ein Haus oder das Land zum Bau einer Station bereitstellen. Drittens gibt es auch immer Einheimische, die im medizinischen Bereich tätig sind. Auch wenn es im Südsudan keine einheimischen Ärzte gibt, gibt es doch Pfleger und Schwestern, mit denen wir eng zusammenarbeiteten.

Dann legen Sie selber keine Verbände an?

Nur in Ausnahmesituationen. Das medizinische Fachpersonal der Hilfsorganisationen koordiniert und überwacht die Tätigkeiten eines Krankenhauses, einer Mutter-Kind-Klinik oder eines Ernährungszentrums. Denn wenn wir gehen, soll mit uns das Projekt nicht sterben, sondern soll von den geschulten einheimischen Kräften weiterbetreut werden.

Wie ging es danach weiter?

Im Sudan habe ich Kontakte zu »Ärzte ohne Grenzen« bekommen und intensivierte sie nach meiner Rückkehr aus Afrika. Ich wollte so schnell wie möglich mein nächstes Projekt machen. Zunächst wartete ich jedoch auf den geforderten Tropenkurs für Ärzte und Pflegende. In der Zwischenzeit arbeitete ich wieder auf Zeitvertragsbasis im Malteser-Krankenhaus, wie während meiner anderen Aufenthalte in Deutschland. Als ich auf die Teilnehmerliste des Kurses kam und erfolgreich abgeschlossen hatte, ging ich für »Ärzte ohne Grenzen« im April 1991 in ein kurdisches Flüchtlingslager in der Türkei.

Wie war Ihr erster Eindruck?

Eine Katastrophe spielte sich in den Bergen im Grenzgebiet zwischen der Türkei und dem Iran ab. Nach dem Golfkrieg ergossen sich Ströme entwurzelter Menschen in die kurdischen Gebiete der Türkei, des Irans und Syriens. Als ich in das Flüchtlingslager in den Bergen kam, hatte ich das Gefühl alles schon einmal erlebt zu haben: Dieser Geruch in den Flüchtlingslagern, Kinder ohne Schuhe und nur in Fetzen gekleidete Menschen bei Minus - temperaturen, Menschen ohne Schutz vor Regen, Kälte und Wind. Und diese Hiobsbotschaften jeden Morgen, daß in der vergangenen Nacht wieder Kinder erfroren sind. Können Sie sich die sanitären Bedingungen für Tausende von erschöpften, teilweise unterernährten Menschen, die nur ein leichtes Opfer für Epidemien sind, vorstellen? Ich erinnere mich an den Wahnsinn der mit Flugzeugen abgeworfenen Hilfsgüter. Die Container fielen den Flüchtlingen buchstäblich auf den Kopf und erzeugten erneute Verletzungen. Ich wußte, daß ohne eine sofortige Umsiedlung in die wärmeren Gebiete in die Türkei die Menschen im herannahenden Winter in den Bergen keine Chance hatten. Die türkische Regierung blockte zunächst ab. Mit Hilfe der Amerikaner wurden dann auf irakischem Gebiet sogenannte Sicherheitszonen eingerichtet, in denen schließlich Transitlager für die Flüchtlinge installiert wurden.

Sie müssen danach sehr erschöpft gewesen sein.

Nein – überhaupt nicht. Ich stand unter Hochspannung und wollte gleich wieder weg. Ich kenne meinen Kräftehaushalt genau und spüre meine Reserven. So kam das kurzfristige Angebot nach Nordsomalia zu gehen, gerade recht. Ich arbeitete in Hargheisa, der Hauptstadt des international nicht anerkannten Somaliland, beim Aufbau einer Mutter-Kind-Klinik mit. Wir konzentrierten uns auf die medizinische Versorgung der Frauen im gebärfähigen Alter und auf die Kinder unter fünf Jahren.

Waren Sie auch mit den Auswirkungen der rituellen Beschneidung von afrikanischen Frauen während Ihrer Arbeit konfrontiert?

Häufig. Praktisch sind dort alle Frauen beschnitten. Das Thema ist aber sehr tabuisiert. Die Beschneidungen werden unter Ausschluß aller Fremden unter katastrophalen hygienischen Bedingungen durchgeführt. Oft bekam ich die anämischen Mädchen auf die Station geliefert, die zuviel Blut bei der »Operation« verloren hatten. Ich erinnere mich genau an den Fall, als ich einmal zu einer Patientin gerufen wurde, die keinen Urin mehr lassen konnte und kein Katheter einführbar war. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Wir alle wissen, daß bei aller Empörung über diese Verstümmelung von Frauen, ein direktes Anprangern des hochemotionalen Themas zum Abbruch unserer Projekte geführt hätte.

Haben diese Erfahrungen, die Bilder, mit denen Sie während ihrer Projekte konfrontiert waren, Ihr inneres Gleichgewicht angegriffen?

Zur inneren Einkehr hat man vor Ort wenig bis keine Zeit. Die Verarbeitung erfolgt später. Ich war dabei, als im Juli 1995 die UN-Sicherheitszone Srebrenica in die Hände der bosnischen Serben fiel. Zehntausende Zivilisten wurden deportiert. »Ärzte ohne Grenzen« hatte als einzige Organisation Mitarbeiter vor Ort. Ich fühlte mich relativ sicher damals, da ich bereits vorher in Krisengebieten gearbeitet hatte und Sicherheit für »Ärzte ohne Grenzen« Priorität hat. Wir stehen in einem ständigen Funkkontakt zur Zentrale.Trotzdem kam die Angst später. Ich benötigte nach meiner Rückkehr eine therapeutische Nachbehandlung für meine traumatischen Erlebnisse aus dieser Zeit.

Wie kam es , daß Sie sich jetzt einer mehr administrativen Arbeit widmen? Und welche Perspektiven haben Sie?

Nach meinem letzten Projekt, das von Januar bis Mai 1997 in Sierra Leone lief, war ich projektmüde: Ich wollte aber weiterhin für die Organisation arbeiten. Als dann das Berliner Büro im Herbst 1998 eröffnet wurde, bewarb ich mich für die Leitung und wurde akzeptiert. Es ist eine Art Pilotprojekt und soll hauptsächlich dazu beitragen, »Ärzte ohne Grenzen« vor allem in den neuen Bundesländern bekannter zu machen. Denn aus dem Osten Deutschlands kommen so gut wie keine Bewerbungen zu uns. Wir planen Aktionstage in Krankenhäusern, so zum Beispiel in den nächsten Tagen in Magdeburg, wo auch eine Magdeburger Krankenschwester über ihre Erfahrungen als Projektmitarbeiterin spricht. Ich habe alle Hände zu tun.

Ärzte ohne Grenzen

Am 20. Dezember 1971 schließen sich zwei unabhängige Ärztegruppen zusammen und gründen in Paris Médecins sans Frontières/Ärzte ohne Grenzen. Die Erfahrungen, die die Ärzte zuvor im Bürgerkrieg von Biafra und nach den Überschwemmungen in Ostpakistan gesammelt haben, sind der Anlaß dafür, erstmalig eine auf medizinische Nothilfe spezialisierte, unabhängige, private Organisation zu gründen. 1972 kam es zum ersten Einsatz von Ärzte ohne Grenzen nach einem Erdbeben in Nicaragua. Die Organisation hat heute Sektionen in 19 Ländern, darunter drei große Einsatzzentralen in Paris, Amsterdam und Brüssel, sowie drei internationale Verbindungsbüros in Brüssel, Genf und New York. Eine übergeordnete Zentrale gibt es nicht, »Ärzte ohne Grenzen« ist ein Netzwerk unabhängiger Organisationen. Im November 1993 wurde das Büro der deutschen Sektion in Bonn eröffnet. Der aktuelle Jahresbericht besagt, daß der Organisation 1997 231 Millionen US-Dollar zur Verfügung standen. 54 % der Summe stammen von privaten Spendern, der Rest kommt aus institutionellen Fonds der EU und einzelner europäischer Länder. 1997 flossen 81,2 % der Gelder direkt in die Hilfsprojekte. Pressekampagnen, Fundraising und Verwaltungskosten verbrauchen die übrigen Mittel. 1997 haben rund 2400 internationale Mitarbeiter aus 45 Nationen sowie Tausende lokaler Helfer in den Projekten gearbeitet.

Nähere Informationen zu »Ärzte ohne Grenzen«:

Lievelingsweg 102
53119 Bonn
Telefon: (0228) 559 50-0
Fax: (0228) 559 50-11
e-mail: office@bonn.msf.org
Homepage: www.msf.org

oder:
Ärzte ohne Grenzen e.V.
Buchholzer Straße 3
10437 Berlin
Telefon: (030) 44 71 00-0
Fax: (030) 44 71 00-13

Die eigene Kraft spüren

weibblick sprach mit Petra Lux, Lehrerin für TaiChi, QiGong und Körperarbeit in Leipzig

Seit über zwei Jahren gibt es Ihr Yin-Yang-Zentrum. Für Leipzig eine völlig neue Sache und auch für Sie. Wie sind Sie darauf gekommen, sich mit fernöstlichen Bewegungs- und Meditationstherapien zu beschäftigen?

Angefangen hat alles Mitte der 80er Jahre. Ich traf Barbara Krippendorf aus Rostock, die damals schon TaiChi und QiGong unterrichtet hat, eine der ganz wenigen in der DDR. Das Körpergefühl, das durch die Übungen entstand, war so intensiv, lebendig und wohltuend wie nichts vorher Gekanntes. Daß ich es einmal selbst unterrichten würde, ahnte ich damals noch nicht.

Nach 1989 nutzte ich natürlich die Möglichkeit, wieder in meinem Beruf als Journalistin zu arbeiten, was mir vorher aus politischen Gründen nicht mehr möglich war. Woche für Woche eine Frauenseite in der DAZ, einer unabhängigen Wochenzeitung, ein Buch für Frauen in der DDR, Frauenthemen für den Rundfunk, Fernseharbeit ... Bald begann ich, Situationen und Menschen nur auf ihre »Verwertbarkeit« in den Medien hin wahrzunehmen. Und dann der Punkt: So geht's nicht weiter! Ich stellte mir ganz ernsthaft die Frage: Was will ich noch in diesem Leben? Der Prozeß der Eigenbefragung dauerte ein halbes Jahr, und dann hatte ich eine Antwort: Ich will meine Ruhe haben.

Na fein, dachte ich, davon kann ich ja wohl kaum leben mit meinen beiden Kindern. In der gleichen Woche erhielt ich eine Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, TaiChi und QiGong für die URANIA zu unterrichten. Na klar hatte ich Lust. Und so stand ich, von einem zum anderen Tag, plötzlich als Lehrerin vor Gruppen. Der Journalismus, dieser Beruf, den ich so geliebt hatte, platzte von mir ab wie ein zu enges Kleidungsstück. Ich machte eine TaiChi-Lehrerinnenausbildung, besuchte viele Weiterbildungsseminare, und im Oktober 1996 eröffnete ich dann mein eigenes Zentrum.

Yin-Yang-Zentrum – steht hinter diesem Namen auch Ihre neue Lebensphilosophie?

Den Namen habe ich sehr bewußt ausgewählt. Das uralte Symbol des Yin und Yang, dieser Kreis mit den ineinander verschlungenen schwarz-weißen Zeichen steht dafür, wie ich das Leben erlebe. Das ganze Universum besteht aus dieser Polarität. Kein Tag ohne Nacht, keine Aktivität ohne Ruhe, kein Hell ohne Dunkel.

Die Umstände, in denen wir leben, zeigen eher ein Ungleichgewicht zwischen Yin und Yang. Die Nacht wird zum Tag gemacht, der Verstand höher geschätzt als das Gefühl, das männliche Prinzip dominiert das weibliche, Ruhe und Bewegung sind nicht in Harmonie. Gleichgewicht und Balance fehlen. QiGong und TaiChi sind uralte Bewegungskünste, die diese Harmonie wieder herstellen. Steigen und Sinken, sich ausdehnen und sich zusammenziehen... Jede einzelne Übung ist eine Kostbarkeit für sich, und in mir ist ein großer Respekt vor diesem tiefen Wissen um körperliche, seelische und geistige Zusammenhänge.

Was für Menschen kommen in Ihre Kurse?

Ganz normale Menschen, alte und junge, gebildete und weniger gebildete, gestreßte und gelangweilte, Leute mit viel Arbeit, Leute ohne Arbeit, Frauen und Männer. Die Frauen sind dabei in der Überzahl. Die meisten haben keinerlei Vorkenntnisse. Manchen tut der Rücken weh oder der Kreislauf ist durcheinander oder sie fühlen sich gehetzt. Sie versprechen sich von den Übungen innere Gelassenheit und das Verschwinden körperlicher Symptome.

Und noch etwas: Es gibt in dieser Gesellschaft nahezu keine Gesellungsformen oder Treffpunkte mehr, wo sich Menschen unterschiedlichster Herkunft normal begegnen können. Die Trennung in verschiedene »Kasten« beginnt ja schon in der Schulzeit. Und hier im Zentrum ist es so: Alle haben irgendwas Bequemes an, niemand weiß vom anderen, ob er reich ist oder arm, alle arbeiten an den gleichen Übungen. Ich glaube, das genießen die Menschen.

TaiChi und QiGong kommen aus China, sind hierzulande also eher Exoten. Läßt sich das Gelernte denn für den Alltag nutzen?

QiGong heißt übersetzt: Arbeit und Umgang mit der körpereigenen Energie. In den Kursen lernen die Leute als erstes, ihre eigene Energie zu spüren. Wo das Zentrum ihrer Kraft liegt, das wissen die meisten nicht mehr. Oft hat sich der Körperschwerpunkt aus der Mitte im Bauch nach oben verschoben – der Atem ist flach geworden. Gleichgewichtsprobleme, Rückenbeschwerden, hoher Blutdruck sind nur einige Folgen. Wenn die Mitte wiedergefunden ist, können sie daran

gehen, ihre Energie mit bestimmten Bewegungen zu stärken. Der dritte Punkt ist dann, die Energie dahin zu lenken, wo sie gerade gebraucht wird. Das ist ein langer, aber sehr lohnender Prozeß, im Crash-Kurs nicht zu haben. Das Zauberwort heißt »loslassen«. Dieses Reinlauschen in den Körper – wo spanne ich gerade an? – oft merken die Leute gar nicht, wie verspannt sie sind. Ein Beispiel: Ich lasse die Leute durch den Raum gehen und sich immer wieder bücken, um etwas Imaginäres aufzuheben. Meist ist dabei ein Arm hinten, der Nacken angespannt, der Kiefer zusammengepreßt. Dann loslassen, nach und nach, eine Partie nach der anderen. Bis man sich bückt wie eine Feder, die von selbst wieder nach oben kommt, völlig ohne Anstrengung. Es ist unglaublich, wieviel Unnötiges angespannt wird auch bei ganz einfachen Bewegungen, wie zum Beispiel den Arm zu heben. Dafür wach zu werden, das zu spüren – das ist Ökonomie im Alltag. Die Kraft also nicht verpulvern, sondern im Fluß sein.

Die Bewegungen des TaiChi und QiGong sehen sehr weich und fließend aus, alles Eckige und Kantige scheint verschwunden... Wo verbirgt sich denn da die Kraft, die Stärke?

Das ist eine Erfahrung, die wohl jede und jeder selbst machen muß, um an sie zu glauben. Je entspannter ich bin, um so mehr Kraft habe ich. Im TaiChi und QiGong steht man mit leicht gebeugten Knien, alle Gelenke sind durchlässig und locker, denn nur durch lockere Gelenke kann Energie ungehindert fließen, und man steht aufrecht.

Wir leben in einer Zeit des Umbruchs. Viele wechseln ihren Wohnort, suchen beruflich andere Perspektiven, irgendwie verschiebt sich alles. In solch einer Zeit, wo sich alles neu ordnet, ist es günstig, flexibel zu sein. Sich bewegen können aus der eigenen Mitte heraus, an einen anderen Ort gehen – aber bei sich bleiben – das geht weit über den Gesundheitsaspekt des TaiChi und QiGong hinaus. Das ist aber genau die runde Kraft, die durch regelmäßiges Üben entsteht. Das Üben stärkt Bewußtheit, ich erkenne sehr schnell: Ist das eine Situation, die meine Liebesfähigkeit und meine persönliche Entwicklung stärkt? Wenn nicht, verlasse ich die Situation, hafte nicht starr daran.

Vermitteln Sie auch Hintergrundwissen zu den einzelnen Übungen?

Ja, und das will ich in Zukunft noch stärker tun. Ich kann eine Übung rein mechanisch über viele Jahre machen und es wird nicht viel passieren. Je genauer ich weiß, was ich da tue, wie die Bewegung in meinem Energiesystem wirkt, umso mehr Qi kann fließen. Der Fluß des Qi, der Energie, ist an bewußtes Handeln gebunden. Die Lehre vom Yin und Yang, die Lehre der fünf Elemente, das IGing, das Buch der Wandlungen, das Wissen vom energetischen Aufbau des Menschen, von seinen Energiezentren – all das fördert die Selbsterkenntnis. Und je besser ich mich kenne, um so mehr kann ich für mich tun. Die Wirkung von TaiChi und QiGong ist natürlich auch davon abhängig, wie weit ein Mensch sich darauf einläßt. Wie sehr er bereit ist, sich zu entwickeln und zu verändern. Offen zu sein für Neues. Ich kann nur die Brücken bauen – darüber gehen müssen die Leute selbst. Manchmal werde ich gefragt, wie lange man zu Hause üben soll. Ich sage dann immer: So lange es Spaß macht, nur dann macht es auch Sinn.

Hier im Osten gibt es keine über Jahrzehnte gewachsene Tradition dieser alternativen ostasiatischen Bewegungskünste. Und eine Menge Skepsis gegenüber dem Begriff Esoterik. Bieten Sie Esoterik an? Oder rückt man Sie in die Nähe von Scharlatanen?

Was heißt Esoterik denn? Den verborgenen Sinn sehen, nach innen gehen. Mehr nicht. Und in dem Sinne ist das, was ich mache, Esoterik. Es fördert die Selbsterkenntnis. Was Scharlatanerie betrifft, kann ich nur soviel sagen: Der Mensch ist frei geboren, das ist meine Grundüberzeugung. In jeder Situation hat man die Freiheit, sich für oder gegen etwas zu entscheiden. Das ist die Eigenverantwortung, die man hat, und die läßt sich nicht abdelegieren. Es klingt hart, aber: Wenn einer bei jemanden landet, der keine Ahnung hat oder nur Sprüche klopft und dafür noch Geld will, und das nicht merkt, dann hat das mit Eigenverantwortung zu tun. Die Frage: Doktor, können Sie mir mal sagen, was ich habe? finde ich inzwischen absurd. Wie kann mir ein fremder Mensch sagen, was ICH habe? Das kann nur ich wissen. Viele Tabletten und Pharmaka samt ihrer Nebenwirkungen könnten weggelassen werden, wenn mehr Wissen über die Vorgänge im menschlichen Körper vorhanden wäre. Und wie sehr das alles an einem Faden hängt: Körper, Seele, Geist, meine Umwelt, ja, das ganze Universum. Mein Interesse ist es, mit meiner Arbeit genau dieses Wissen zu erweitern und das Prinzip »Eigenverantwortung« zu stärken.

Kontakt:
Yin Yang-Zentrum Petra Lux
Landsberger Str. 32
04157 Leipzig
Tel.: 0341/ 911 40 53

Eine Gruppe bei Übungen (unten), Foto: Uwe Frauendorf

Petra Lux (oben)

Barbara Leitner

Auf der grünen Welle zur sanften Medizin

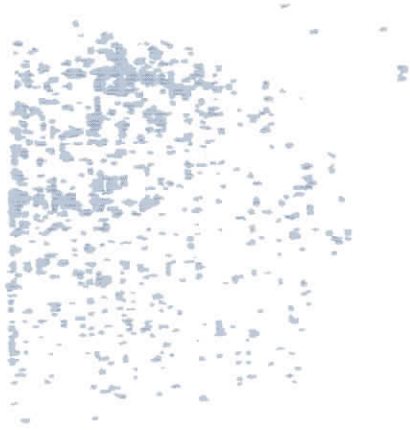
Auch wenn die wissenschaftlichen Beweise fehlen, alternative Naturheilverfahren verhelfen oft gerade schulmedizinisch Austherapierten zur Besserung

Foto: Tina Schimansky

Auf der Haut von Karla wächst eine Neurodermits. Die Knie von Gerhard sperren sich dagegen, weiter zu gehen. Mich läßt wiederholt eine Bronchitis bellen. Doch wir sind nicht mehr gewillt, uns mit Chemie und Apparaten abspeisen zu lassen, um doch nicht recht zu genesen. Die grüne Welle hat unser Gesundheitsbewußtsein erfaßt. Als aufgeklärte Zeitgenossen meinen wir, daß die Krankheit uns etwas über unsere Seele mitteilen will. Deshalb verlangen wir nach einer alternativen Behandlung. Doch wem sollen wir uns anvertrauen? Die Qual der Wahl bei über 200 Methoden. Einem der etwa 600 bis 700 Naturheilärzte? Oder einem der etwa 500 bis 600 Heilpraktiker, die in Berlin praktizieren? Oder gar einem selbsternannten Heiler? Außerdem schwimmen auch etliche herkömmliche Mediziner auf der alternativen Welle mit – nicht zuletzt weil sie seit 1992 im Staatsexamen nachweisen müssen, daß sie schon einmal etwas von Naturheilverfahren gehört haben. »Das ist in der Tat sehr schwierig«, meint selbst Dr. Rainer Stange, Naturheilarzt im Klinikum Benjamin Franklin, »weil es hier mehr als in anderen medizinischen Bereichen auf die Person ankommt, auf die Beziehung, die hergestellt wird.« Annähernd 200 alternative Verfahren versprechen uns Heilung. »Dabei gehen die meisten davon aus, daß eine dem Körper innewohnende Störung beeinflußt werden sollte«, erklärt Rainer Stange. »Dazu wird ein Reiz gesetzt, der die Selbstheilungskräfte des Körpers aktiviert.« Anders als in der sogenannten Schulmedizin geht es dabei nicht nur um ein Ursache-Wirkung-Prinzip auf der körperlichen Ebene. Vielmehr greifen sie in das komplizierte Zusammenspiel von Körper-Geist-Seele ein. Denn Naturheilkunde ist nicht vor allem Heilung mit natürlichen Stoffen. Vielmehr ist es eine Therapie des Innersten eines Menschen selbst, die Behandlung seiner Natur. Deshalb ist oft auch von Ganzheitsmedizin die Rede. Statt um Befunde, geht es vor allem um die Befindlichkeit. Das ist einer der Gründe, warum sich mindestens jeder Dritte Deutsche einmal im Leben einem Naturheiler zuwendet, viel mehr noch den alternativen Verfahren aufgeschlossen gegenüberstehen. Inzwischen ist es wieder Mode, Warzen und Flechten mit dem eigenen Urin zu vertreiben, bei Bronchitis heiße Pellkartoffeln auf die Brust zu legen, mit Honig Erkältungen vorzubeugen und auf die antibakterielle Wirkung des Knoblauchs zu bauen. »Um dabei nicht der Scharlatanerie zu erliegen, bleibt uns nur, die Wirkung alternativer Methoden gründlich zu untersuchen,« meint Dr. Stange, der am einzigen Lehrstuhl für Naturheilkunde in Deutschland – eben am Klinikum

Anthroposophische Medizin

In der anthroposophischen Geisteshaltung finden sich Elemente verschiedener philosophischer und medizinischer Denkrichtungen aus Ost und West. Die anthroposophische Medizin versteht sich als geisteswissenschaftliche Erweiterung der Schulmedizin. Die naturwissenschaftliche Schulmedizin bildet die Basis, auf der die anthroposophischen Ärzte ihr Verständnis vom Mensch-Sein aufbauen. Im Zentrum steht die Berücksichtigung des Zusammenhangs zwischen Umwelt, Leib, Seele und Geist. Die Behandlung von Krankheiten soll die ursprüngliche, gesunde Harmonie zwischen diesen Faktoren wiederherstellen. Zu diesem Zweck versuchen anthroposophische Ärzte, die Ursachen einer Erkrankung möglichst ganzheitlich zu erfassen. Die Therapie wird nicht nur durch die Diagnose bestimmt, sondern auch durch den Krankheitsverlauf, den Lebenslauf, das soziale Umfeld und die Persönlichkeit des Erkrankten. Die anthroposophische Geisteswissenschaft geht auf den Österreicher Dr. phil. Rudolf Steiner (1861 – 1925) zurück. In zahlreichen Schriften zeigte Steiner auf, wie das auf Wahrnehmen und Denken beruhende Erkennen durch eine systematische Schulung zu einem höheren, übersinnlichen Erkennen weiterentwickelt werden kann. Die anthroposophische Heilkunst entstand in Zusammenarbeit mit der holländischen Ärztin Ita Wegmann (1876 – 1943). Heute gibt es zahlreiche anthroposophische Institutionen und Kliniken. In der anthroposophischen Philosophie wird der Mensch mit seinen physiologischen Funktionen in drei Bereiche eingeteilt: 1. Stoffwechselvorgänge sowie die Gliedmaßen, die der willkürlichen Bewegung dienen. In diesem Bereich überwiegen die Prozesse, die mit dem Aufbau und mit der Wiederherstellung von Funktionen zusammenhängen. 2. Die menschlichen Sinnesorgane und das damit verbundene Nervensystem. 3. Der Bereich, in dem sich die rhythmischen Vorgänge abspielen. Dazu gehören vor allem das Herz-Kreislaufsystem und die Lunge. Dieses Gebiet gleicht die beiden anderen, gegensätzlichen Systeme aus. Stehen alle Kräfte in Harmonie zueinander, ist der Mensch gesund.



Benjamin Franklin – tätig ist. Lange hielten Heiler das wissenschaftliche Arbeiten für überflüssig. Vielmehr bauten sie nur auf die Erfahrung und darauf, daß, wer heilt Recht hat, ohne die wissenschaftliche Prägung unserer Zeit zu beachten.

In der chinesischen Medizin ist gegen alles ein Kraut gewachsen

Zwar ist allbekannt, daß Baldrian beispielsweise beruhigend wirkt. Doch warum er es tut, konnten Wissenschaftler noch nicht herausfinden. Neben einem Spektrum von ungefähr 250 traditionellen Heilpflanzen, die in der Phytotherapie angewandt werden, prüfen Naturheilärzte auf Substanzen aus anderen Medizinsystemen. Mit ihnen sollen die therapeutischen Möglichkeiten gerade bei chronischen Krankheiten erweitert werden, an denen auch die Schulmedizin scheitert, beispielsweise Asthma.

In der traditionellen chinesischen Medizin werden seit Jahrtausenden etwa 80 Prozent aller Krankheiten mit Kräutern geheilt. Aus zehn bis fünfzehn überwiegend pflanzlichen, aber auch mineralischen und tierischen Stoffen werden nach individuell zusammengestellten Rezepturen Tees und Pillen gefertigt. Darauf schwört auch der in Berlin praktizierende chinesische Heilpraktiker Kezhuang Luo. Ob Erkrankung des Atemsystems, Allergien oder Neurodermitis, Verdauungsprobleme oder Durchfall – gegen alles ist ein Kraut gewachsen. Dabei vermag er mancher Störung nur mit Gift beizukommen. Und die meisten chinesischen Kräuter sind giftig! Ein Argument gegen den Irrglauben, die Naturheilmedizin könne nebenswirkungsfrei sein. Das ist sie durchaus nicht. Mitunter ist sie auch gefährlich, gerade wenn sie in unkontrollierter Selbsttherapie angewandt wird. Das betrifft die beliebten Gingseng-Fertigprodukte ebenso wie das breite

Aromatherapie

Bei der Aromatherapie werden natürliche Duftstoffe zur Verhütung und Heilung von Krankheiten verwendet. Die Aromatherapie arbeitet mit aus Pflanzen gewonnenen Duftstoffen. Fast alle duftenden Pflanzen enthalten ätherische Öle. Viel enthalten zum Beispiel Kamille, Rosmarin, Thymian und Sandelholz. Die lindernde und wohltuende Wirkung von Düften ist den Menschen schon lange bekannt. Von Heilkundigen und Priestern wurden Düfte oft verwendet, sei es zu Heilzwecken oder für kultische Handlungen. Im Jahr 1928 begann der französische Chemiker René Gattefossé die ätherischen Öle im Hinblick auf eine moderne Aromatherapie zu erforschen. Er entwickelte eine Heilmethode auf der Basis von natürlichen Pflanzendüften. Seitdem wurden immer mehr Entdeckungen auf dem Gebiet der Aromatherapie gemacht. Die Therapeuten gehen davon aus, daß jede Pflanze ein Energiepotential hat, das sie durch ihren typischen Duft auf den Menschen übertragen kann. Dadurch wird die Selbstheilungskraft des Körpers aktiviert, das Gleichgewicht zwischen Körper und Seele wiederhergestellt und das Wohlbefinden gesteigert. Eine Aromatherapie kann man selbst durchführen, eventuell unter Zuhilfenahme eines Buches. Hat man noch keine Erfahrung im Umgang mit Duftstoffen, ist es sicher sinnvoll, sich von einem Aromatherapeuten beraten und unter Umständen behandeln zu lassen. Die ätherischen Öle für die Aromatherapie können verschieden angewendet werden: als Aromabad, zum Inhalieren in Duftlampen, als Massage- oder Körperöle oder in starker Verdünnung zum Einnehmen. Manche Aromatherapeuten sind davon überzeugt, daß richtig eingesetzte Duftessenzen bei fast allen Erkrankungen zur Linderung oder Heilung beitragen können. In der Praxis verwendet man die ätherischen Öle der Aromatherapie vor allem bei psychosomatisch mitverursachten Beschwerden wie Schlafstörungen, Verstimmung, Nervosität oder Stress. Auch als unterstützende Heilmittel bei Erkältungskrankheiten, Wechseljahrbeschwerden oder nervösen Magen-Darm-Beschwerden sind die ätherischen Öle anerkannt.

Spektrum von Immunstimulanzien, die man statt vorbeugend lieber gezielt einsetzen sollte. »Solche Produkte sind gut für die Wirtschaft, nicht für die Patienten«, lautet das Urteil skeptischer Heiler. Heute kommen rund 10 Prozent der in Apotheken ausgegebenen Medikamente auf Pflanzenprodukte oder auch homöopathische Mittel.

Homöopathie heilt mit Nichtsen

Seit Mitte der 70er Jahre erlebt dieses klassische Heilverfahren in Deutschland geradezu einen Boom. Daran schließen sich auch manche Schulmediziner mit der Verschreibung (niedrigpotenziger) homöopathischer Mittel an. Für Johannes Michels ist das eher schwierig. »Damit können höchstens zehn Prozent der möglichen Wirkung eines homöopathischen Mittels ausgenutzt werden.« Der Grund liegt in einem anderen Verständnis von Krankheit, erklärt der Heilpraktiker. Die Homöopathie geht davon aus, daß sich in der Krankheit die Lebenskraft eines Menschen ausdrückt, deren Botschaft es zu entschlüsseln gilt. Dazu werden bei einer über einstündigen Anamnese auch zunächst seltsam anmutende Fragen gestellt: Welche Farben mögen Sie? Schwitzen Sie oft, oder ist Ihnen eher kalt? Was ist Ihre Lieblingsspeise? Daraus formt sich der Homöopath ein immer dichteres Bild von der Seele, auf dessen Grundlage er die Krankheit und damit seinen Patienten zu verstehen lernt. Nur durch diese ganzheitliche Form der Behandlung passiert die Heilung, fanden jetzt Wissenschaftler bei einem Test heraus. Daß die Homöopathie gerade für schulmedizinisch Austherapierte eine Rettung ist, können sie nicht bestreiten. Doch keinesfalls bewirke dies die homöopathische Medizin, so ihre Gegenargumentation. Diese stellte der Begründer der Methode, Samuel Hahnemann (1755–1843) durch Verreiben, Schütteln und schrittweises Verdünnen aus Tollkirschen, Arnika, Honigbienen, Rindergalle, Gold und Quarz her und gewann ihnen eine heilsame Kraft ab. »Nichtse« nannte Hahnemann seine Medizin, und genau so sieht es die Wissenschaft – alles ein Nichts. Vor allem ist für den materialistischen Geist nicht nachvollziehbar, wie durch das besondere Herstellungsverfahren der Geist der Pflanze, ihre Heilkraft und Energie eingefangen und verstärkt werden soll. Damit wird nicht nur die Homöopathie, sondern auch die wenig verbreitete Spagyrik (mittelalterliche Alchimie mittels Substanzen, die durch Trennen und Wiedervereinigung gewonnen werden) sowie die Bachblütentherapie über den Haufen geworfen. Dennoch schwören viele Heilpraktiker auf letzteres, auf die 38 Essenzen des englischen Arztes Dr. Edward Bach (1886- 1936): »Eine gute Medizin, wenn die Seele weint.« »Beispielsweise ist ein Kind so wütend und aggressiv, daß es eine heftige Halsentzündung bekommt. In dem Falle bekommt es die Bachblüte Holly, die den Gemütszustand ausgleicht«, erklärt Johannes Michels. »Statt Eifersucht und Neid lebt das Kind dann Liebe und damit sind auch die Halsschmerzen oder andere psychosomatischen Beschwerden weg.« Ein simples Modell. Doch genau so war es gedacht. Bach fand die Homöopathie viel zu kompliziert, als daß eine Mutter damit allein ihr Kind behandeln könnte. So suchte er die auf die Gemütszustände zielenden Pflanzen, um ihren Geist in die Flasche zu zaubern. Wollen wir die Wässerchen für uns nutzen, sollten wir nicht nur an ihre Wirkung glauben. Wir müssen uns auch mit uns selbst auseinandersetzen. Wollen wir das überhaupt?

Gerade in diese Richtung zielt auch die Frage, die sich diejenigen stellen sollten, die sich alternativ heilen lassen wollen: Was will ich? Welche Behandlung tut mir gut? Wie kann ich deren Wirkung noch unterstützen? Ob Naturheilarzt, Homöopath oder Vertreter der chinesischen Medizin – darin sind sich die verschiedenen Richtungen einig: Wer sich darauf einlassen kann, bei dem hat die Heilung bereits begonnen.

Literatur-Empfehlung:

Einen Überblick über alternative Heilmethoden kann man sich mit dem »Handbuch der Naturheilkunde« von Karl F. Liebenau, erschienen im R. Pflaum- Verlag, (38 DM) verschaffen.

Inga-Maria Richberg will mit ihrem Buch »Sanft heilen mit Homöopathie« vor allem Anfängern einen einfachen Zugang zu dem Heilverfahren bieten. (Mosaik Verlag, 240 Seiten, etwas 30 DM)

Was sich hinter der Bachblüten-Therapie verbirgt, und wann man welche Blüte anwendet, darüber informiert das Falken-Taschenbuch von Irmgard Wenzel »Blütentherapie nach Bach«. (96 Seiten, 9.90 DM)

Beratungsmöglichkeiten:
Patientenberatungstelefon der Ärztegesellschaft für Naturheilverfahren, Tel.: (030) 7 514 016.
Patientenberatungstelefon des Verbandes deutscher Heilpraktiker, Tel.: (030) 3 233 050

Die Haltung der Krankenkassen:
Die Kosten für die Behandlung bei einem Naturheilarzt übernehmen die Krankenkassen, meist aber nicht die Behandlung bei einem Heilpraktiker. Höchstens private Kassen sind bereit, beispielsweise die Kosten für eine homöopathische Anamnese zu erstatten und zur Behandlung zu zuzahlen. Ausnahmen sind allerdings bei schulmedizinisch Austherapierten mitunter möglich. Ansonsten rechnen Heilpraktiker nach der Gebührenordnung für Heilpraktiker ab und verlangen einen Stundensatz zwischen etwa 60 und 120 DM, je nach der Behandlungsmethode auch mehr.

Orientierungshilfe für Patienten:
- Mit welchen Methoden haben Menschen in Ihrem Umfeld Heilungserfolge erlebt?
- Können diese Methoden auf eine Traditionen der Heilung verweisen?
- Welche Behandler empfehlen Verwandte, Bekannte, Freunde, welche nicht?
- Fühlen sie sich bei ihrem Arzt, Heilpraktiker, Therapeut menschlich gut aufgenommen und verstanden?
- Welche Kosten entstehen Ihnen durch die Behandlung?

Fragen an den Behandler:
- Auf welche Grundlagen beruft sich die Behandlung? Worin besteht der wesentliche Unterschied zu einer schulmedizinischen Behandlung? Was ist das Ziel der Behandlung?
- Welche Risiken birgt die Behandlung, und über welchen Zeitraum wird sie sich erstrecken?
- Was ist bei Anzeichen von Verschlimmerung zu tun?
- Kann die Behandlung mit konventionellen Methoden kombiniert werden, und was soll mit den bisher genommenen Medikamenten geschehen?
- Was geschieht mit den Krankenunterlagen nach Abschluß der Behandlung?

Tabu Altern: Nur Fragen, keine Antworten in Sicht

Claudia von Zglinicki

Als die Kollegin nach meinem Umzug zum ersten Mal in der neuen Wohnung erschien, bedauerte sie dort nur eines: Das Fehlen eines Gäste-WCs. So müsse ich jedem beliebigen Besucher meine »kosmetischen Geheimnisse« im Badezimmer offenbaren. Ich hatte das Problem noch gar nicht erkannt. »Kosmetische Geheimnisse« – Wimpernspiralen, der dunkle Lippenstift, das Make-up mit dem verwirrenden Namen: »Wahre Illusion«. Und ein paar Kleinigkeiten. Genau die, die sie meinte. Das gläserne Töpfchen mit beruhigender Lotion. Eine »Wintercreme«, empfohlen in diesem häßlichen Wetter zwischen Sturm, Frost und Nässe. Ein Tiegel Salbe...

Irgendwann beginnt man damit. Irgendwann sieht man, wo Lachfältchen entstehen werden. Weinfältchen weniger. Irgendwann sehnt man sich nicht mehr danach, endlich älter zu sein. Später fällt einem auf, wie andere altern. Bei den eigenen Eltern tut das manchmal weh. Turnerinnen sind schon lange jünger als man selbst. Aber ich mache mir nichts aus Leistungssport. Der Bundeskanzler ist natürlich wesentlich älter. Hingegen seine Frau? (Trost immerhin: Welcher?) Und eines Tages wird man – wenn man nicht gestorben ist – älter sein als der Papst. Und dann?

Geheimhalten, was doch alle wissen

Über Sex und Verhütung, Steuerbetrug, Abtreibung und Pornographie, über Ehebruch, Religion und selbst über Geld reden heute und hier alle leichter als über das letzte wahre Tabu, das Alter. Wird für ältere Konsumenten geworben, dann mit kleinen Kindern und Leuten, die 20 Jahre jünger aussehen, als sie sind. Heuchelei. Alle halten mit größter Mühe geheim, was doch alle voneinander wissen: Daß sie älter werden. Die Strategien der Geheimhaltung wechseln; selbst die Möglichkeit, sich im Gespräch kokett immer älter zu machen, als man ist, gehört dazu. Aber am liebsten wird darüber geschwiegen. Zu schrecklich ist das Thema, zu sehr mit der Angst vor dem Tod verbunden. Zu sehr gegen den Strich der Zeit, gegen alles, was »angesagt« ist. (Von wem eigentlich?) Mit dem Horror vor dem Altern korrespondiert, daß noch immer nicht genau gesagt werden kann, was das eigentlich ist: Altern. Medizinisch gesehen. Was läßt da nach, wenn die Zellen altern? Es gibt verschiedene Theorien, die einander zum Teil widersprechen. Die Chromosomenenden wachsen nicht mehr – ist es das? Von freien Radikalen schwätzt die Werbung der Kosmetikindustrie. Nicht ganz grundlos. An oxidativem Streß und seiner Wirkung aufs Altern arbeiten Wissenschaftler in der Grundlagenforschung. Welchen Einfluß haben Umwelterscheinungen auf das Älterwerden? Läuft in den Zellen so etwas wie eine innere Uhr ab? Und wenn ja, wer hat sie uns eingesetzt? Meister Hora war es, erzählt Michael Ende in »Momo«. Er hat jedem nicht etwa die Lebenszeit begrenzt, also abgeschnitten, nein, im Gegenteil: Er hat sie uns gegeben, die Jahre und Monate. Kluge Dialektik, es so zu betrachten. Aber wer ist Meister Hora? Welche Vorgänge steuern die uns zugemessene Frist, über den Einfluß hinaus, den wir darauf nehmen, mit allen möglichen Süchten?

Vor allem in den USA wird emsig am Rätsel Altern geforscht, dem Land mit der starken Lobby für die Alten mit Power. In Deutschland mit seinem tief verwurzelten Negativbild vom Alter forschen noch wenige an diesem Thema, das uns doch alle betrifft. Dem keine und keiner – im Unterschied zu Aids, Krebs oder Krieg – auf dieser Erde entgeht.

Jung und cool

Reden wir über das Gegenteil. Jugend ist, wenn er ihr in der U-Bahn lachend erzählt, wie gestern eine Alte verlangt hat, er solle seinen Rucksack von der Sitzbank nehmen, damit sie sich hinsetzen kann. Hat er aber nicht, wie komisch. Wie cool.

Jugend ist, zu wissen, daß es nicht mehr »Sixpack« heißt, sondern »Träger«. Jugend ist, Angst vor dem Altenberg zu haben, vor der Alterspyramide in Deutschland, die immer mehr zum Pilz wird. Sorge davor, wie im Jahr 2030 noch Renten gezahlt werden sollen, wenn auf einen Rentner nur noch zwei Arbeitende kommen. Jugend ist, vom Alter immer genau dann zu reden, wenn ein anderer schon zehn Jahre länger lebt als man selbst.

Jugend ist Unsicherheit über Leben und Zukunft, Angst vor sich selbst und eigenem Versagen, vor Bindungen und Bindungslosigkeit. Unsicherheit, die sich in lärmende Sicherheit kleiden kann. Sind das Alter und die Zeit zwischen den beiden Polen nicht genau dasselbe? Nur, daß man mit 30 ausgebildet ist, wenn auch vielleicht im falschen Bereich; daß man mit 40 Erfahrungen im Beruf hat, wenn auch nicht immer eine Arbeitsstelle; daß man mit 50 eine Partnerschaft lebt, wenn auch vielleicht die vierte, krisengeschüttelte, was die Unsicherheit immerfort wachsen läßt. Älter sein, erwachsen sein, bedeutet, einige Illusionen verloren zu haben, darunter auch die selbstverständlichste aus der Kindheit, die vom ewigen Leben. Der einzige unabweisbare Unterschied, neben den schlechter werdenden Augen. Es gäbe also eine Basis dafür, einander zu verstehen über Generationsgrenzen hinweg. Wenn man Ängste zugibt, auf beiden Seiten. Aber das Interesse daran scheint nicht groß zu sein. Mit den gegenseitigen Klischees der Alten über die Mittleren, der Jungen über die Alten usw., den gegenseitigen Vorwürfen (Egoismus, Rücksichtslosigkeit, Bequemlichkeit) lebt es sich einfacher. Wir haben, wie es scheint, genug Probleme mit uns selbst und sind zu matt, dann noch über die Grenzen der Jahrgänge hinweg Kontakte zu finden. Sind wir dazu gezwungen, aneinander gebunden als Eltern und Kinder zum Beispiel, funktioniert es oft erst recht nicht. Hört man Erwachsene über jugendliche Töchter und Söhne reden, vermutet man Monster. Und umgekehrt. Das berühmte Sokrates-Zitat über die schrecklichen Jungen klingt wie von heute. Das sollte uns zu denken geben.

Die Gesellschaft, unsere, hat entschieden: Jugend ist Kult. Schrill, heftig, cool sind die Vokabeln dafür. Ruhe und Langsamkeit sind das Gegenteil. Irgendwann hat die Achtung vor denen, die schon lange leben und Erfahrungen gesammelt haben, in unserer Zivilisation nachgelassen. Schlägt sie gerade in Verachtung um? Der Verdacht kommt auf, dies sei die Rache der gegenwärtigen Generationen für die jahrtausendelangen Demütigungen der Kinder durch herrschsüchtige Väter und Erzieher. Nicht nur Kafka schrieb sich das von der Seele, auch Becher oder Rahel Varnhagen: »Eine gepeinigtere Jugend erlebte man nicht, kränker war man nicht, dem Wahnwitz näher auch nicht... Angeschrien, überschrien, beseitigt, unberücksichtigt, die ganze lange Jugend durch.« Aber dieser Last von Generationen entrinnen wir nicht durch Negierung des Alters. Wie kurzsichtig, genau das zu verachten, was man selbst einmal sein wird. Wie dumm, allein das zum Maßstab zu machen, was man in wenigen Jahren verliert. Warum schaffen wir es nicht, jedem Alter gelassen zu begegnen? Warum müssen wir eines ausgrenzen? Aus Angst vor dem Tod. Irrational begegnen wir ihm mit Verdrängen. Darauf baut eine Riesenindustrie auf, die Klamotten, Skalpelle, Silikon, Lotions und Sportgeräte herstellt, um das Verdrängen zu erleichtern. Um vorzuspiegeln, was doch bei keinem Menschen stimmt: Daß er oder sie heute noch so jung ist wie gestern. Und vor allem für Frauen scheint die Illusion nötig zu sein. Alternde Frauen, und das sind eigentlich alle weiblichen Menschen ab 20, müssen noch krampfhafter auf Frische und Glätte setzen als Männer. Irgend etwas, irgendwer zwingt sie dazu. Die Gesellschaft? Die Männer an der Macht? Wir uns selbst? Wer hat uns dazu gebracht, bei uns selbst auf knitterfreie Haut mehr zu setzen als auf ein Lächeln? Männer jedenfalls dürfen häßlicher, fetter, faltiger sein, alle wissen es, alle beklagen es. Eine spezielle Ungerechtigkeit, die das Problem, unaufhaltsam älter zu werden, noch einmal splittet. Auch dieser Konflikt faßt Frauen härter.

Die falschen Klischees

Zur Realität der Jugendlichen gehört mehr als Konzerte und Partys. Die Aussichten sind schlecht, die auf Arbeit, auf Sicherheit, auf Zeit, zu sich selbst zu finden. Die Zeichen stehen auf Hektik und Ungewißheit, auf Chaos. Atemlos verschwinden Werte und Überzeugungen. Meinungen tauchen auf, die kaum länger halten als es dauert, sie zu formulieren. Die Welt ist verwirrend, deshalb müssen Klischees her, die geben irgendeine Orientierung.

Die Realität der Mittleren wird am nüchternsten betrachtet: Der Job, der sie oder ihn auffrißt; das Arbeitsamt, das nichts bieten kann; die vergeblichen Versuche, andere Modelle der Arbeit zu finden und zu leben, andere Lebensmodelle auszuprobieren, in denen Frau oder Mann sich nicht vorrangig über Erwerbstätigkeit definiert. Die Zeit, die davonläuft.

Die Realität der Alten ist, wie bei den Jungen, ganz anders, als das Stichwort Alter assoziiert. Vielfältiger und schwieriger zu erfassen. Wer sind DIE Alten? Das Defizitmodell, weisen Mediziner seit langem nach, stimmt nicht. Sie werden nicht gehört. Die Berliner Altersstudie der Akademie der Wissenschaften Berlin-Brandenburg zeigt, so sagt eine der AutorInnen: »Wir werden im Alter immer verschiedener.« Es ist nicht wahr, das Bild von DEN Alten, allen möglichst, die im Heim vor sich hin sterben. Nur ein geringer Teil der alten Menschen lebt in Heimen. Und auch von denen sind einige selbständiger und selbstbewußter, als wir anderen wahrnehmen wollen. Die Mehrheit der 70- bis 80jährigen fühlt sich wohl und aktiv, fand die Berliner Altersstudie heraus. Aber wir ignorieren diese Erkenntnis.

Wie verrückt ist eigentlich eine Gesellschaft, die mir suggeriert, es werde ein Drama sein, das erste graue Haar zu finden? Der Jugendwahn, dem wir ausgesetzt sind, an dem wir leiden, bewirkt, daß schon die Angst vor der 40 ins Uferlose wächst. Daß gerade Frauen die wunderbaren Jahre – welche auch immer es für sie sein mögen – nicht genießen können aus Angst vor dem, was kommt.

Wenn wir nicht mehr aussehen wie auf Plakatwänden. Dabei gibt es Wichtigeres. Dabei kenne ich genauso viele schöne ältere und alte Frauen wie junge. Schwacher Trost, er funktioniert nicht. Dann können wir uns nur mit aller Intensität klarmachen: Ich sterbe eines Tages. Ich altere. Was ja auch heißt: Ich lebe.

Abb.: Die zehn Lebensalter der Frau: Holzschnittfries von Blöcken, aus: Bilder vom alten Menschen, Braunschweig, 1993.

Die Verdächtigung der Mörre

von Manfred Kriener

Dauer-Durchfall, häßliche Hautpusteln, ein zugeschwollenes Gesicht oder der Puls eines Kolibris sind nur ein Bruchteil aus dem Katalog der Nahrungsmittelallergien. Aber nicht immer sind derartige krankhafte Symptome Ergebnisse einer Allergie. Die Tücke mit der Lust und dem Frust am Essen liegt wie immer im Detail.

Kein Bissen, nirgends. Drei Tage lang nur Mineralwasser. Am vierten Tag wird morgens, mittags, abends ungewürzter, gedämpfter Reis serviert. Am fünften Tag liegt noch etwas gekochter Kohlrabi auf dem Teller, am sechsten Tag kullert zusätzlich eine Portion Erbsen aufs Porzellan. Am siebten Tag spendiert die Küche eine Banane, und an jedem weiteren Tag kommt ein neues Nahrungsmittel dazu. »Das machen wir solange, bis es knallt«, sagt Hartwig Lauter, Allergologe und Internist im Fachkrankenhaus Klostergrafschaft.

Essen als Provokationstest, als Lockvogel fürs Immunsystem. Für die schätzungsweise fünf Millionen Menschen in der Bundesrepublik, die auf Nahrungsmittel allergisch oder intolerant reagieren, ist das medizinisch überwachte Versuchsprogramm die sicherste und beste Methode, den Feind auf dem Teller zu identifizieren. Wenn es dann tatsächlich knallt, wenn der Hals zuschwillt, die Verdauung rebelliert und die Haut pustelnde Falten wirft, ist der Täter überführt. Die Sellerieknolle war's, das Kabeljaufilet, das Hühnerei – oder was immer sonst als letztes Reizmittel auf die täglich wachsende Speisekarte kam. Das Allergen wird eliminiert, die Testreihe läuft weiter.

Die Ursachenforschung in der Allergieklinik ist anstrengend. Es gibt Tage, da erscheint den Patienten ein trockenes Brötchen wie ein Gottesgeschenk. Doch vielen Betroffenen mit einer manchmal jahrzehntelangen Leidensgeschichte bringen die Provokationsversuche nicht nur eine schicke Diagnose, sondern im besten Fall auch die Lösung des Problems, den verträglichen Speiseplan. Endlich kennen sie die U-Boote im Essen, die zu meiden sind, endlich herrscht Gewißheit. Das kann ein ganzes Leben verändern.

Da war der 20jährige Mann, der sich nie weiter als 500 Meter vom nächsten Klo wegbewegte, weil sein Darm nach jedem Happen jederzeit mit Durchfall reagieren konnte. Immer die Angst in der Hose. Immer die Frage nach der Ursache. Hausarzt, Internist, Heilpraktiker, Gastroenterologe und noch ein Internist: Die Termine in den Praxen häuften sich, doch das Ärzte-Shopping brachte nur die freundliche Erkenntnis, organisch vollkommen gesund zu sein. Ärzte und Patienten schieben das Problem in solchen Situationen fast zwangsläufig auf beruflichen Streß oder auf »die Psyche«. Doch statt verdrängter Lust auf Vatermord war in diesem Fall eine schlichte, aber heftige Milchunverträglichkeit für den Dauer-Durchfall verantwortlich. Weil versteckte Milchprodukte in unzähligen Lebensmitteln enthalten sind, blieb die Allergie lange unerkannt.

Fast genauso häufig wie unerkannte Allergien sind überdiagnostizierte. Ärzte und Heilpraktiker tippen schnell auf multiple Nahrungsmittelallergien, wenn die Haut juckt, aber die Befunde unklar sind. Dann bringen sie ihre Testbatterien in Stellung: »Prick-Test«, »Reibe-Test«, »Patch-Test«, »Intrakutan-Test«, »Bluttest«. Da wird im Serum nach Antikörpern gegen Nahrungseiweiße gefahndet, da werden Zitrusfrüchte auf Armen zerrieben, Eiweißfraktionen von Weizen und Milch injiziert und Hautreaktionen bewertet. Doch die Testverfahren, da besteht inzwischen fast Einigkeit, sind allesamt untauglich, um die Allergene präzise zu ermitteln. »Prädikat: besonders wertlos«, spotten die Kritiker.

Testreihen mit Allergietests ergaben, daß selbst jede vierte gesunde Person beim Pricktest »allergisch« reagiert. Umgekehrt bedeutet ein negativer Befund noch keine Entwarnung. Bei den Hauttests werden nämlich nur Konzentrationen bestimmter, weniger Eiweiße aufgeträufelt oder gespritzt. Doch ein Lebensmittel ist mehr als ein Tropfen Eiweißlösung. Allein der Weizen hat in seinem Klebereiweiß 40 verschiedene Proteinarten. Auch die Bluttests sind unzuverlässig, weil das Immunsystem bei vielen Patienten »stumm« bleibt. Die berühmten Antikörper werden dann nicht gefunden, aber der Betroffene verträgt trotzdem keine Nüsse, keine Schalentiere oder Kiwis.

Die Medizin unterscheidet sehr genau zwischen echten Allergien mit einer meßbaren Antikörper-Immunreaktion und sogenannten Pseudoallergien, also Nahrungsmittel-Unverträglichkeiten ohne erkennbare Beteiligung des Immunsystems. Die Unterscheidung mag akademisch von hohem Wert sein, für die Patienten ist sie nicht nur sinnlos, sondern auch gefährlich. Wer keine echte Allergie hat, wird schnell zum Simulanten oder Ökochonder. Die medizinische Diagnoselücke verlockt, sie zur Marotte des Patienten umzudeuten. Doch die Symptome sind dieselben, egal ob echte oder Pseudoallergie: Nesselsucht, Hautbrennen, Juckreiz, Schnupfen, Ödeme, Darmkoliken, Durchfall, Erbrechen.

Die Haut ist mit 45 Prozent aller Fälle am häufigsten an allergischen Reaktionen beteiligt, dann folgen die Atemwege (24 Prozent), der Verdauungstrakt (22 Prozent) und das Herz-Kreislaufsystem (9 Prozent) Die Reaktionen reichen bis zum anaphylaktischen Schock, einem im schlimmsten Fall tödlichen Zusammenbruch. Und das alles wegen einer läppischen Mohrrübe oder einer Gabel voll Fisch. Gerade Fisch ist extrem potent. Schon 0,0001 Mikrogramm eines bestimmten Kabeljauproteins vermögen bei einem hochsensitiven Fischallergiker Hautpusteln auszulösen. Da genügt es, wenn eine Pfanne, in der zuvor Fisch gebraten wurde, schlecht gespült ist.

Kein Wunder, daß vielen der Appetit vergeht. Angst statt Genuß, Atemnot statt lustvoller Schlemmerei. Jede Tomatenscheibe, jede Karotte ist erst mal verdächtig. Im schlimmsten Fall werden die unverträglichen Nahrungsmittel von dubiosen Heilern ausgependelt. Am Ende steht nicht selten eine lange Reihe verbotener Genüsse auf der roten Liste, der Allergiepaß ist randvoll. Den Patienten werden strenge und, so die Erfahrungen von Allergiearzt Lauter, oft genug abenteuerliche Diäten empfohlen, die den letzten Spaß am Essen austreiben.

Lauters Patienten sind fast ausnahmslos schwere Fälle. Er weiß: Erst wenn der Leidensdruck groß genug ist, legen sich die Leute in seine Klinik. Die Diagnostik ist dann nur ein erster Schritt. Ein zweiter: »Wir müssen das Grundvertrauen in die Ernährung rekonstruieren«. Viele Patienten haben Angst vor jedem gefüllten Teller, sie würden am liebsten gar nichts mehr essen. Oder sie ernähren sich so spartanisch, »daß wir uns manchmal wundern, daß sie überhaupt noch leben«. Nicht selten entstehen Eßstörungen als Folge der Allergie.

Häufig führen die Betroffenen ein penibles Eßtagebuch. Die Düsseldorfer Sozialbeamtin Elke Fabian* hat die Eintragungen inzwischen aufgegeben. Sie war es leid, von jedem Marmeladenglas die Liste aller Inhaltsstoffe abzuschreiben. So verliert das Essen seine Leichtigkeit, es wird zum buchhalterischen Akt. Elke Fabian hat das Schlimmste hinter sich, sie hat Frieden geschlossen mit ihrer Allergie. »Meine Pampe«, nennt sie selbstironisch ihr kräftig durchgekochtes Essen, das keine rohen Bestandteile an Obst und Gemüse enthalten darf. Etwa 25 verschiedene Lebensmittel verträgt sie, in guten Zeiten auch ein paar mehr. Sie experimentiert gelegentlich und in aller Vorsicht, denn Allergien verändern sich. Manchmal »vergißt« der Körper die eine oder andere Abneigung und mit zunehmendem Alter werden manche Allergien milder.

Industrielle Fertigprodukte stehen im Hause Fabian kategorisch auf dem Index. Bei Fertigeintopf und Tiefkühlpizza bleiben viele Inhaltsstoffe nämlich undeklariert, das Risiko etwas Falsches zu erwischen, ist groß. Vor allem Sojaallergiker haben keine Chance. Soja, die Allzweckwaffe der Fooddesigner, ist in etwa 20.000 Lebensmitteln enthalten. Da die Hersteller Zwischenprodukte beziehen und verarbeiten, wissen sie oft selbst nicht, was in ihrem »convenient food« so alles drinsteckt. Bei Schokolade schreibt zudem das Lebensmittelrecht vor, daß nicht wertbestimmende Inhaltsstoffe mit weniger als fünf Prozent Anteil nicht aufgedruckt werden dürfen. Der Germersheimer Lebensmittelchemiker Udo Pollmer (»Vorsicht Geschmack« – Hirzel-Verlag) nennt zudem eine ganze Latte von technologischen Verfahren in der Herstellung, bei der die Lebensmittel mit Spuren von Fremdstoffen verunreinigt werden. Wer weiß schon, daß Hühnereiweiß – ein häufiges Allergen – von vielen Rotweinerzeugern zum Klären der Moste benutzt wird oder daß Kartoffelchips kurz in einer Schwefellösung gebadet werden. Zitronensäure steht zwar auf vielen Packungen, aber daß sie nicht aus Zitronen, sondern aus Schimmelpilzen gewonnen wird und deshalb Pilzsporen enthält, weiß niemand. Weder Ei, noch Schwefel, noch Pilzsporen werden jemals deklariert. Der Allergiker bekommt einen dicken Hals und weiß nicht warum.

Betroffene wie Elke Fabian müssen auf den schwer durchdringlichen Etikettendschungel schon aus Selbstschutz mit Verweigerung reagieren: keine Fertiggerichte, keine Supermarktware. Und Essen gehen, sich genußvoll bedienen lassen? »Das mache ich ganz selten«, sagt die Beamtin und nur mit einer vorsorglich kräftigen Dosis Antihistaminikum, einem Arzneimittel, das allergische Reaktionen dämpft. Immerhin: Ihren Bäcker fürs tägliche Brot hat sie inzwischen gefunden. Auch das war nicht einfach, »weil die meisten Bäcker nicht mehr wissen, was in ihren Fertigteigmischungen drin ist«. Jetzt kauft sie in einem verläßlichen Betrieb ihr Brot und kann sicher sein, daß sie vor jeder Veränderung der Teigzusammensetzung gewarnt wird.

In den Bäckereien eingesetzte Backenzyme haben ein beträchtliches allergenes Potential. Doch meist sind es nicht die Enzyme, Farb- und Konservierungsstoffe, die das Gesicht zuschwellen lassen, den Puls auf Kolibrifrequenz bringen. Allergien gegen Lebensmittel-Zusatzstoffe sind sogar relativ selten. Und doch werden die »Additive« meist als erstes verdächtigt. Ingrid Voigtmann, Beraterin beim Deutschen Allergie- und Asthmabund, weiß aus ihren Gesprächen, daß die Patienten gerne »Tod und Teufel« verantwortlich machen, nur nicht die natürlichen Lebensmittel. Doch gerade sie stellen die potentesten Allergene. Es ist eine böse Paradoxie: Milch, Nüsse, Gemüse, Obst – alles was gesund ist, macht auch krank. Allergien gegen Fleisch sind dagegen sehr viel seltener.

Das Hauptproblem der meisten Allergiker sind also nicht die Zusatzstoffe, sondern das moderne Fooddesign mit seinen vielen versteckten Zutaten und Lebensmittelspuren, die nirgends deklariert sind und die oft selbst die Hersteller nicht kennen. Aber auch von der Gentechnik erwarten die hochsensibilisierten Esser nichts Gutes. Aufgeschreckt wurden sie von einem Bericht aus den USA. Um die Zusammensetzung von Soja zu optimieren, haben amerikanische Genbastler der Firma »Highbreed-Pioneer« der Pflanze Erbsubstanz aus der Paranuß übertragen, die zusätzliche Aminosäuren liefern sollte. Ergebnis: Das Nußallergen wurde bei dem Gentransfer versehentlich gleich mit übertragen. Nußallergiker unter den Versuchspersonen reagierten plötzlich auf das neu konstruierte Soja mit Hautausschlag. Auf den Markt geworfen, hätte das Turbosoja einen empfindlichen Nußallergiker umbringen können.

Manche Biotechnologen träumen allerdings davon, daß gerade »das Teufelszeug Gentechnik« die Allergiker retten könnte. In Amerika arbeiten Molekularbiologen bereits daran, die beiden wichtigsten allergenen Eiweiße aus der Erdnuß zu entfernen. In einigen Jahren, prophezeiht der Schweizer Forscher Beda Stadler, werden auch stramme Allergiker wieder bedenkenlos Erdnüsse essen können. Stadlers Kollege Bob Buchanan von der Berkeley-Universität verfolgt einen anderen Ansatz. Er will mit Hilfe des Wirkstoffs »Thioredoxin« die allergenen Eiweiße in bestimmten Nahrungsmitteln »verstecken«. Die Körperabwehr erkenne und bekämpfe sie dann nicht mehr. Bei allergischen Versuchshunden habe die Methode schon prima geklappt.

Kontakt:
Deutscher Allergie- und Asthmabund,
Ärztlich-wissenschaftliche Beratungsstelle,
Hindenburgstrasse 110,
41061 Mönchengladbach

* Name von der Redaktion geändert

Vertrauen ist gut – Gras ist besser

Von wegen kiffen, in New York wird neuerdings ein altes Gras gesoffen. Auch unsere Autorin Katia Davis hat das Grasfieber gepackt.

Ich treffe mich mit Freunden in einer kleinen Bar in Manhatten. Die ist überfüllt, und wir müssen uns zum Tresen drängen. Dort steht ein Kasten mit grünem, saftigen Gras. Der Barkeeper schneidet ein Büschel ab, stopft es in den Juicer und gibt mir ein kleines Becherchen mit giftgrüner Flüssigkeit. Wheatgrass juice. Schlucken, zahlen und lächeln. Der Abend ist unterhaltsam. Wir tauschen Erfahrungen aus über die Wachstumsergebnisse des zu Hause angebauten Grases. Ein ganz normaler Abend in New York.

Vor einigen Tagen befand ich mich frühmorgens auf dem Weg zu einer Besprechung. Um der gähnenden Müdigkeit in der U-Bahn zu entgehen, ging ich vorher noch in ein Deli. Das sind in New York Läden, in denen es von Schuhcreme bis Obst alles gibt. Auch den Kasten mit Gras. Ich ließ mir den Trunk aus gepreßtem Gras reichen und war wach.

Juice Bars und Delis mit Whetgrass im Angebot werden immer zahlreicher in der Stadt. Über 150 Läden, Restaurants und Bars werden bereits von einem Großhändler mit Wheatgrass beliefert. Wheatgrass ist keine Droge zum Rauchen, sondern ein Weizengras mit Nährwert. Bücher und Reklamezettel liegen in den Bars und Naturkostläden zum Lesen oder Kaufen aus. Ich hatte Literatur darüber von einer Nachbarin erhalten. Sie selbst lebt seit Jahren von Gras. Und ist gesund und ganz normal und jetzt sogar noch schwanger. Ich wurde neugierig. So hatte ich mich vor einiger Zeit in solch einer Bar aufgemacht, um das Getränk zu probieren. Meine Nachbarin warnte mich, daß mir vom Geruch und ersten Schluck sicher übel werden würde. Sie gab mir den Rat, den Trunk ohne abzusetzen blitzschnell runterzuschlucken. Das tat ich. Und wich verschämt den Blicken der Umstehenden aus. Doch merkwürdigerweise schmeckt es. Und ich bin nicht allein. Immer mehr Menschen verfallen dem Gras.

Doch es sind nicht nur Amerikas Stadtneurotiker oder ambitionierte Yuppies im dynamischen Höhenflug auf die Jahrhundertwende. Bereits in den siebziger Jahren entdeckten Späthippies das Gras als Allheilmittel und auch Säuberungsmittel von zu vielen Drogen im Körper. Der Energiespender galt vor allem als Überlebensmittel für eine selbstzerstörerische und untergehende Zivilisation, die ökologische Katastrophen und unheilbare Krankheiten hervorruft. Man kann es selbst in kleinen Wohnungen anbauen und zahlt für die monatliche Ernährung nur ein paar Dollar. Und man weiß, was man hat. Doch das Gras setzt sich nicht durch. Nur die indische Regierung vergab Forschungsaufträge an amerikanische Wissenschaftler, die die Grastherapie priesen, um gegen Hungersnöte und Krankheiten in dem von Übervölkerung geplagten Land anzukämpfen.

Ökologische Katastrophen sind inzwischen nicht mehr nur düstere Prophezeihungen jener Hippies, auch unheilbare Krankheiten wie Aids sind tägliche Realität geworden. Da überrascht es nicht, wenn gerade in Manhattens Chelsea-Bezirk Greenwich Village Gras-Bars und Ökoläden mit Grassamen im Angebot in jeder Ecke aufmachen. Hier sind die Zentren homosexuellen Lebens. Nicht mehr Untergangsstimmung mit der Party bis in den Tod, sondern Überlebenskampf mit Gras als Hoffnung ist die neue Lebensart. Aber auch viele andere Bewohner New Yorks sind es satt, sich nach jedem Hamburger eine neue Diät oder Fitnessmethode aufschwatzen zu lassen. Fernsehreklame und Supermärkte bieten immer gesündere Speisen mit angeblich weniger Fetten, dafür mehr Chemie. Das große Fressen- und Geldverdienen. Ganze Reihen in den Supermärkten sind voller Pillen und Vitamine. Die sollen helfen gegen Streß und tägliche Zipperchen. Sie alle ziehen dem Käufer Geld aus der Tasche. Illusion der Hoffnung. Auf der anderen Seite bieten fast alle Restaurants vegetarische Speisen an, und in den Läden findet man vermehrt Lebensmittel aus organischem Anbau. Aber die Skepsis wächst. Vertrauen ist gut – Gras ist besser.

So kaufte also auch ich mir Saatkästen mit Grassamen. Täglich knie ich nun vor den zarten Grashalmen und schaue ihrem Wachstum zu. In der Küche steht der neue Gras-Juicer, der wie ein Fleischwolf aus Omas Zeiten aussieht. Made in Czech Republik. Nach jedem Trunk vergeht mir der Appetit. Zivilisierte Speiselust ist mir fremd. Meine Freunde stellen die Graskästen nachts sogar an ihr Bett – das fördert den Schlaf. Energie aus Pflanzenblut. Nur meine Freundin Mary schiebt sich mir schwergewichtig wie ein leibhaftiges Erdbeben entgegen – mit einem saftigen Hamburger im matschig weichen Brötchen in der Hand. Sie fühlt sich einsam. Ich lächele mitfühlsam. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch sie ins Gras beißt.

Wheatgrass juice (Weizengras-Saft) wird aus gepreßtem Weizengras hergestellt. Seine Bestandteile sind: Vitamin C, E, B, Provitamin A. Minerale: Calcium, Eisen, Magnesium, Phosphor, Kalium, Natrium, Schwefel, Zink, Kobalt. Proteine: Lysin, Isoleucin, Tryptophan, Phenylanaline, Threonin, Valin, Methionin, u.v.m., ca. 70% Chlorophyll, das durch seine chemische Ähnlichkeit mit Hämoglobin vom menschlichen Blut schnell aufgenommen wird und so zur besseren Sauerstoffversorgung des Körpers beiträgt. Es reinigt die Leber, entgiftet den Körper. 15 Pfund Weizengras entsprechen ca. 350 Pfund Gartengemüse.

Es ist wieder Frü

Das ewige Auf und Ab oder Die erfolglosen Diäten

von Leonie Brinkmann

Als ich mit 16 anfing, mich ernsthaft für meine Figur zu interessieren (Spätentwickler!), kam ich mir vor wie eine Wurst im Mastdarm. Also begann ich meine erste Diät. FdH – friß die Hälfte – so einfach war das damals noch. Die Pfunde, die ich mir herunterhungerte, machten mich nicht superschlank, aber ich konnte mich besser leiden. Allerdings hielt der Erfolg nur etwa ein Jahr an. Dann hatte ich alles wieder drauf, und die nächste Diät war fällig.

Seit über dreißig Jahren lebe ich so: Fast jedes Jahr eine Diät, meist im Frühjahr, weil ich dann meine Fettpolster nicht mehr unter voluminösen Pullovern verstecken kann. Ich bin zwar meinem Idealgewicht in all den Jahren kein Stück näher gekommen, aber ein Spezialist, was das Abspecken betrifft. Meine Freundinnen, die auch alle leicht übergewichtig sind, haben ebenfalls mehrere Diäten hinter sich. Wir kennen den berühmt-berüchtigten Jo-Jo-Effekt: Was man mühsam abspeckt, ist trotz eingeschränktem Ernährungsfahrplan wieder drauf, und meist etwas mehr als vorher. Wir probieren unterschiedliche Diätregimes, und wir glauben immer wieder an deren Erfolg. Wider besseres Wissen. Wir werten aus, wie schnell wir abgenommen haben (und wie schnell wieder zu). Obwohl wir wissen, daß die Experten der Deutschen Gesellschaft für Ernährung eindringlich davor warnen, haben wir die Eierdiät, die Ätkinsdiät, die Hollywooddiät ausprobiert. Vor anhaltender Fehlernährung hat uns die Einseitigkeit dieser Diäten bewahrt, wir haben sie einfach nicht lange durchgehalten. Meine erfolgreichste Diät waren acht Wochen eiweißsubstituierte Nulldiät. Das ist der absolute Hungerstreß. Täglich nur drei Viertel Liter Magermilch und eine Scheibe Knäckebrot, dazu Vitamine und Mineralstoffe aus der Apotheke und, überlebenswichtig(!), mindestens drei Liter Flüssigkeit. Das alles unter ärztlicher Aufsicht, so vernünftig war ich wenigstens. Nach fünf Tagen verschwand das Riesenloch in meinem Magen. Beim Fettabbau entstehende Ketonkörper entfalteten ihre euphorisierende Wirkung. Nur wenn ich an einem Bäckerladen dem betörenden Duft frischen Brotes ausgesetzt war, zeigten sich zersetzende Schwächeanfälle. Ergebnis: 18 Pfund in acht Wochen, die hatte ich erst nach 18 Monaten wieder drauf. Eine meiner Freundinnen schwört auf die Formula-Diät. Morgens ißt sie eine normale Mahlzeit, den Rest des Tages lebt sie von einem pulverförmigen Produkt, das sie in Wasser anrührt und mit – inzwischen stark gesunkener – Begeisterung trinkt. Sie hatte nach einigen Monaten so eindrucksvoll abgenommen, daß ich schon fast bereit war, meine Abneigung gegen reichhaltige Mahlzeiten in aller Herrgottsfrühe und gegen angerührte milchige Getränke aufzugeben. Inzwischen hat sie wieder zugenommen. Ich wage nicht, sie zu fragen, warum, befürchte aber, daß sie das auf Dauer ziemlich eintönige Ernährungsregime ab und zu mit einem Diätausstieg unterbricht. Oder es ist eingetreten, was immer passiert, wenn man seine Kalorienzufuhr drosselt: Nach anfänglichen Erfolgen stellt sich der Organismus auf das Minderangebot ein, man nimmt immer weniger ab. Irgendwann stagniert das Gewicht, und man fragt sich frustiert, wozu man die ganze Quälerei auf sich nimmt. Das war übrigens auch der Grund, die kalorienreduzierte »Brigitte-Diät« wieder aufzugeben, ebenso wie andere zucker- und fettreduzierte Diäten. Daß wir uns nicht ständig als Versager fühlen, liegt nur daran, daß es 96 von 100 Diätwilligen ebenso ergeht wie uns: Nur begnadete vier Prozent können dauerhaft ihr Gewicht um mehr als fünf Prozent senken.

Foto: Petra Welzel

Ab und zu träume ich von einer Wunderpille, die alle Gewichtsprobleme löst. Ich meine nicht die Appetitzügler, die im Gehirn ansetzen. Die sind gefährlich. Der amerikanische Wirkstoff Dexfenfluramin (deutsches Präparat: Isomeride) wurde 1997 wegen katastrophaler Nebenwirkungen aus dem Verkehr gezogen. Das kurz vor der deutschen Zulassung stehende Sibutramin beurteilen

hling

Fachleute wegen der nicht ausreichend bewiesenen Sicherheit (Langzeitwirkungen) sehr skeptisch. Die Anti-Fett-Pille Xenikal, deren Wirkstoff Orlistat dafür sorgt, daß 30 Prozent des Fetts den Darm unverdaut passieren, ist auch keine Wunderdroge. Damit nicht ölige Durchfälle und Bauchgrimmen den Diätwilligen plagen, muß gleichzeitig eine fettreduzierte Diät eingehalten werden. Da ich zwar dünner werden, aber auch gesund bleiben will, kommen Mittel, deren Langzeitwirkung nicht ausreichend bekannt ist, für mich nicht in Frage.

Bis vor wenigen Wochen dachte ich, über Diäten alles zu wissen, zumal ich in zahlreichen »Selbstversuchen« massenhaft Erfahrungen gesammelt habe. Nicolai Worms neues Anti-Diät-Buch »Diätlos glücklich« hat mich überrascht. Worm sagt: Alle Diäten machen dick! (das habe ich schon geahnt). Und er belegt, daß Übergewicht kein so schwerwiegendes Gesundheitsrisiko ist, wie immer behauptet wird. Wissenschaftliche Studien beweisen, daß erst das Abnehmen das Risiko erhöht, früher zu sterben (absolut neu für mich!) Mit solcherart verwirrenden Erkenntnissen werden diätwillige Deutsche nicht behelligt: Sie berappen nämlich für diätetische Lebensmittel 3,5 Milliarden Mark im Jahr(Tendenz steigend)! Bereit, dem Autor des großartigen Buches beglückt zu folgen und lieber mit ein paar Kilo Übergewicht glücklich zu leben, anstatt mich dem Diätfraß hinzugeben, fiel mir noch rechtzeitig ein: Die Verhältnisse, die sind nicht so. Die Gesellschaft erwartet mich schlank und »gut drauf«, was nicht »glücklich« meint. Dicke werden gesellschaftlich diskriminiert, und das macht auch krank – psychisch. Weder ich noch meine Freundinnen können dieses blöde Dogma vom schlanken = schönen = erfolgreichen Menschen ändern. So wie die superschlanke androgyne Idealfrau, die vom Bildschirm, aus Modejournalen und übermächtig von riesigen Plakatwänden auf uns herabsieht, werden wir nie aussehen. Und manchmal hassen wir sie dafür. Aber es ist wieder Frühling, raffen wir uns auf zur nächsten Diät.

von Christiane Klöweit

Irgendwie fertig

Alle in Deutschland und der Welt sind oder werden irgendwie und irgendwann fertig. Nur dieser italienische Bayernfußballtrainer mußte eine Ausnahme sein. Der hatte fertig. Aber sonst? Martin Walser ist mit diesen ewigen deutschen Schuldgefühlen wegen unserer Vergangenheit fertig. – Was soll denn da eigentlich gewesen sein? Helmut Kohl hat die CDU so fix und fertig gemacht, daß sie jetzt unter Führung der CSU die räuberischen und mörderischen Ausländerhorden in Deutschland fertigmachen will, vorerst mit Unterschriften. Aber laßt die Union erst mal die Fusion mit den Reps und der DVU fertig machen! Rot-Grün in Hessen konnten sie jedenfalls schon mal fertigmachen. Monica Lewinsky war fix, und Clinton war dann irgendwann ... na, Sie wissen schon. Nicht fertig geworden ist er allerdings bis jetzt damit, Saddam Hussein fertigzumachen. Da werden sich die schicken US-Bomber-Piloten wohl noch eine Weile immer wieder fertig machen müssen, zum Feindflug gegen den mörderischen Islam. Joachim Kardinal Meisner wiederum ist berufsbedingt immer soweit weg von Frauen, daß er schon von Geburt an mit ihnen fertig war. Sein Urteil hat er auch fertig, über die Abtreibungspille RU 486: Zyklon B. Da bringt es nun schon ein katholischer Würdenträger fertig, die Dinge beim Namen zu nennen – prompt ist er 60 Jahre zu spät und auch sonst daneben. Schließlich macht die Mörderpille, wie sie in einschlägigen Kreisen gern genannt wird, nicht nur jüdische, sondern auch alle anderen Föten fertig, aus denen vielleicht mal viele unschuldige kleine Kardinäle geworden wären. Kardinal Joachim serviert uns damit ein traditionsreiches ideologisches Fertiggericht, das neben dem üblichen Geschmack nach moralinsaurer Heuchelei nun pikant gewürzt ist: mit Zyklon B. Anders gesagt: Frauen sind Mörderinnen, potentielle jedenfalls. Macht sie fertig! Nach langer Vorrede nun aber zum Eigentlichen, das mich in Weimar wirklich fertigmacht: Das Goethe-Nationalmuseum wurde nicht fertig. Jedenfalls nicht zur offiziellen Eröffnung des Kulturstadtjahres am 19. Februar. In der Zone wären da Köpfe gerollt, fertig! Ach was! Da wäre das Goethe-Nationalmuseum fertig gewesen! Basta. Aber heutzutage: Nicht fertig! Das Ungeheuerliche hat jedoch sein Gutes. Es beschert uns im Highlight-Event-Festival-Reigen ein ganz ungeplantes Schnäppchen: Institutions-Wrestling. Weimar und die Welt dürfen wetten, wer wen fertigmacht. Die Stiftung Weimarer Klassik das Thüringer Ministerium für Kunst und Wissenschaft oder umgekehrt. Oder lieber doch gleich alle auf den Generalintendanten der Kulturstadt GmbH? Also dafür kann der nun wirklich nichts. Schade eigentlich. Das Schauspiel ist sehr unterhaltsam. Wie ein Quiz bei RTL, nur daß der Preis nicht der Erlaß aller Schulden ist. Wer wußte wann wieviel wovon und hat warum nicht nur nichts laut genug gesagt, sondern auch nichts getan, jedenfalls nicht das einzig Richtige: Durchziehen! Ich mag dabei besonders die bizarren Argumente, die mit dem Stich ins Absurde. Ja, jemand sagte, lieber länger umbauen und Qualität abliefern als heiße Luft. Das ist doch köstlich! Nicht? Dann denken Sie doch mal an die A-Klasse von Mercedes. Die war auch angeblich fertig. Und dann? Dann kam ein Elch des Weges. Oder das gigantische Reformwerk unserer rot-grünen Regierung? Da sehen wir doch, wie etwas wirklich fertig gemacht wird: Gut, bessern, nachbessern. Na bitte, es geht doch! Und das hätte in Weimar nicht gehen sollen? Man hätte es nur wollen sollen. Ich hoffe, daß die Wrestler nicht so bald fertig werden. Sonst wäre ich als integraler Bestandteil des Weimarer Fußvolks zu schnell die einzige kostenlose Unterhaltung im hehren Kulturstadtzusammenhang los. Aber vielleicht ist ja das mit dem Goethe-Nationalmuseum nur ein Werbetrick. In Wirklichkeit ist es fertig, und nur aus Werbegründen wird ein kleiner Skandal inszeniert. Wir wissen, skandalumwitterte Orte ziehen Schaulustige an. Am besten ist es natürlich, wenn Blut fließt. Vielleicht klappt das ja noch, auch wenn Goethe, Christiane, August und die anderen schon tot sind. Also da würde sogar ich mal hingehen zum Gucken.

Renate Künast

Das Leben nach der Quote

50 Jahre Gleichberechtigung haben vieles bewegt und wenig geändert. War's das?

Renate Künast, Foto: Andreas Schoelzel

Was oder wer hindert uns nach 50 Jahren formaler Gleichberechtigung durch das Grundgesetz bzw. die Verfassung der DDR, eigentlich daran gleichermaßen an der Gestaltung der Gesellschaft beteiligt zu sein?

Ende des letzten Jahrhunderts galt für Frauen das Verbot politische Veranstaltungen zu besuchen. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 durften Frauen dann teilnehmen. So begann die Republik zwar mit dem freien, gleichen Wahlrecht, aber ...

Schon das sogenannte Zentralarbeitsabkommen zwischen Gewerkschaft und Industrie vom 15. November 1918, regelte die faktische Verdrängung der Frauen aus dem Erwerbsleben. Allen aus dem Heeresdienst zurückkehrenden 6 Millionen Soldaten und ca. 3 Millionen Rüstungsarbeitern wurde ein Arbeitsplatz garantiert. Für die Frauen blieb da kein Raum mehr, vielmehr wurde deren Aufgabe in den Bereichen Küche, Kinder, Kirche noch glorifiziert und zum Ideal stilisiert.

Eingeführt wurde das gleiche Wahlrecht am 12. November 1918 mit dem »Aufruf an das deutsche Volk« vom Rat der Volksbeauftragten. Außerdem wurde die feudale Gesindeordnung (Preußen 1810) abgeschafft und die 1914 für Frauen suspendierten Arbeitsschutzgesetze wieder in Kraft gesetzt.

Aber: In den Räten, in den Parteien – alles Männer, alles gut. Das Organisationsmonopol für Politik blieb den Parteien, also den Männern. Im Erwerbsleben wurden die Männer abgesichert, die Frauen blieb die unbezahlte Arbeit. Dieser Struktur entsprach auch das Familienrecht. Mit den Wahlen zur Nationalversammlung gelangten das erste Mal Frauen ins Parlament. Einundvierzig Frauen, ganze 9,6 % fanden sich dort wieder.

Die Nazizeit warf die kleinen Erfolge der Gleichberechtigung schon wieder zurück. Mutterkreuz und Blut- und Bodenideologie. Nach Kriegsende räumten die Trümmerfrauen die Trümmer wieder weg, organisierten kompetent den Wiederaufbau, den sie sich von den Heimkehrern leider zu schnell aus den Händen nehmen ließen.

Im Westen erlangten die wenigen Mütter des Grundgesetzes 1948 im Grundgesetz die Normierung der »Gleichberechtigung«. Im Osten formulierte die Verfassung, daß die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau eine staatliche Aufgabe sei.

Quoten allerorten

Ob Ost ob West, trotz unterschiedlicher Situation: In der ersten Reihe sitzen eigentlich nur Männer! Mittlerweile haben wir Quoten allerorten, Frauenförderpläne, Gleichstellungs- und Frauenbeauftragte. Diskutieren wir die Bindung der öffentlichen Auftragsvergabe an die Frauenförderung; in einigen Ländern inzwischen eingeführt. Und dennoch bleibt viel Unbehagen.

Das Erreichen von Stühlen in Parlamenten und einigen Beförderungen im Öffentlichen Dienst ist erst der Anfang. Zu den Räumen, in denen Entscheidungen getroffen werden, sind wir noch nicht vorgedrungen. Alice Schwarzer sagte mal, an Wahlabenden glaube sie sich beim Blick auf den Fernseher in einem islamistischen Gottesstaat: Alles Männer.

Nicht nur am Wahlabend, auch bei der Regierungsbildung, in den Chefetagen der Industrie gilt landauf, landab, in Ost und West und in allen Parteien: Vorrang der Männer. Mit der Quote fühlen sich die Männer exkulpiert. Das regeln die Frauengremien nun unter sich. Mit der Einführung des Erziehungsurlaubs, der Anrechnung von Erziehungszeiten bei der Rente, sei ja das

Nötigste getan. Die Quote, der Schutzwall der Männer gegen Ansprüche, ihre eigene Rolle zu hinterfragen?

Doch was bringt sie uns Frauen? Energien werden nicht komplett verbraucht beim Kampf um die Stühle. Aber an den Machtstrukturen in einer gemischtgeschlechtlichen Sitzung ist damit noch nicht gerüttelt. Die Arbeitszeiten bleiben in den höheren Etagen weiterhin für Menschen mit Kindern eine Zumutung. Das Berufsleben und das politische Leben, nur an den Erwerbslebensläufen der Männer orientiert.

Vor lauter Erreichen der Plätze haben wir die Zusammenarbeit aus dem Auge verloren. Fachfrauen turnen elegant durch die kompliziertesten Sachgebiete, Frauenfrauen organisieren schwerpunktmäßig Frauenpolitik. Wo treffen wir uns? Allein die Männer zu Bösewichten zu erklären, die nicht brav die Zähigkeit innerorganisatorischer oder innerbetrieblicher Entscheidungsfindung abgewartet haben, gilt nicht.

Wir wissen längst; kein Kanzler, kein Parteivorsitzender, kein Abteilungsleiter und wie sie alle heißen mögen, räumt freiwillig seinen Platz.

Wir Frauen müssen konstatieren: Alles was mit der Quote und ähnlichen Instrumenten zu erreichen war, haben wir fast erreicht. Nun gilt es zum Ende des Jahrhunderts den Werkzeugkasten aufräumen. Neue Werkzeuge müssen her. Der offensive Zugang zur Macht; das Akzeptieren von Karriereplanungen, ihre tatkräftige Unterstützung, die gegenseitige Empfehlung, bis hin zur Verbindung der längst existierenden Netzwerke wären ein Zeichen der Zeit.

Frauen sagen oft, Frau sein allein genügt nicht. Stimmt! Aber die vollkommene Zuordnung der Frauen, zu Flügeln, Strömungen und anderen Sachthemen, ist die Macht der Männer. Wir müssen lernen, daß es in dem einen Punkt eben keinerlei solche Rücksichtnahmen geben darf: die gleiche Teilhabe der Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen. Nach dem Ausschwärmen in alle Politikbereiche, muß jetzt eben ein Stück Rückbesinnung und Neuorganisation erfolgen.

von Corinna Fricke

Eine Expertise bringts ans Licht: Der öffentliche Dienst macht malad. Die Politik könnte es ändern

Vorgesetzte können krank machen. Das ist Ergebnis einer Studie der Bertelsmann-Stiftung, bei der 1998 in 32 bundesdeutschen Städten die Krankentage von Beschäftigten im Öffentlichen Dienst untersucht wurden. Mit durchschnittlich 12,5 Tagen pro Jahr führt der Öffentliche Dienst die Branchenliste in Deutschland an. Die Hypothese, eine allgemeine Unzufriedenheit der Mitarbeiter sei Ursache für die besonders hohe Quote, konnte nicht bestätigt werden. Ebenso gibt es keine besonders »kranke« Kommune und keine herausragend »gesunde«. Nirgendwo im Untersuchungsgebiet ist der Krankenstand allerdings so hoch wie im Personenstandswesen der Stadt Nr. 23. Im Gewerbe- und Ordnungswesen derselben Stadt benötigt jedoch niemand so schnell ein ärztliches Attest.

Schwankungen zwischen fünf und zwanzig Fehltagen treten in allen Stadtverwaltungen auf. Detailuntersuchungen liefern den Grund: Es existiert ein klarer Bezug zwischen dem Krankenstand und dem Verhältnis zum direkten Vorgesetzten. »Weder die Arbeitsbelastungen noch die Art der Tätigkeit haben wesentlichen Einfluß auf Erkrankungen. Sind die Beschäftigten mit dem Führungsverhalten ihres Chef oder ihrer Chefin unzufrieden, dann werden sie überdurchschnittlich häufig krank«, so Dr. Bernd Adamaschek von der Bertelsmann-Stiftung in Gütersloh. Kritisiert wird an den meist männlichen Vorgesetzten vor allem, daß sie die meist weiblichen Mitarbeiter nicht gleich behandeln, ihnen zu wenig Mitbestimmung gewähren und Delegationsregeln mißachten.

Wenn es um Fehlzeiten oder auch Mobbing geht – der Öffentliche Dienst ist unrühmliche Spitze. Moderne Unternehmen, die ihre Tagesleistung in Mark und Pfennig abrechnen, nutzen längst die Erkenntnis, daß der motivierte und engagierte Mensch seltener krank ist, daß Freiräume, Mitsprachemöglichkeiten und Verantwortung ungekannte Potentiale freisetzen können. Solche Unternehmen verlassen sich bei der Einstellung einer Führungskraft nicht mehr auf die Bewerbungsunterlagen und das übliche Vorstellungsgespräch. In teils tagelangen, harten Prüfungen – sogenannten Accecment-Verfahren – werden potentielle Leiter auf fachliche und soziale Qualitäten geprüft.

Am Ende dieses Jahrhunderts beeinflussen nicht mehr Infektionskrankheiten, sondern vor allem die Arbeits- und Lebensbedingungen Krankheit und Sterben in den Industriestaaten. Wenige Krankheitsbilder wie Muskel- und Skeletterkrankungen, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebs und Diabetes, die meist nicht nur auf eine Ursache zurückzuführen sind

und chronisch verlaufen, bestimmen das Krankheitsgeschehen. Streßforscher, Psychologen und Immunologen bestätigen: Krankheit am Beginn des neuen Jahrtausends ist immer seltener körperliche Fehlfunktion oder Schädigung, sondern beschädigte Identität durch länger anhaltende negative Gefühle. Auch der Gesundheitsbegriff wandelt sich und verlangt gesamtgesellschaftliches Weiterdenken. Gesundheit ist Ergebnis und Voraussetzung einer ständigen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Realität, mit Mitmenschen, Arbeitswelt und Freizeit. Gesundheit ist Kompetenz zur Lebensbewältigung, ist die Fähigkeit, Probleme so lösen und Gefühle so regulieren zu können, daß ein positives seelisches und körperliches Wohlbefinden hergestellt wird.

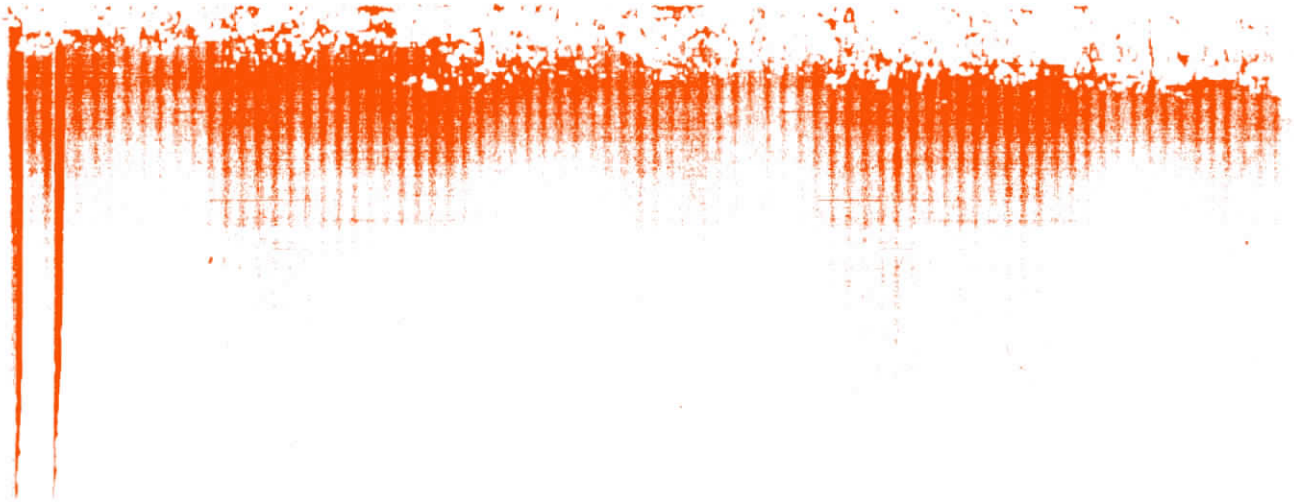
Eine Kultur des Vertrauens, ein Klima gegenseitiger Unterstützung und transparente Kommunikation, gut durchdachte Arbeitsorganisation, Handlungsspielräume und Mitgestaltungsmöglichkeiten fördern und erhalten Gesundheit.

Einen dauerhaft schlecht »klimatisierten« Arbeitsplatz in Zeiten millionenfacher Arbeitslosigkeit aufzugeben, ist gewagt. Statt einen Statusverlust hinzunehmen, erfolgt vielfach – und gerade in quasi unkündbarer Stellung wie sie der Öffentliche Dienst bietet – die »innere Kündigung« und das fatale Sich-Anpassen. Wie gefährlich dieses Verhalten ist, wird häufig unterschätzt. Wer anhaltend unzufrieden ist, arbeitet schlechter. Daraus erwachsen Schlafstörungen, Konzentrationsmangel, Erschöpfungszustände und Verstimmtheit, die Immunabwehr und das Herz-Kreislauf-System werden geschwächt und ernsthaften, ja lebensbedrohlichen Erkrankungen Tür und Tor geöffnet. Unternehmen, die sich solcherart Klimastörungen leisten, können nur verlieren. Die betriebs- und volkswirtschaftlichen Kosten werden in Milliarden Mark berechnet, seelischer Schaden ist nicht zu beziffern.

Weitsichtigkeit kann Betrieben bescheinigt werden, die Gesundheit zu einem Unternehmensziel erklären. Ein solches Ziel zu verfolgen, bedarf es keines großen Aufwands, sondern eher einer Portion Entschlossenheit und Durchhaltevermögens. Das Offenlegen demotivierender Führungs- und Organisationsstrukturen ist in jedem Fall ein aufreibender Prozeß, an dessen Ende wie nach einem kräftigen Gewitter sauerstoffreiche Luft wieder tief Durchatmen läßt. Dort, wo sich Vorgesetzte einem regelmäßigen Führungskräftefeedback unterziehen, dessen Ergebnisse nicht in Schubladen verschwinden, ist man auf dem besten Wege, den Krankenstand erheblich zu senken. In Gesundheitszirkeln, durch die Einbeziehung der Kompetenz der Beschäftigten, Verbesserung der Arbeitsabläufe, Mitarbeiter- und Führungskräfteschulungen kann eine für alle Beteiligten wohltuende Identifikation mit dem Unternehmen erreicht werden.

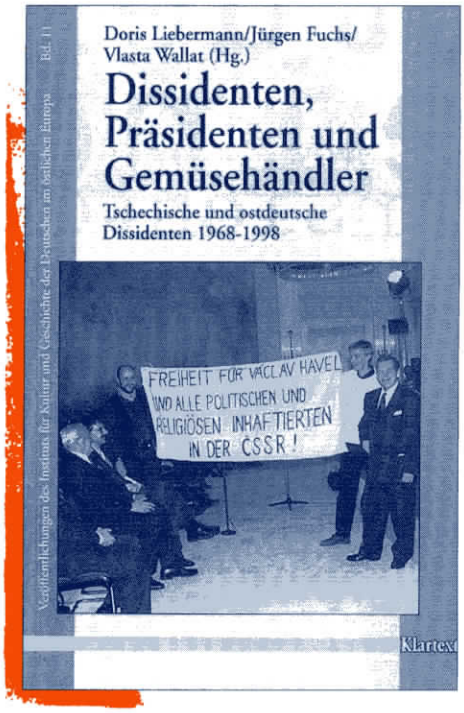
Der offene Umgang mit den Ergebnissen der Bertelsmann-Studie ist für den Öffentlichen Dienst der Bundesrepublik eine große Chance. Es erfordert aber auch Mut, die Krankenquote als Indikator für Unzufriedenheit mit Chefs anzuerkennen und notwendige Schritte einzuleiten. Noch muß der Amtsleiter vor allem oberste, fähigste Fachkraft sein, nicht unbedingt Führungskraft mit speziellen Fähigkeiten im Personalmanagment. Noch ist es um die Rekrutierung, Ausbildung, Beurteilung und Entwicklung von Führungskräften im Öffentlichen Dienst nicht gut bestellt, so das Fazit der Bertelsmann-Stiftung. Chef-Tests würden auch im Öffentlichen Dienst rasch die Schwachstellen offenbaren und die Chance bieten, dort gezielt gesundheitsförderlich anzusetzen. In Nordrhein-Westfalen wird an einer Gesetzesänderung gearbeitet, Beamte erstmal auf Probe zu befördern.

In der Hauptstadt bietet sich in den nächsten Jahren die bundesweit einmalige Gelegenheit, den sich bewerbenden neuen Chefs genau auf Hirn und Herz zu schauen. Wessen Führungsverhalten schon jetzt zu wünschen übrig läßt, wo sich schon jetzt auffällig Krankenscheine häufen, das sollte bei der Berliner Bezirksfusion im Jahr 2001 nicht unberücksichtigt bleiben. Das Abgeordnetenhaus debattiert zur Zeit die Verwaltung reformierenden Gesetze. Festzuschreiben, daß auch Chefs nicht auf Lebenszeit, sondern auf Probe arbeiten, daß Führungskräfte-Feedbacks regelmäßig erfolgen und betriebliche Gesundheitszirkel arbeiten sollten, wäre ein guter Schritt, um den Platz als Branchenspitzenreiter in Berlin zu verlassen. Auf offener Bühne gibt sich die Verwaltung reformfreudig. Hinter den Kulissen ist viel Sand im Getriebe. Gesundheit als Unternehmensziel im Unternehmen Verwaltung – ist das nicht eine Herausforderung, die an der Zeit ist ?



Anne Gündel

Politische Bücher



Am 7. November 1996 trafen sich auf Einladung des Bundespräsidenten im Schloß Bellevue ostdeutsche und tschechische Oppositionelle, um sechs Jahre »Nachwendezeit«zu bilanzieren. Der Sammelband, dessen Idee auf dem Treffen entstand, versucht dieses Defizit auszugleichen. Das Buch dokumentiert die Podiumsdiskussion, erweitert diese aber beträchtlich um autobiographische und politische Texte und enthält eine Reihe Interviews mit tschechischen Dissidenten. Gerade diese autobiographischen Texte und Interviews der tschechischen Autorinnen und Autoren machen den Band so lesenswert. Das Treffen, daran sei erinnert, fand in einer komplizierten Situation statt: Die Reparationsforderungen der Sudetendeutschen Landsmannschaft und ihrer Kombantanten in der Unionsfraktion vergifteten die bilaterale Atmosphäre, wodurch die Verhandlungen um die deutsch-tschechische »Versöhnungserklärung« torpediert wurden, und auf tschechischer Seite die Angst vor »den Deutschen« und antideutsche Ressentiments zunahmen. Differenziert sind die Aussagen, Reflexionen über Begegnungen mit Sudetendeutschen, ihre Erinnerungen an frühere Freunde und ihr Unverständnis über die Forderungen der Landsmannschaft.

Besonders vermerkt werden sollen die Aussagen von Anna Sabatová, Charta-Sprecherin von 1986, und von Jirina Siklová, Gründerin der »Gender Studies«in Prag, über den großen Anteil von Frauen an der oppositionellen Bewegung. Ein Drittel der Charta-Sprecherinnen waren Frauen. Sabatová begründet dies damit, daß die Treffen in Privaträumen stattfanden und nicht in Institutionen. Viele Wohnungen, in denen Frauen mit ihren Kindern zu Hause waren, wurden so zu Kommunikationszentren der Charta 77. Frauen arbeiteten aktiv mit, schrieben alle Dokumente und schrieben sie ab, wie Siklová verdeutlicht, deren Meinung nach die Frauen freiwillig die ganze anonyme Arbeit geleistet hätten. Die Frauen der Charta wären nicht weniger ambitioniert gewesen als die Männer, die die fertigen Dokumente unterzeichnet hätten. Aufgrund einer höheren Verantwortung für ihre Kinder und ihre Familien hätten Frauen der Charta ihre oppositionelle Tätigkeit phantasievoller und weniger provokativ organisiert, sondern so, daß sie funktioniert habe. Siklová merkt an, daß die Charta 77 insgesamt 572 Dokumente zu verschiedenen Fragen herausgab: über die soziale Situation, die Minderheitenfrage der Ungarn, der Roma, der Sudetendeutschen, sogar über Versicherungen und Pensionen. Kein Dokument allerdings habe sich mit der Frauenfrage beschäftigt. Die Frauen der Charta hätten diese Problematik unterschätzt und sich mit einer subordinären Rolle abgefunden, um keine Spaltung der Dissidenten zu provozieren.

Doris Liebermann, Jürgen Fuchs, Vlasta Wallat (Hg.): »Dissidenten, Präsidenten und Gemüsehändler. Tschechische und ostdeutsche Dissidenten 1968–1998« Klartext-Verlag, Essen 1998, 295 Seiten, 34 DM

Am 20. Januar 1996 fanden in den palästinensischen Autonomiegebieten zum ersten Mal Parlamentswahlen statt. Der Aufbau der Selbstverwaltungsinstitutionen ist ein erster Schritt am Beginn eines langen Weges, an dessen Ende sich das palästinensische Volk einen eigenen Staat erhofft. Von den 88 Sitzen im gewählten Autonomierat gingen fünf an Frauen, die für sich durch ihre unterschiedliche Herkunft und persönliche Geschichte die Vielfalt der palästinensischen Gesellschaft widerspiegeln: Die Oppositionelle Rauwia Schauwa, unabhängige Journalistin und eine der schärfsten Kritikerinnen Arafats, entstammt einer der ältesten Familien im Gazastreifen, Dschamila Saidam, deren Familie 1948 aus dem heutigen Israel in den Ghazastreifen vertrieben wurde und die sich besonders in den Flüchtlingslagern engagierte, die Sozialministerin Intisar al-Wazir (Umm Dschihad), die Witwe des 1988 vom israelischen Geheimdienst ermordeten Stellvertreters Arafats, Dalal Salameh, die jüngste im Parlament mit 34 Jahren und ehemalige Intifada-Aktivistin und Dr. Hanan Aschrawi, die Sprecherin der PLO wähend der Friedensverhandlungen, die als Hochschulministerin vor wenigen Monaten aus Protest gegen Mißwirtschaft und Korruption in der Autonomiebehörde sowie gegen die Allmacht von Jasir Arafat zurücktrat. Die Autorin begleitete während eines fast dreijährigen Palästina-aufenthaltes die Politikerinnen jeweils über mehrer Monate hinweg. Die detailgenauen Lebensgeschichten der Frauen spiegeln durch ihre Unterschiedlichkeit jeweils einen Abschnitt der Geschichte Palästinas. Politische und aktuelle Reportagen wechseln sich ab, immer wieder berichten die Frauen selbst aus ihrem Leben.

Angela Grünert: »Der längste Weg heißt Frieden. Frauen im ersten palästinensischen Parlament« dtv premium Verlag, München 1998, 381 Seiten, 32 DM

von Annette Maennel

Leben mit dem Feind

Donna Ferratos Innenansichten

»Vor 17 Jahren arbeitete ich an einer Geschichte über verliebte Paare. Ich sah, wie ein Mann seine Frau schlug. Bis zu diesem Zeitpunkt dachte ich, Frauen drohe die größte Gefahr von jenen unbekannten Männern, die ihren Opfern in finsteren Alleen auflauern. Nun aber sah ich die dunkle Seite des Familienlebens – die Gewalt in der Ehe. Diese Erfahrung veränderte mein Leben als Fotografin. Sie stellte mir eine neue Aufgabe. Ich wollte begreifen, warum Frauen und Kinder von denen mißhandelt werden, die sie lieben. Ich versuche mit meiner Kamera Momente eines tabuisierten gesellschaftlichen Problems festzuhalten. Zehn Jahre lebte ich mit Betroffenen in Frauenhäusern, besuchte Gefängnisse und begleitete Polizisten bei ihren Einsätzen.«

Was die New Yorker Fotojournalistin Donna Ferrato dabei erlebte, sah und erfuhr, war in der Ausstellung »Leben mit dem Feind« im Deutschen Hygienemuseum in Dresden um die Jahreswende bis Mitte Februar zu sehen.

Auf dem Weg zum Ausstellungsraum fesseln mich die großen Gesichter von Lisa, Janice und Hedda. Glaubhaft und zwingend haben sie eine Botschaft: Wenn Du Dich auf uns einläßt, wirst du anders herausgehen als du hereingekommen bist. – Ich will, und gehe den schmalen Gang weiter, um in den quadratischen und stillen Raum zu kommen. Es ist Wochenende. Ich muß mir nur mit wenigen Besuchern den Platz teilen. Manchmal lugt ein Kind um die Ecke, daß aus der Dauerausstellung für Kinder aus dem oberen

Stockwerk kommt – und wird von seinen Eltern schnell wieder weggezogen. Zu nah. Zu dicht am eigenen Gesicht. Zu grausam ist das, was die Bilder im harten schwarz/weiß erzählen. An den Wänden hängen aneinandergereiht Szenen, in deren Mittelpunkt Frauen, Kinder und Männer stehen. Auf Zelluloid sind vor allem die Erfahrungen, der Schmerz und die Enttäuschungen von Frauen gebannt, die von ihrem Partner mißhandelt werden. Durch jahrelange Demütigungen und Ungerechtigkeiten gezeichnet, glaubten sie zuerst alle, es möge nur ein böser aber flüchtiger Traum sein. Daß es sich zu einem Alptraum ausweitete, zeigen die Bilder von verletzten und gebrochenen Frauen, die weinend gegen ihre Männer aufbegehren. Sie leben in der ständigen Angst, mit einem falschen Wort oder einer falschen Bewegung den Partner zu reizen.

Experten gehen davon aus, daß 70% der Gewalttaten im familiären Umfeld angesiedelt sind. Dabei handelt es sich bei weitem um kein Randproblem – Gewalt ist in allen sozialen Schichten zu Hause. Jährlich erdulden schätzungsweise 4 Millionen Frauen ihre Mißhandlungen. Daß es kaum an die Öffentlichkeit dringt, liegt zum einen daran, daß es hinter Gardinen passiert. Zum anderen ist es dem Umstand geschuldet, daß Frauen oft bis zu sieben Jahren in einer Gewaltbeziehung leben, bevor sie sich Hilfe holen, bzw. sich von dem gewalttätigen Partner trennen. Solange glauben sie entweder an die hochheilgen Versprechen ihres Liebsten, sie nicht wieder zu schlagen, oder haben Angst vor weiteren Mißhandlungen, wenn sie eine Trennung vorschlagen würden. Unter einem Bild steht: »Als er beginnt, das Baby zu schlagen, rufe ich die Polizei.«

70% der Männer, die ihre Frauen schlagen, schlagen später auch ihre Kinder. Nicht selten ist das der letzte Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt. Leidtragende sind die Kinder sowieso. Schwer traumatisiert sind sie das schwächste Glied in der Kette – gebunden in Zuneigung zu Vater und Mutter, übernehmen sie oft die Verantwortung des Beschützens, leben selbst in ständiger Angst und vermeiden es tunlichst, Menschen aus ihrem Umfeld in die Situation einzuweihen. »Anna muß zusehen, wie ihr Vater ihre Mutter mißhandelt. Die Mutter ist so stark verletzt, daß sie der Polizei keine Aussage machen kann. Anna muß berichten. Die Polizisten sind schockiert. Der Vater wird angeklagt. Vor Gericht jedoch bereut der Mann alles. Er verspricht, seine Frau nie wieder zu verletzen. Der Angeklagte wird freigesprochen. Anna und ihre Mutter leben seitdem im Frauenhaus.« Auf dem Foto scheint das Mädchen völlig stumm und in sich gekehrt zu sein. Aber ihre Puppe, ihre Puppe hält sie sehr, sehr fest. Auf einem anderen Foto liegt eine junge Frau völlig entspannt neben ihrem Baby. Es ist die erste ruhige, gemeinsame Nacht, die sie in einem Frauenhaus verbringen – nicht auf der Flucht, sondern einander zugewandt.

Eine Mitarbeiterin des Dresdner Frauenhauses bestätigt, daß Frauen, die den Weg zu ihnen gefunden haben, größtenteils nicht mehr zu ihrem Partner zurückkehren. Nach einem durchschnittlich viermonatigen Aufenthalt, in dem sie zur Ruhe kommen und gezielte professionelle Hilfe von den Mitarbeiterinnen erhalten, die ihnen beistehen, wenn sie ihre Mißhandlungserfahrungen verarbeiten, versuchen sie, sich ein neues Leben aufzubauen. In Deutschland gibt es derzeit 400 Einrichtungen, davon 120 in den neuen Bundesländern.

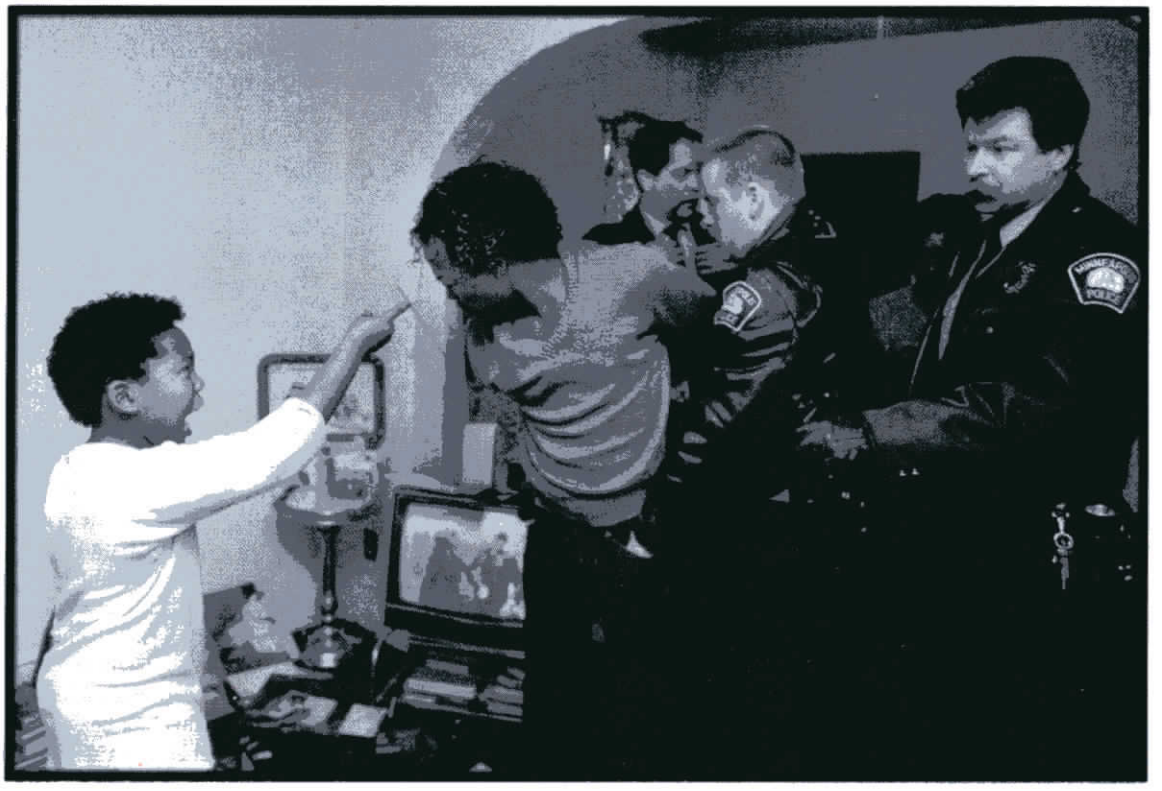
Wie aber mit den Tätern umgehen? – Nicht selten halten es Frauen in Gewaltbeziehungen gar nicht für möglich, sich von ihrem Partner zu trennen. Die Angst, verfolgt und weiterhin mißhandelt zu werden ist zu groß, das Vertrauen in die Justiz und in das Gewähren unbürokratischer Hilfe zu gering. Das Berliner Interventionsprojekt BIG e.V. startet ab März diesen Jahres mit einem Kurs, an dem gewalttätige Männer per Gerichtsbeschluß gezwungen werden, über eine Dauer von 26 Monaten teilzunehmen. Internationale Untersuchungen haben ergeben, daß sich dadurch die Anzahl derer, die wiederholt gewalttätig werden, zurückgegangen ist. Die Garantie einer nachhaltigen Gewaltlosigkeit wird es niemals geben, so Ines Meyer von BIG e.V. Dem Täterklientel widmen sich schon seit Jahren Männergruppen. Mit unterschiedlichem Erfolg, da eine Teilnahme an diesen Gruppen freiwillig ist, und viele vorzeitig aussteigen. Chancen einer tatsächlichen Veränderung räumt Ines Meyer vorwiegend den Männern ein, die erstmalig gewalttätig wurden und in denen die Tat so etwas wie eine Erschütterung ausgelöst hat.

Daran, daß Gewalt ein überwiegend männliches Problem ist, hat sich bis heute nichts geändert. Von einhundert Gewalttaten, die innerhalb einer Beziehung begangen werden, gehen nur 3% – 7% von Frauen aus. Empörend aber wahr ist auch, daß Frauen, die in ihrer Not keine andere Möglichkeit mehr sehen als ihren Partner zu töten, in den USA genauso wie in Deutschland, zu eindeutig höheren Haftstrafen verurteilt werden als Männer. Als männliches Kavaliersdelikt noch heute entschuldigt und bagatellisiert, wird Frauen Vorsatz und Berechnung unterstellt, da sie oft rein körperlich als Schwächere dem Partner gegenberstehen. »Becca betrachtet die Beweisfotos, die die Polizei am Tatort aufgenommen hat. Die Bilder zeigen einen toten Mann mit drei Kugeleinschüssen in der Brust. Becca hatte um ihr Leben gekämpft. Sie wird wegen Mord aus Notwehr zu 50 Jahren Gefängnis ohne Bewährung verurteilt. Aber sie gibt die Hoffnung auf einen neuen Prozeß nicht auf. »In meinem Herzen glaube ich nicht, daß er tot ist«, sagt sie, »denn in Wirklichkeit ist er es nicht. Er lebt. Denn ich lebe mit dem, was er mir angetan hat«.

Still gehen die Leute aus der Ausstellung hinaus, einige schütteln den Kopf, und es fällt auf, daß sich die Paare die Bilder getrennt voneinander angesehen haben. Hinzugefügt werden muß, daß zu der Austellung Podiumsdiskussionen stattgefunden haben, es dem Engagement Ferratos und auch dem Mut der Ausstellungsmacher zu verdanken ist, daß dieses Thema nicht ideologisiert für Gesprächsstoff sorgte.

Auskünfte über Frauenhäuser in Ihrer Region erhalten Sie unter jeder Nummer eines Frauenhauses:

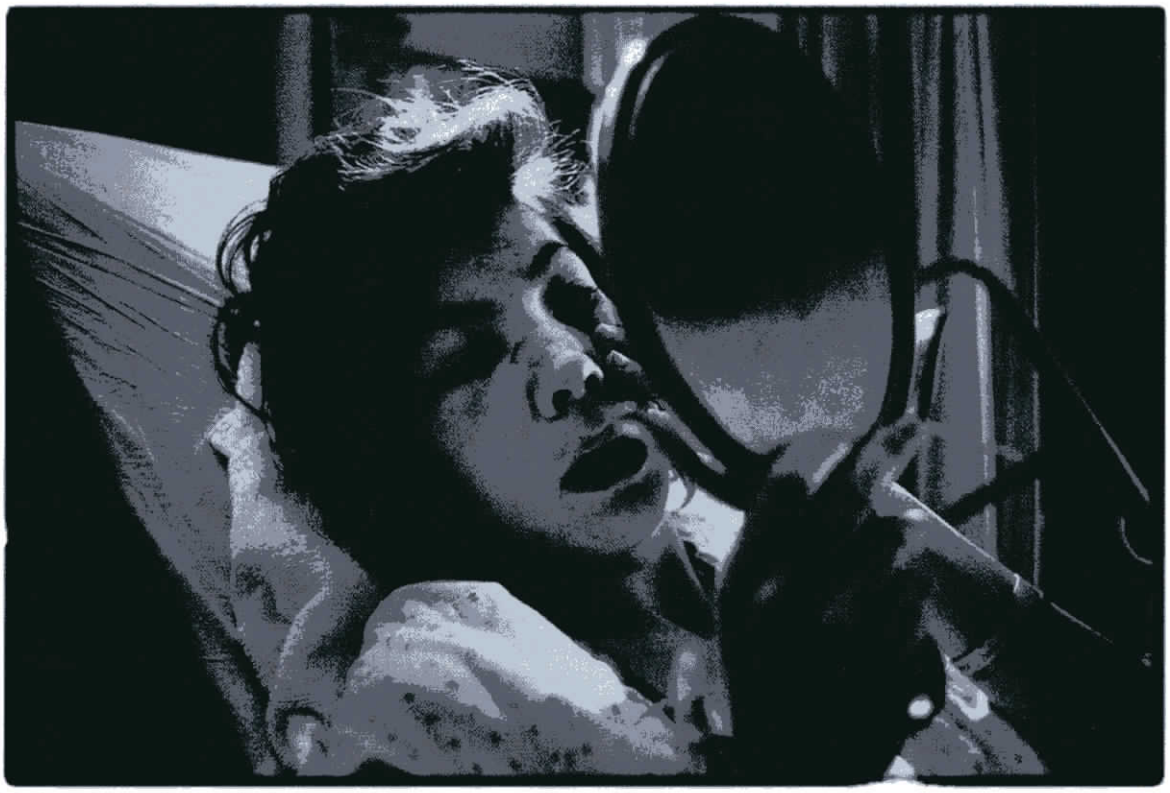
- Baden/Württemberg: Freiburg (0761) 55 12 80
- Bayern: Augsburg (0821) 51 00 83
- Berlin: (030) 826 30 18
- Brandenburg: (0334) 386 09 29
- Bremen: (0421) 34 95 73
- Hamburg: (040) 197 10
- Hessen: Darmstadt (061 51) 513 78
- Mecklenburg/Vorpommern: Greifswald (038 34) 50 06 56
- Niedersachsen: Emden (049 21) 439 00
- Nordrhein/Westfalen: Krefeld (021 51) 60 11 26
- Rheinland/Pfalz: Landau (063 41) 316 70
- Saarland: Saarbrücken (0681) 586 05 35
- Sachsen: Dresden (0351) 281 77 88
- Sachsen/Anhalt: Magdeburg (0391) 605 31 03
- Schleswig/Holstein: Flensburg (0461) 463 63
- Thüringen: Weimar (036 43) 87 11 74



»Ich hasse dich! Komm nie wieder nach Hause«, schreit ein 8jähriger seinen Vater an. Dieser wird wegen Gewalt an seiner Frau verhaftet.

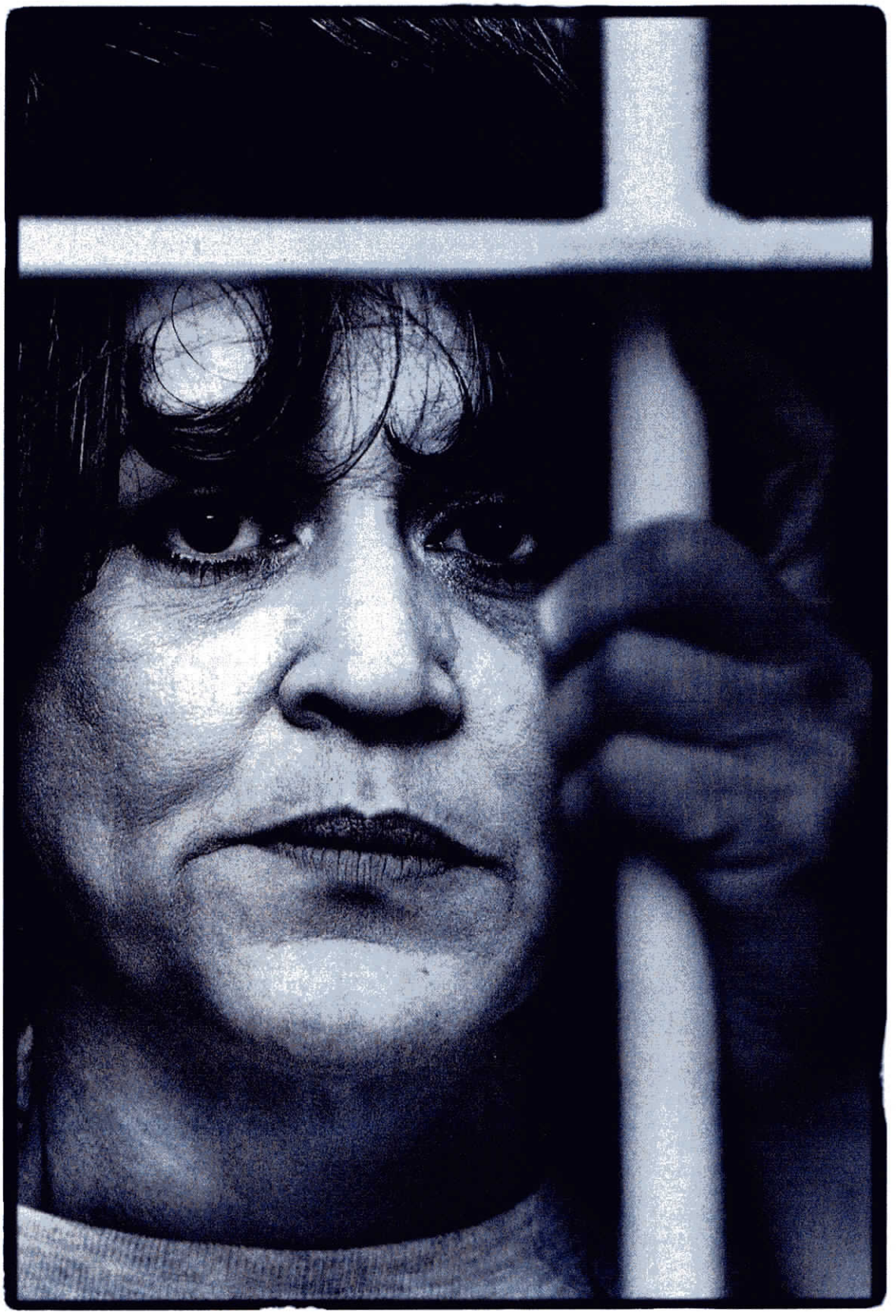
Mary rief die Polizei und sagte: »Erinnere Dich an mich. Das nächste mal bin ich tot.«

Als Rita von ihrer Nachtschicht im Krankenhaus zurück kommt, wartet ihr Mann auf sie.
Er wirft ihn vor, ihn zu betrügen, anstatt zu arbeiten. Er schlägt sie mit einem Telefonhörer und bricht ihr die Nase.



Nach zwei Tagen im Krankenhaus sieht Diana zum ersten Mal ihre Verletzungen. Leise sagt sie: »Naja, sieht ja gar nicht so schlimm aus«.

Nil ist ein gewalttätiger Mann. Er hat versucht, seine Frau Wendy zu erdrosseln. Aus diesem Grund ist sie mit ihren Kindern geflohen. Ihre Flucht hat Nil erschüttert. Er bittet um Hilfe in der örtlichen Kirche. Die Kirchenältesten geben ihm keine Ratschläge. Er nimmt an einem Therapieprogramm teil. Nach der Therapie kehrt er zu seiner Familie zurück und bittet bei einer gemeinsamen Betstunde um Verzeihung.



Becca Jones Hughes in einem Hochsicherheitsgefängnis. 1985 wurde sie wegen Totschlags ihres Ehemanns Don verurteilt – sie erklärte, es sei Notwehr gewesen – und wurde zu 50 Jahren Gefängnis ohne Bewährung verurteilt. Während der öffentlichen Sitzung der Verhandlung sagte der Richter, er wolle kein einziges Wort über Mißbrauch hören.

Tuchhallen auf dem Maly Rynek in Krakau

Text und Fotos: Petra Welzel

Kann man nach Auschwitz noch weiterreisen?

Eine Reise über mehrfach geflutete und verbrannte Erde in den Süden Polens

Draußen schwimmen in Zuggeschwindigkeit etliche Seen am Auge vorbei, Ableger einer Oder, der das Wasser schon wieder bis zum Halse steht. Im Abteil auf der Strecke von Berlin nach Krakau spielt die Reisende mit dem zehnjährigen Hamster einer wasserstoffblondierten 52jährigen Polin »Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist ...«. Wenn der Hamster nicht gerade wiederholt seinen Gameboy zum Tillen bringt. Vor zwei Stunden haben sie Berlin verlassen, sind längst in Polen, und als gebe es hier nichts zu essen, hat sich der Hamster die von der Anstrengung erröteten Backen mittlerweile mit einer Rolle Chips, einer Packung Kekse und einigen Schokoriegeln vollgestopft. Die Mama spricht von Diät. Mit ihrem Nachzügler sei sie auf dem Weg zum 30jährigen Sohn in Krakau, der Zahnarzt ist, und bei dem er immer abnehmen müsse. Der Hamster grinst, sofern das seine prallen Wangen erlauben.

In Rzepin steigen zwei andere Polinnen hinzu. Die eine ist sehr jung, trägt Jeans und Rippshirt, auf dem Rücken einen Rucksack und in der Hand eine Tüte Chips. Die andere hat Migräne, was die aufmerksame Mutter sofort bemerkt. Durch ein Gespräch versucht sie die sich als Handlungsreisende bezeichnende von ihrem Kopfschmerz abzulenken. Die Reisende versteht zwar nichts, aber die Mutter hilft auch ihr und übersetzt unaufgefordert, wenn sie nicht ihren Hamster füttert. Die Sonne knallt zum Fenster herein, und im Abteil ist es sommerlich warm. Draußen ist Februar.

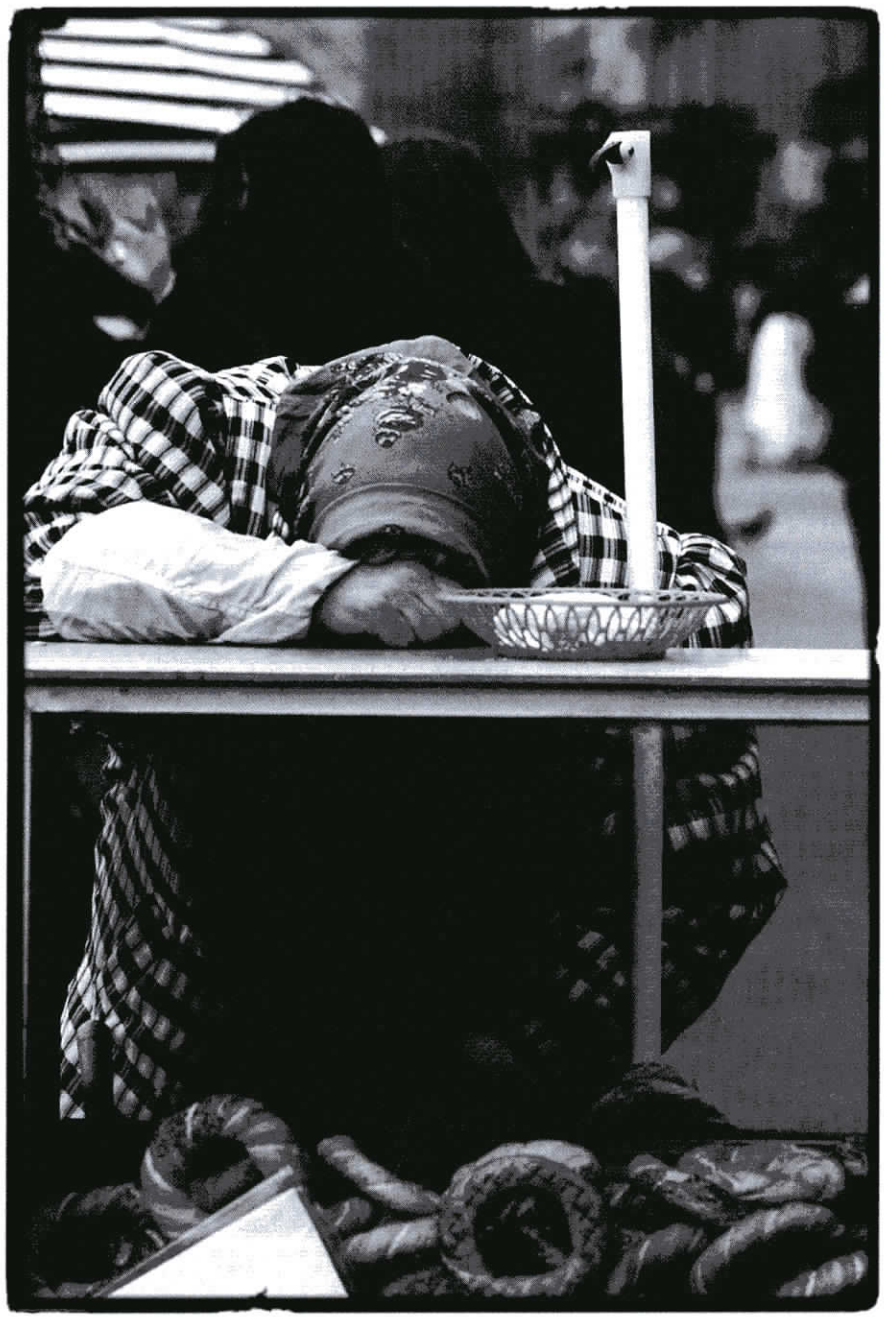
Die Reisende ist auf dem Weg nach Auschwitz und Krakau, über Bielsko-Biala. Das ist dort, wo die Polen sich ihre Fiats für ungefähr sechs Personen und pfundschweres Gepäck zusammenbauen. Auschwitz liegt um die Ecke, auch Wadowice, der Geburtsort des Papstes. Krakau ist nicht weit, und die schlesischen Beskiden wachsen gleich vor den Türen der Plattensiedlungen im Speckgürtel der Kleinstadt in den Himmel. Bielitz hieß die Stadt früher einmal. Das klingt wie Beelitz, aber Spargelfelder gibt es hier nicht. In Bielsko-Biala montiert oder kauft man Autos, geht wandern und im Winter auch Skilaufen.

Doch noch sitzt die Reisende im Zug. In Breslau steigt die junge Polin wieder aus, besucht über die Semesterferien ihre Eltern. Im vorletzten Jahr habe die Jahrhunderflut ihre Familie buchstäblich vom Mittagstisch weggespült, weil keiner sie gewarnt hätte.

Und noch immer sehe es an manchen Stellen in Breslau aus wie nach dem Krieg, sagt sie im Hinausgehen. Die Wassererosionen haben nicht nur ihre Spuren in der Landschaft hinterlassen, sondern auch in den von ihnen betroffenen Menschen. Aber den Film Titanic, den könne sie sich inzwischen schon wieder ansehen.

Etwa zwei Stunden später muß die Reisende in Katowice umsteigen. Die Hamsterbacken glühen ihr beim Aussteigen nach, während sie auf dem Bahnhof ausgemergelte, bettelnde Junkies wie auf dem Vorplatz von Hamburg St. Georg erwarten und alten Kuchen verkaufen. Weitere zwei Stunden verbleiben bis zum Anschluß, der Geldautomat verweigert der Karte den Dienst, und längst ist ihr eingefallen, daß sie die Adresse des englischen Freundes in Bielsko-Biala zuhause liegen lassen hat. Wo soll sie ihn finden, einen Fremden in einer fremden Stadt? Zwei Stunden zwischen Spritzen und Spritzgebäck – sie will bloß erstmal weiter. Als der Zug Katowice verläßt, geht die Sonne unter, in Bielsko-Biala ist es stockdunkel bei ihrer Ankunft.

Ausländisch spricht niemand, aber nach was sollte sie auch fragen, ohne Adresse? Doch als sich die Reihen der Angekommenen lichten, steht da am Ende im schwachen Schein einer Bahnhofsfunzel der Freund. Sie gehen in seine Stammkneipe, eine von vielen, von außen kaum zu erkennenden Soutterraingaststätten, und trinken Wein. Hier treffen sich die Englischlehrer vom International House und sprechen Englisch und junge Polen, die Polnisch miteinander reden. Nach und nach kommen Zigarettenpromoterinnen herein – pumuckelperückte Gowestlerinnen und Cometomarlborocountrygirls in rotem Latex auf Highheels –, verteilen Postkarten und Zigaretten. Das Rauchen verbindet. Mit dem letzten Bus fahren Reisende und Freund an den Stadtrand in seine Wohnung in einer der Plattenbausiedlungen.



Brezelverkäuferin auf dem Maly Rynek in Krakau

Am nächsten Morgen schälen sich aus dem Frühdunst die Beskiden, und die Sonne bricht durch. Der Freund begleitet die Reisende nach Auschwitz und Birkenau. Zu dieser Jahreszeit gibt es keine direkte Busverbindung zu den ehemaligen Konzentrationslagern und die beiden müssen sich mit Händen und Füßen durchfragen, als sie der Busfahrer irgendwo zwischen der Stadt und der Gedenkstätte rausläßt. Vorbei an mausgrauen Häusern und kahlen Hainen und Feldern gelangen sie schließlich zur Holocaustgedenkstätte.

»Arbeit macht frei« steht dort tatsächlich im schmiedeeisernen Bogen des Tores, allerdings hatte die Reisende es sich nach Bildern und Filmen immer viel größer vorgestellt. Dieses ist klein und eng, und dahinter stehen zahlreiche Backsteinhäuser in Reih und Glied wie die Zelte auf einem römischen Feldherrencampus. Auschwitz ist heute Museum, die Häuser dienen der Erklärung oder zumindest der Dokumentation des Genozids. Der Einführungsfilm ist zum Glück recht kurz und quält nicht mit nicht abnehmend wollenden Leichenbergen. Doch in den Museumsräumen ist es grabeskalt, wo es vor der Tür dieser Tage so warm ist.

Im nur wenige Kilometer entfernten Lager Birkenau gehen sie über mehrfach verbrannte Erde. Nur noch einige der Baracken stehen, von vielen lediglich die Schornsteine, von den Krematorien nur Reste der Grundmauern. Schautafeln zeigen die einzigen drei, von einem Lagerinsassen heimlich aufgenommenen Fotografien aus Birkenau. Zu sehen sind darauf nackte Frauen, die in die Gaskammern getrieben

werden, und verbrannte Leichen am hinteren Ausgang im Wald. Auf diesem Boden stehen die Reisende und ihr Freund, auf der Asche von zigtausenden Menschen irgendwo darunter. Der Zyklus der Jahreszeiten hat ihre Spuren verwischt, längst riecht es hier wieder nach Moder und Tannen wie in jedem Wald bei milden Wintertemperaturen, Rehe tummeln sich nach Futter auf der brach liegenden Barrackenlandschaft mit der Schienenschneise. Kann man nach Auschwitz noch weiterreisen?

Per Anhalter nimmt die beiden von Birkenau ein rundum runder Pole zum Busbahnhof von Auschwitz mit. In seinem Wagen duftet es wie in einem Badezimmer, dank zweier in Moschus getränkter Aromabäumchen zum Aufhängen, und das verdrängt den Geruch qualmender Asche im Kopf. Der Bus zurück nach Bielsko-Biala hält an jeder Milchkanne, und für eine Weile begleitet sie ein alter Mann mit seinem selbstgebastelten Marienepitaph aus Alufolie, bunten Rüschen und einer Spielzeugpuppe. In und vor den Kirchen, die sie passieren, sammeln sich die Polen zur Vesper. Jeder trägt hier sein Kreuz.

Einen Tag verweilt die Reisende noch in Bielsko-Biala, verläuft sich am Vormittag mit dem Freund in den Bergen, wobei sie auf verschiedene Männerrudel in verschiedenen Trainingsanzügen stoßen, glücklich in einer Berghütte landen, in der es einem ziemlich bekifften Menschen gelingt, eine Telefonverbindung zu einem englischsprechenden Polen herzustellen, der sie schließlich per Funk zurück zur Seilbahn führt. Nachmittags stromert die Reisende durchs Stadtmuseum. Eine Fundgrube historischer, deutscher Dokumente, mit denen die durcheilenden polnischen Schulklassen nichts anzufangen wissen. Dabei könnten sie erfahren, daß Bielitz im 16. Jahrhundert zweimal für 8000 Taler an neue Stadtherren verkauft wurde, sich immer wieder bestätigt: Geld regiert die Welt. Später, in der Kirche der göttlichen Vorsehung (Kosciol Opatrznosci Bozej) am nach ihr benannten Platz ist es zur Nachmittagsmesse voll. Alles ist hell und glänzend. Die Leiden Christi in goldenen Rahmen an den Wänden pflastern den Weg durchs Schiff, erleuchtet von Kristalleuchtern und begleitet von kunstvoll gefaßten Schnitzfiguren. Die Bielskoer haben sich hier mit Zloty ihr Paradies auf Erden gekauft, umso leichter lebt sich's da in den grauen Platten.

Eineinhalb Tage drauf ist die Reisende längst in Krakau und steht vor einem Kino, in dem Til Schweigers Film »Knockin' On Heavens Door« auf Polnisch läuft. Da hatte sie auch kurz angeklopft, als sie tags zuvor im aufgeräumten und wallfahrtserprobten Wadovice Wojtilas und 14 Kilometer weiter am kleinen Vatikan auf dem Berg von Kalwaria Z. angehalten hatte. Jetzt starrt sie mit hundert anderen Menschen in den sternenblauen Himmel der Marienkirche in Krakau. Die Decke wird gerade restauriert, was die Gläubigen hier ausnahmsweise einmal mehr zu interessieren scheint als die Zwiesprache mit dem Herrn. Mit gefalteten Händen schauen sie nach oben blickend den Arbeitern auf den Gerüsten zu. Ganz am Ende, im Kirchenchor, scheinen die lebensgroßen Figurinen von Veit Stoß' Marienaltar darüber in sich hineinzulächeln.

Im Kathedralmuseum auf dem Wawel, der Prager Burg Krakaus, entdeckt die Reisende zwischen alten Kronen, Zeptern, Amuletten und reichlich roten Kardinalsroben ein Kreuz des amerikanischen Astronauten Edwin E. Aldrin. An Bord der Apollo II war es mit ihm am 20. Juli 1969 auf dem Mond gelandet, nach seiner Erdlandung hatte er es dem damaligen Kardinal Karel Wojtila vermacht, und der wurde schließlich Papst in Gottes Namen. In der Kathedrale gegenüber hat derweil eine Nonne die Altarkerzenhalter der heiligen St. Hedwig zu putzen begonnen. Sie war einmal Königin von Polen, die erste Frau von Wladyslaw Jagiello, von ungewöhnlicher Göttlichkeit in ihrem Leben und voller Wunder nach ihrem Tod, erzählt man sich. Aus einem Eimer schöpft die Nonne gelbe Margeriten und schmückt den Altar mit den frischen Blumen als betriebe sie Ikebana in einem Blumenladen. Sie tritt mehrfach zurück und begutachtet ihr Arrangement zufrieden, am Ende lange in sich versunken mit dem Mann, der die Billets für den Glockenturm kontrolliert. Diese Gottesfürchtigkeit fast überall in Polen treibt keine Flut davon, denkt die Reisende, und schon gar nicht das Wasser aus dem Blumeneimer, den der Kontrolleur beim Weggehen gedankenverloren umstößt.

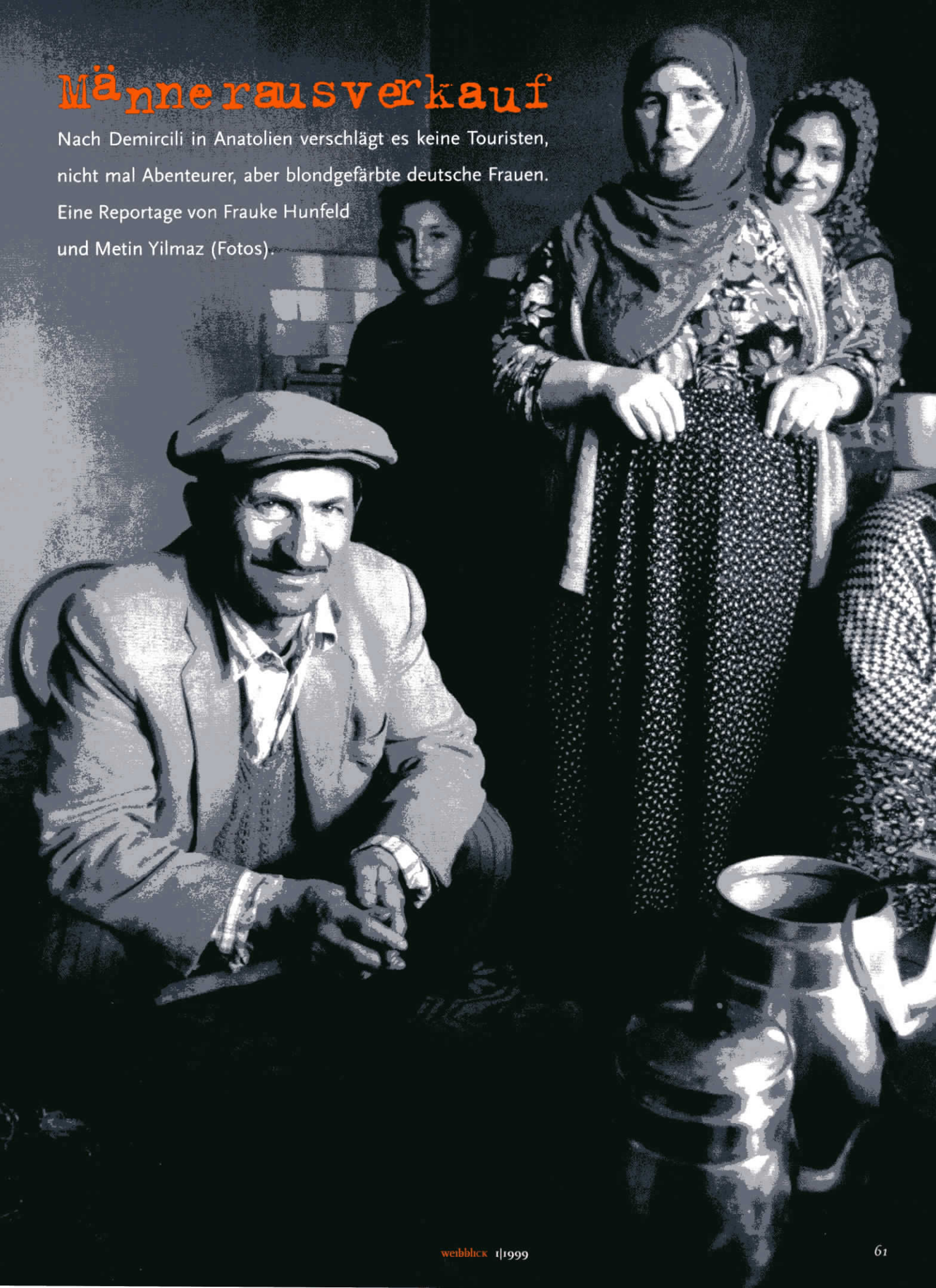
In einem tiefen Blau hängt der Nachmittagshimmel schwer über den Gassen und Plätzen der Altstadt, deren Häuser manchmal an italienische Pallazzi erinnern. Nur kälter ist es hier in Krakau. Auf dem Maly Rynek, dem großen Platz, auf dem auch die Marienkirche und die berühmten Tuchhallen stehen, schieben dick eingepackte Frauen gläserne Wagen vor sich her und verkaufen Hefekränze, ein Pantomime in weißen Rüschen spuckt bunte Bälle aus, Volksmusikanten spielen alte Weisen, und Kutscher warten vergeblich auf Reisende. In Krakau ist im Februar keine Saison. In den Hotels der Stadt ist immer ein Zimmer frei, die anderen belegen Handlungsreisende.

Im Café Botanica, in einer kleinen Seitengasse vom Maly Rynek, spricht die Reisende ein junges, dunkelhaariges Mädchen in einem blauen Wollmantel an, das fast aussieht wie Anne Frank auf dem Cover ihres Tagebuchs. Sie sei Architekturstudentin, erklärt sie in gebrochenem Englisch, und wolle nach ihrem Diplom gerne nach England gehen. Nur, mit der Sprache hapere es noch. Zwischen Salat und Kaffee erzählt sie von ihrer Diplomarbeit, einem weißen Mehrfamilienhaus, ihrer Antwort auf die grauen Platten rund um Krakaus alten Stadtkern. »Krakau, das ist alles Kultur, wie Rom, Florenz oder Paris. Es ist einfach wunderschön. Immer wenn ich dort hinfahren kann, ist das für mich, als hätte man mir als kleines Mädchen ein Stück Schokolade gegeben«, hatte die Mutter mit dem Nachzügler auf dem Hinweg der Reisenden erzählt. Irgendwo hier muß ihr Hamster jetzt wohl abspecken, überlegt die Reisende, während eine junge Frau bereits die Erweiterung des krakauischen Speckgürtels plant.

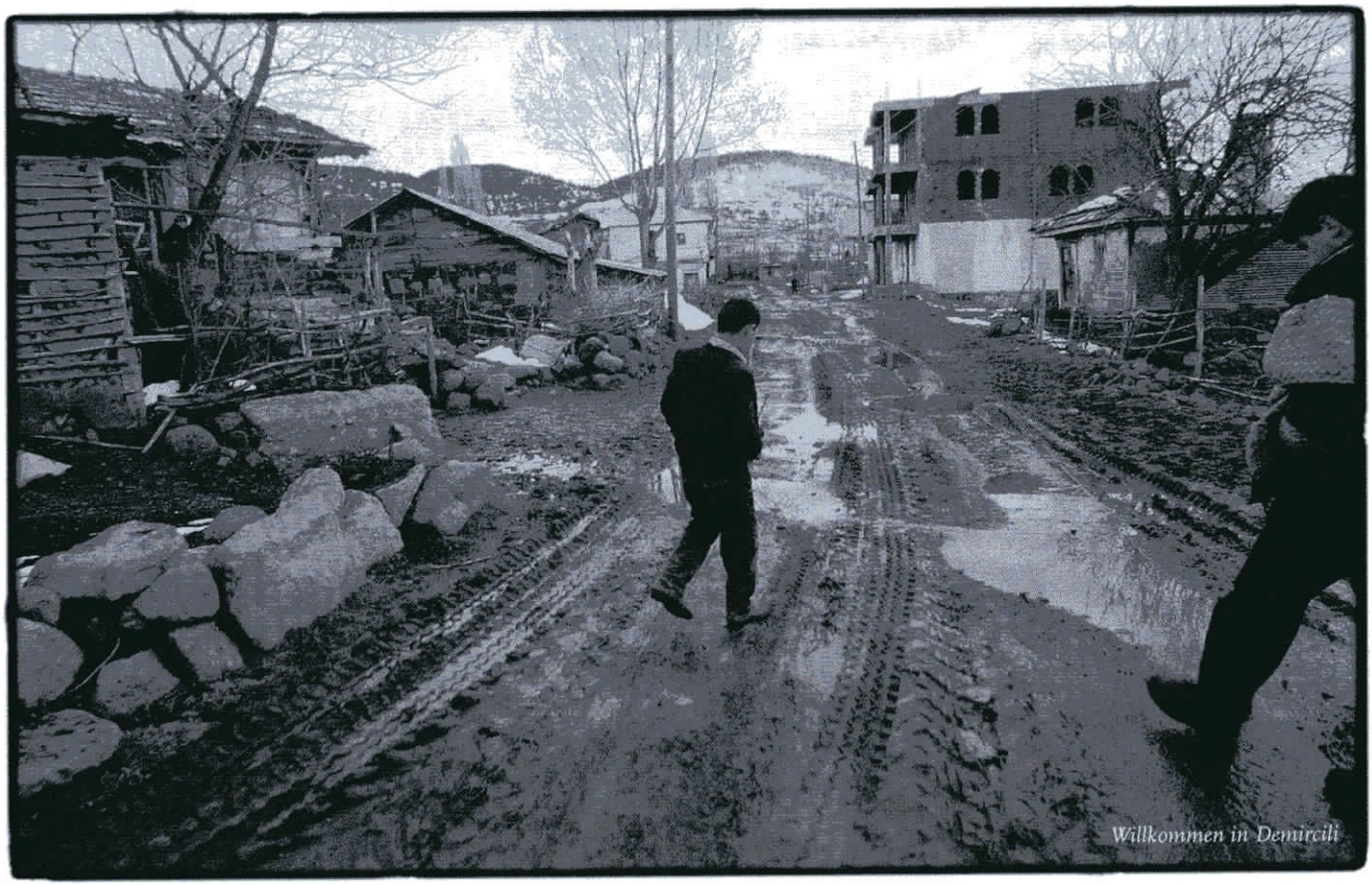
Auf der achteinhalbstündigen Rückfahrt nach Berlin am andern Tag sitzt die Reisende mit zwei Polinnen und ihren Teenagertöchtern in einem Abteil. Die haben einen Haufen polnische Frauenzeitschriften dabei, die hier »Claudia« oder »Woman« heißen, viele Modeseiten haben, Einrichtungs- und Diätvorschläge. Draußen rauschen kahle Wälder und Haine vorbei, und die Reisende fragt sich, ob über diese Schienen wohl auch die Transporte zu den Konzentrationslagern gingen. Neben ihr lachen die Mütter und Töchter über irgendetwas Komisches in einem Magazin. Sie versteht es nicht, weil sie Polnisch sprechen. Aber ihr Lachen holt sie in die Gegenwart zurück, und sie hat die Antwort auf eine andere Frage: Nach Auschwitz muß man weiterreisen.

Männerausverkauf

Nach Demircili in Anatolien verschlägt es keine Touristen, nicht mal Abenteurer, aber blondgefärbte deutsche Frauen. Eine Reportage von Frauke Hunfeld und Metin Yilmaz (Fotos).



Cavit, der Schäfer



Willkommen in Demircili

Die Geschichte ist immer die gleiche. Zum Beispiel die von Cavit. Der 41jährige Hirte erscheint in derben Stiefeln und geflicktem Hemd vor dem deutschen Konsulatsbeamten in Istanbul. Er holt tief Luft, wischt sich mit den verhornten Händen den Schweiß von der Stirn und sagt mit einem Blick in den Himmel: »Ich ging am Bosporus spazieren, da traf ich sie, Katja aus Leipzig. Wir haben geheiratet und nun möchte ich nach Almanya ziehen.«

Vielleicht ist Cavit an jenem Tag schon der fünfzigste, der mit dieser Erzählung die Eintrittskarte ins gelobte Land erwerben will. Der Konsularbeamte seufzt. Cavit spricht kein deutsch, Katja kein türkisch. Cavit kann kaum lesen und schreiben, und hat daheim in seinem Dorf Demircili in den Bergen vier Kinder. Eine Frau hat er natürlich auch, aber da er sie nach islamischem Recht geheiratet hat, brauchte er sich nicht einmal scheiden zu lassen.»Wir brauchen ein Familienbuch von Katja«, sagt der Konsulatsbeamte mürrisch. Auch der zweite Versuch schlägt fehl. Das Familienbuch ist da, aber der Konsulatsbeamte ist mißtrauisch. »Wir brauchen Zeit«, sagt er. »Wir prüfen. Kommen Sie nochmal wieder.« Und als Cavit aus dem Zimmer ist, steht der Konsularbeamte von seinem Schreibtisch auf und sucht Demircili auf der Landkarte. Er findet es nicht. Cavit hat den wenigen Mut, den er hatte, verloren. Zweimal stand er tagelang in der Schlange, zweimal hat ihm niemand geglaubt. Enttäuscht macht sich der Hirte auf den beschwerlichen Weg zurück in sein mittelanatolisches Bergdorf, wo der Ofen acht Monate im Jahr brennt, weil im Mai noch Schnee liegt und wo die Lehmstraßen zu dieser Jahreszeit Matschbäche werden und manchmal wochenlang nicht passierba sind. »Warum nur hat es ausgerechnet bei mir nicht geklappt.« Cavit hat doch sein ganzes Vieh verkauft, um Katja gegen Geld zu heiraten und den Vermittler zu bezahlen. Schulden hatte er auch gemacht, wie all die anderen.

Demircili ist ein reiches Dorf. Jedenfalls verglichen mit denen, die auf dem Weg liegen, wenn man die 35 Kilometer durch die Berge auf sich nimmt, die von der letzten Kleinstadt zurückzulegen sind. Vorbei an Schildern, die alle Einschußlöcher haben und in denen der Rost so lange genagt hat, das man keine Buchstaben mehr erkennen kann. Durch winzige Nester in denen krumme, geduckte Holzhäuser sich dem kalten Wind in den Weg stellen, der durch ihre Ritzen pfeift.

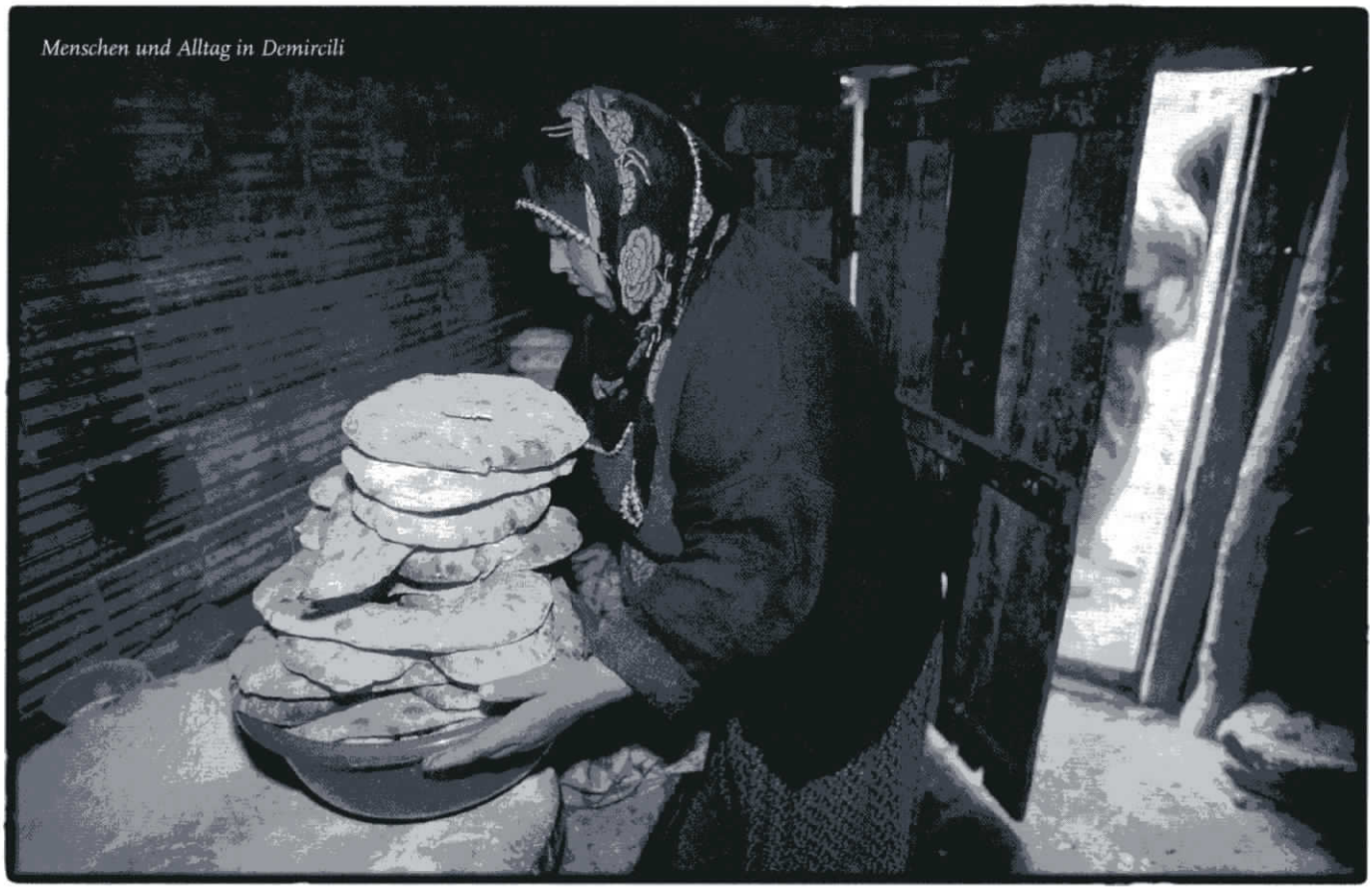
In Demircili gibt es diese Hütten auch, aber ins Auge fallen die buntbemalten mehrstöckigen Steinhäuser, die fast protzend ihre großzügigen Balkone nach außen strecken und mit bunten Ornamenten geschmückt sind. Doch die schönen Villen stehen leer, die Fenster sind verrammelt. Sie gehören den »Deutschländern«, denen, die es in Deutschland zu etwas gebracht haben. Und das sind viele. Die Zurückgebliebenen bekommen in jeden Sommerferien vorgeführt, was es heißt, ein Deutschländer zu sein. Dann fallen sie ein nach Demircili mit ihren Traumautos, den Transistorradios und balancieren mit ihren topmodernen Kleidern und den teuren Turnschuhen ganz außen über die staubigen Sandwege. Der einzige Krämer hat bis um Mitternacht auf, und dann gibt es auch Cola und Bier zu kaufen, und viele Sorten Schokolade. Die Deutschländer sitzen auf ihren Balkonen, trinken Tee, essen das feine Gebäck und erzählen von ferngesteuerten Treppen, von Weihnachtsgeld und C und A. Cavit wäre so gern einer von ihnen geworden.

Nicht daß er auf Deutschland besonderen Wert gelegt hätte. Er war eigentlich glücklich, mit seinen Schafen in den Bergen, und der kalte Wind störte ihn nicht. Er brauchte auch nicht viel Geld. Aber jetzt, wo um ihn herum all diese Prachtbauten entstanden sind, da kam ihm das eigene Haus, mit der einzigen Feuerstelle in dem Raum, der Stube, Schlafzimmer und Küche zugleich war, doch etwas bescheiden vor.

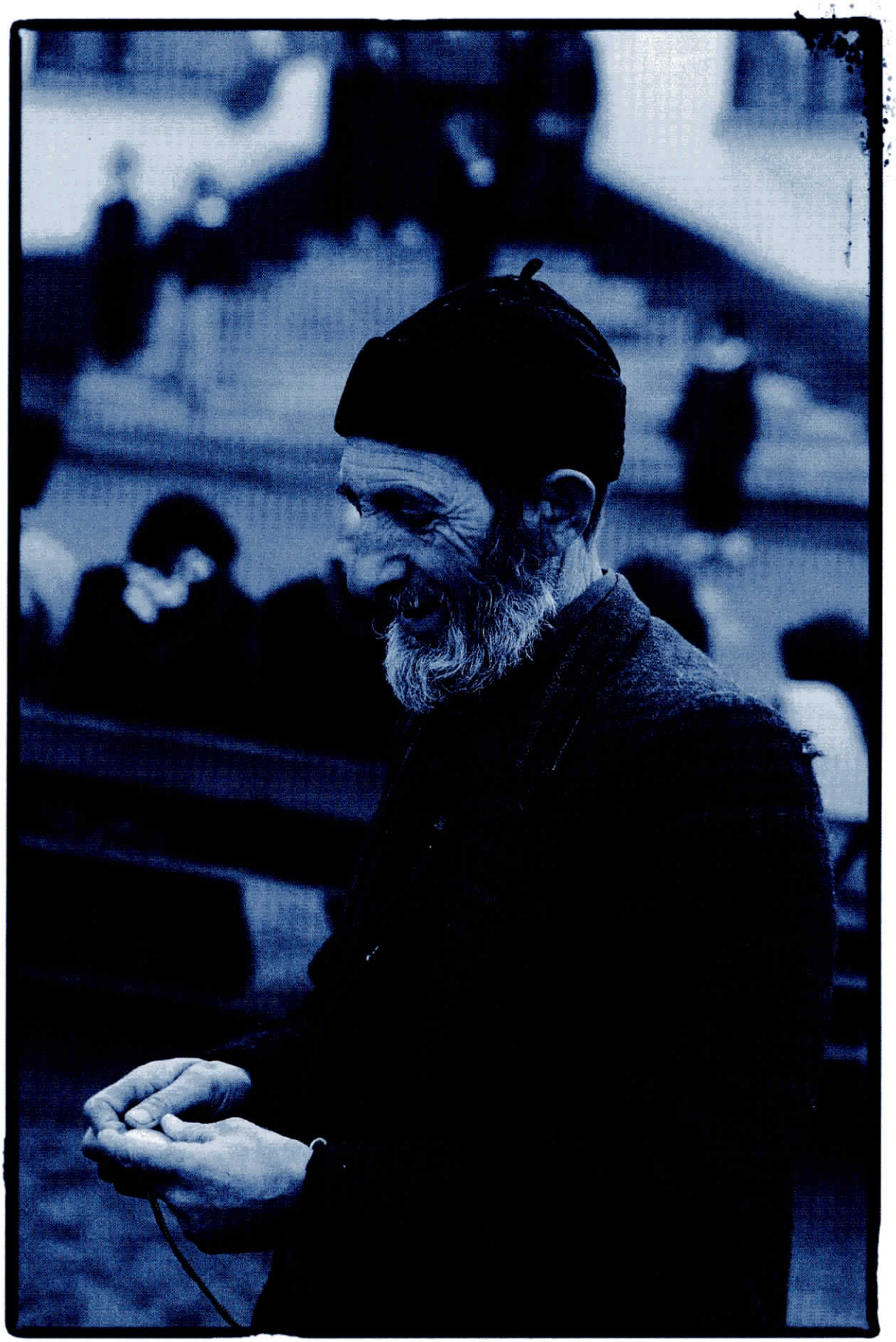
Demircili war eigentlich ein zufriedener Ort. Dann verließ vor knapp 30 Jahren der erste Mutige das 300Seelendorf Richtung Deutschland. Er gründete ein eigenes Bau-Unternehmen und war schnell ein gemachter Mann. Im sechsten Jahr baute er in Demircili das erste Steinhaus. Das war der Startschuß. Mehr und mehr ließen sich anwerben, verdienten in Deutschland ein bißchen Geld – und wurden für türkische Verhältnisse reich. Mehr und mehr Häuser wurden gebaut, im Sommer waren Autos im Dorf, die Grundstücke wurden teuer, denn die Nachfrage stieg. Und plötzlich war Schluß. Der Anwerbestopp war in Kraft, die Möglichkeiten des Familiennachzugs ausgeschöpft, Asylanträge nach dem neuen Gesetz aussichtslos. Die Reichen hatten Glück, die Armen blieben wo sie waren.

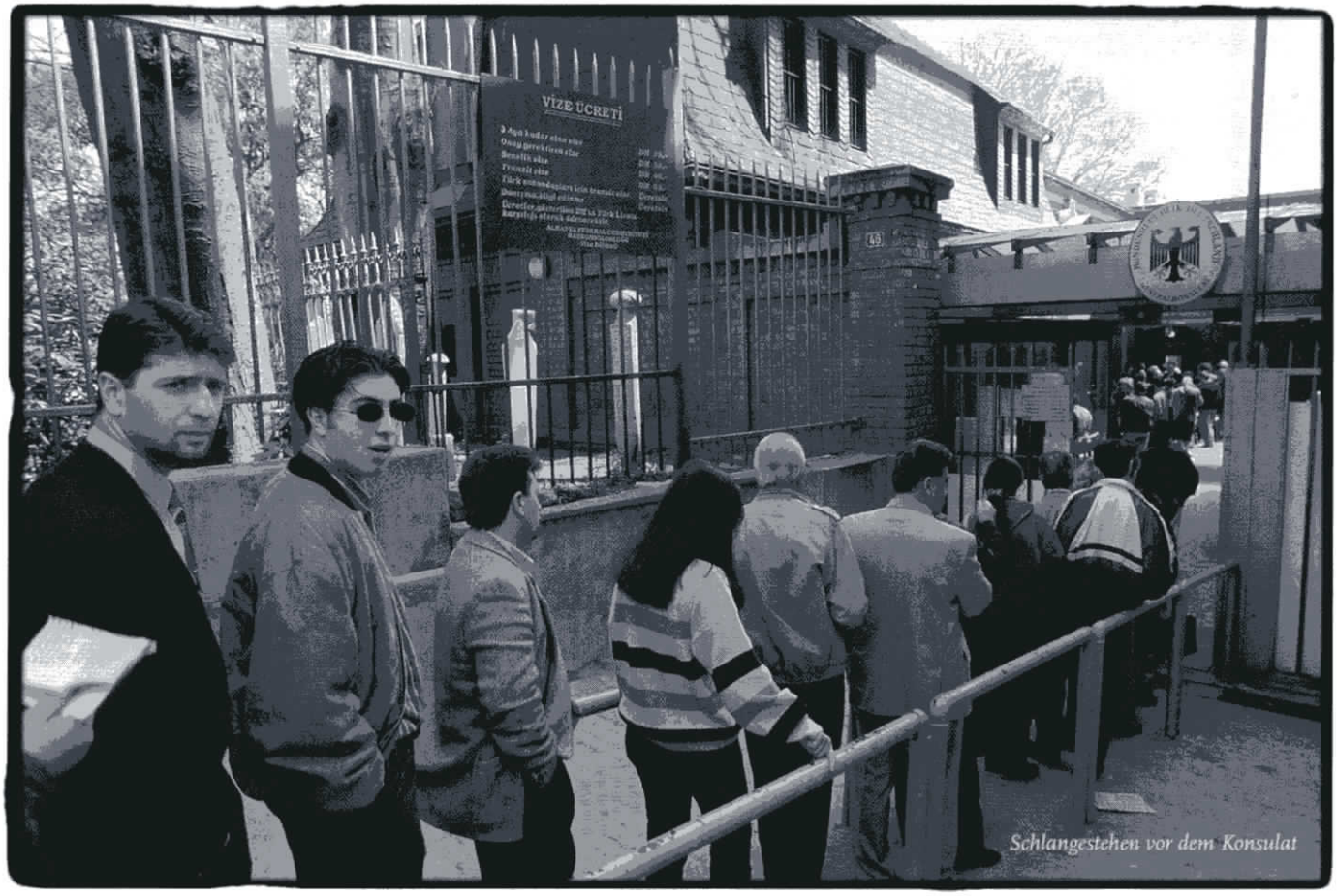
Irgendwann hatte dann einer die Idee mit dem Heiraten. Einer, der schon länger in Deutschland lebte, und die Gesetze kannte. Im folgenden Sommer waren auf einmal alleinstehende deutsche Frauen im Dorf. Am ersten Tag waren sie immer ganz erschöpft von der langen Busfahrt von Istanbul. Am zweiten Tag liefen sie durchs Dorf, wunderten sich über die Kleider der Frauen, über den Schuppen, in dem das Brot im offenen Feuer gebacken wurde, und daß das Wasser aus dem Brunnen kam und nicht aus dem Wasserhahn. Sie wurden bewirtet wie Königinnen, auch wenn sie die mühevoll bereiteten Speisen kaum anrührten. »Dafür tranken sie viel«, erinnert sich Melek, die 25jährige Cousine des Hirten, die in einem windschiefen Häuschen gleich oberhalb von Cavit wohnt, und für ihre vier Kinder allein sorgen muß. Melek hatte auch sonst keinen Grund, den deutschen Gästen besonders wohlgesonnen zu sein, denn eine von diesen dicken, blondgefärbten Frauen, die mit unanständigen Klamotten durchs Dorf liefen, heiratete ihren Mann, nahm ihn mit nach Deutschland und kassierte dafür mehr Geld, als Melek in ihrem Leben je gesehen hatte.

Eine wahre Heiratswelle schwappte in den folgenden Jahren durch Demircili. Jeden Sommer kamen wieder Deutsche und verließen das Dorf nach wenigen Tagen ein paar tausend Mark reicher und als frischgebackene Ehefrauen. Geheiratet wurde vorm Dorfvorsteher oder dem Standesbeamten, der auch Mitglied einer der fünf Großfamilien von Demircili war, in einer kleinen Baracke außerhalb des Dorfes, die gleichzeitig Krankenhaus, Standesamt und Gemeindesaal darstellt. Und stolz klebte der alte Dorfchef Paßbilder von blonden und brünetten deutschen Damen ins Dorfbuch ein und trug dazu so exotisch klingende Herkunftsstädte wie Leipzig, Görlitz und Mannheim ein. Der Angetraute fuhr zum Konsulat, regelte die Formalitäten, arbeitete in Deutschland und schickte das Geld an Frau, Kinder und Verwandte. Das halbe Dorf heiratete sich peu a peu nach Deutschland. Pro Forma bei ihren deutschen Frauen gemeldet, gingen die Demircilianer ihrer Arbeit nach und fielen nicht weiter auf. Manchmal, wenn die Männer das Heimweh



Menschen und Alltag in Demircili





Schlangestehen vor dem Konsulat

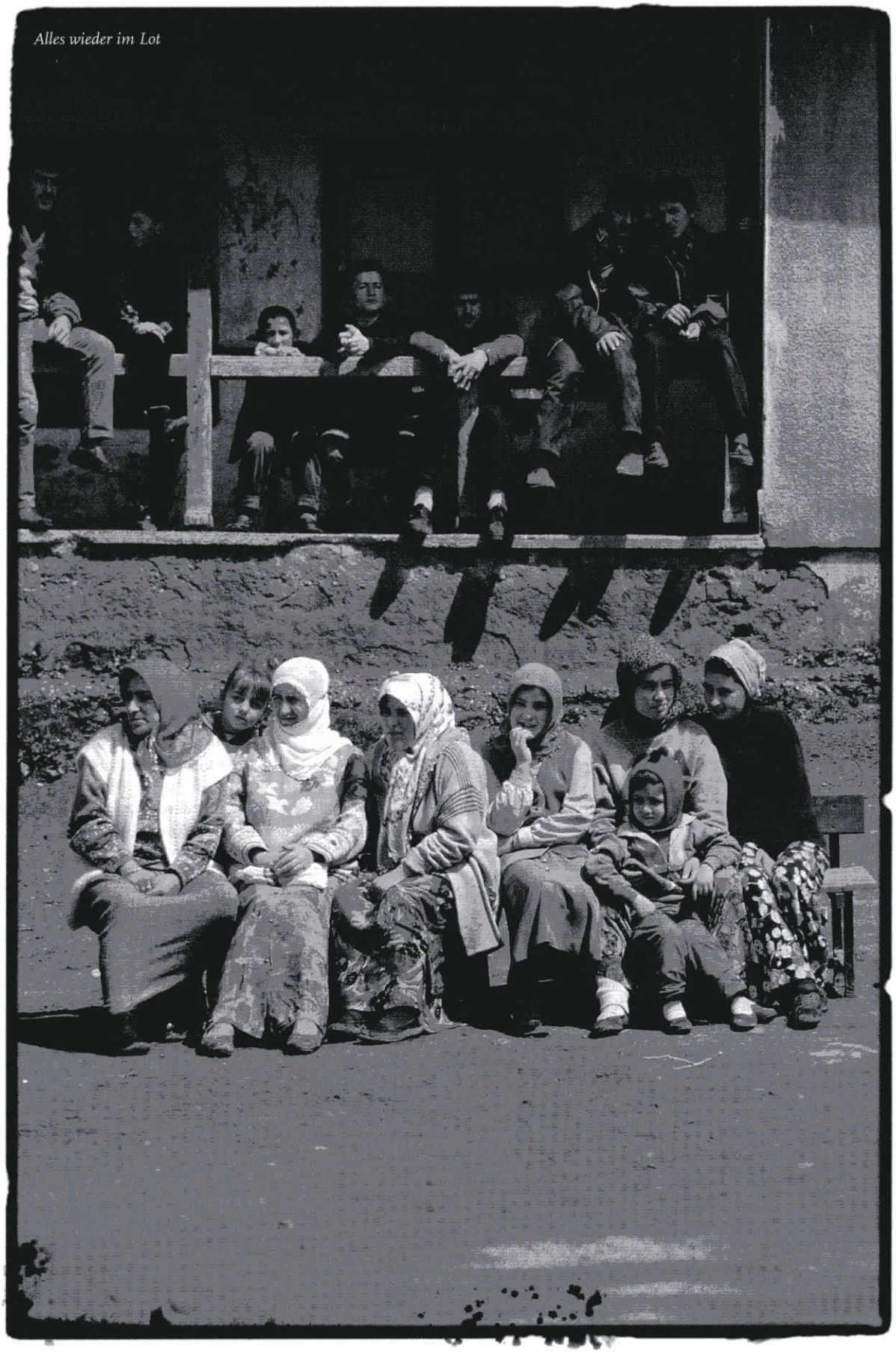
packte, schickten sie ihren Frauen einen deutschen Mann zum Heiraten, damit sie bald zu ihnen nachkommen konnten.

Für Heimweh gibt es nun keinen Grund mehr. Im Winter nach Cavits Scheitern durchsuchten hundert Polizeibeamte der Sonderkommission »Herzblatt« im Morgengrauen zwischen Mannheim und Leipzig die Wohnungen der deutschen Ehefrauen. Sie suchten nach Zahnbürsten, Herren-Oberhemden, Rasierapparaten und Unterhosen der Männer aus Demircili – den Ingredienzien einer »ehelichen Lebensgemeinschaft«. Nur dafür nämlich wird mit Deutschen verheirateten Ausländern eine Aufenthaltserlaubnis erteilt. Und sie fanden, was sie erwartet hatten: Nichts. »Womit ein hinreichender Verdacht auf Scheinehen begründet war, so Kriminalhauptkommissar Bentel von der Mannheimer Kripo.

Leid tun ihm die Pechvögel aus Demircili trotzdem. »Das sind ja keine Verbrecher. Das sind Leute, die sich und ihren Kindern eine bessere Zukunft erarbeiten wollten.« Und die sich dabei alles andere als geschickt anstellten. Die Polizei fand sogar Belege, auf denen sich die türkischen Partner die Kosten für das »Leistungspaket« quittieren ließen: Honorar für die deutsche Ehefrau, Honorar für den Vermittler, Reisespesen, schließlich sollte alles seine Ordnung haben. Bis zu 20.000 Mark haben die Demircilianer bezahlt. Reichgeworden sind sie dabei nicht. Reichgeworden sind nur die Vermittler. Und die deutschen Frauen haben eine schnelle Mark verdient.

Trotzdem war die Aufdeckung der »Serienstraftat« Zufall. Denn Scheinehen sind nicht leicht zu beweisen. »Die Dunkelziffer liegt bei 99,9 Prozent, wer sich ein bißchen vorbereitet und dann bei seiner Geschichte bleibt, dem kann man nur schwer etwas nachweisen,« sagt Bentel. »Wir kriegen nicht mal die Dummen. Wir kriegen nur die ganz Dummen. Oder die Pechvögel.« Wenn nicht Wolfgang Biber, Konsularbeamten in Istanbul die Sache irgendwann komisch vorgekommen wäre, wäre Demircili noch immer im deutsch-türkischen Heiratstaumel. »Es kamen immer mehr aus diesem Dorf, manchmal fünf am Tag. Die meisten hatten Ehefrauen, die älter waren als sie. Ein 27jähriger hatte eine Frau geheiratet, die war 63 Jahre alt. Und dieses Dorf liegt am Ende der Welt. Dorthin verschlägt es keine Touristen, nicht mal Abenteurer.« Der größte Teil der Dörfler hat seinen Prozeß überstanden und ist wieder in der Türkei. Viele sind nicht nach Demircili zurückgekehrt, weil sie sich schämen. Meleks Mann arbeitet als Lastenschlepper in Istanbul, um seine Schulden abzuarbeiten.

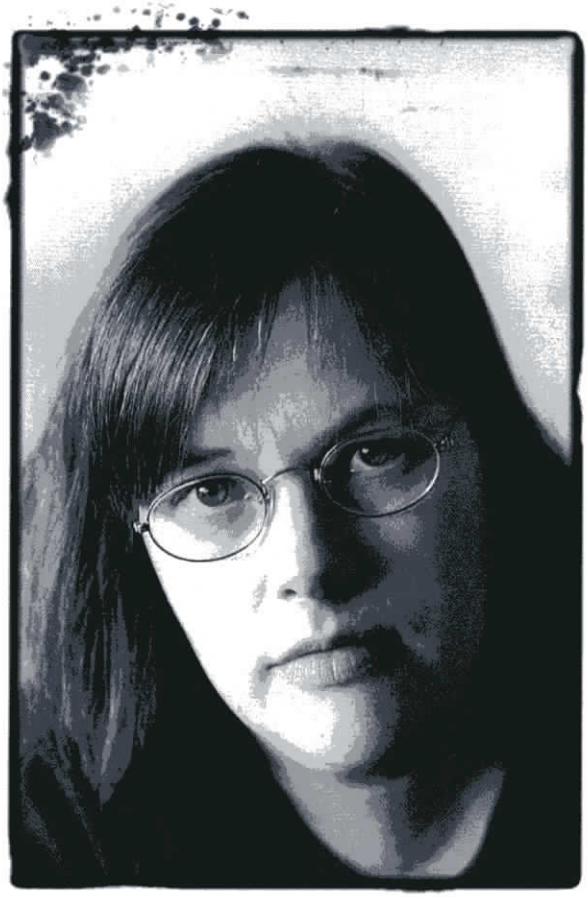
Und Cavit, der Hirte, der erste, der es gar nicht erst bis nach Deutschland geschafft hat, wird im Dorf schräg angesehen. Viele geben ihm die Schuld für den gescheiterten Traum. »Cavit hat den Sack Feigen in die Scheiße gesetzt«, sagt Meleks Schwiegermutter. »Aber vielleicht ist es gut, daß es vorbei ist und hier wieder Ruhe einkehrt«.



Alles wieder im Lot

Ehrenhaftigkeit

Ulrike Gramann



Kathrin Schmidt, Foto: Ute Mahler, OSTKREUZ

Am 1. März 1976 trinkt Josepha Schlupfburg in einer thüringischen Kleinstadt ihren Morgenkaffee und weiß: Sie ist schwanger. Gelassen nimmt sie sich frei, in »dringenden Familienangelegenheiten«, und kehrt heim zu ihrer Urgroßmutter, mit der sie – erinnert sei an die östliche Wohnraumknappheit – die Wohnung teilt. Dort gerät sie »außer sich«. Josepha versucht in den folgenden Tagen, ihr Außer-Sich-Sein durch Freud-Lektüre zu kurieren, was an der Abwesenheit von Freudschen Texten in DDR-Bibliotheken scheitert. Ihre Urgroßmutter indes weiß, wie Josepha zu sich und zur Historie ihrer Familie kommen wird. In wortloser Verständigung begeben sie sich auf Expedition durch die Wirren des 20. Jahrhunderts und die wundersamen und schrecklichen Abenteuer ihrer Vorfahrinnen.

Die Geschichte der Kalendermacherin Josepha Schlupfburg ist eine Reise, die in einer Wohnstube, im Meisterbüro einer Papierfabrik und in einer engen Urlaubsunterkunft an der Ostsee stattfindet. Sie ist – wie anders, da sie sich in den siebziger Jahren in der DDR ereignet – eine Reise in den Köpfen der Reisenden. Doch erweist sie sich als breit strömendes Epos ihres Geschlechts: in dem doppelten Sinne einer weiblichen wie einer Familien-Geschichte. Die Kalender stehen still, die Zeit strömt, und alle Geschichtsbücher bleiben verschlossen. Der buchstäblich visionäre Blick der miteinander Reisenden fällt auf die Körper, unter die Röcke und in die unehelichen Betten ihrer Sippschaft. Nicht alles, was da glänzt, ist ein Erguß aus Liebe. Josephas Vorfahrinnen trotzen dem gewalttätigen Lauf der Geschichte mit einem mächtigen Überlebens- und Fortpflanzungswillen. Hier wird nicht raunend der Imperfekt beschworen, die Stimme, der wir zuhören, redet sehr vernehmlich, und nicht alles, was der Zuhörerin merkwürdig scheint, ist auch zum Lachen. Unglaubliches wechselt rasch mit nur allzu Glaubhaftem. Die Expedition schärft die Sinne Josephas wie die der Leserin. Alles Lebendige, das sich regt, will Josepha im Leben halten, seien es nun zwei siamesische Rättlein, die sich ins Wasser stürzen wollen, sei es ihre Meisterin, die – obwohl so gesund, wie eine Frau nur sein kann – in eine psychiatrische Abteilung gesperrt wird, sei es die Stimme aus der »Besucherritze des Jahrhunderts«. Josephas Entrückung in das Vergangene macht sie wach für alles Gegenwärtige. Und zuletzt bringt sie nicht nur ein Kind zur Welt, das halb schwarz ist und halb weiß, wie die Wahrheit, sondern ihr gelingt auch die Befreiung ihrer Freundin Annegret Hinterzart, die mit zwei Kindern unglücklich in der algerischen Wüste verschollen war. Mit einem Luftschiff aus »imaginärer Leinwand«, von Josephas Urgroßmutter gefertigt, fliegen sie davon. Und dies, die Befreiung einer Frau durch eine andere, wünscht sich im Stillen die Leserin von Kathrin Schmidts »Gunnar Lennefsen-Expedition«, sei die Quintessenz dieses Jahrhunderts.

Über ihren Roman mit der Gabe der »aufrechten Schrift« sprach Ulrike Gramann mit der Schriftstellerin:

Zu Beginn einer deiner Lesungen kündigte die Veranstalterin an, dein Buch mache »unheimlich Spaß beim Lesen«. Ich habe das Buch sehr gern gelesen, aber »Spaß«, scheint mir, ist nicht die treffende Charakterisierung für ein so politisches Buch.

Ich finde es auch eher bitter. Ich habe bei dieser Lesung bewußt etwas ausgewählt, was ich für nicht sehr lustig halte. Ich habe die Arbeit an diesem Buch als großen Spaß empfunden, aber ich sträube mich dagegen, etwas geschrieben zu haben, was nur lustig ist.

Deinem Text werden Eigenschaften wie barock, sinnlich, erotisch zugeschrieben.

Erotisch, das stimmt aus meiner Sicht überhaupt nicht.

Hat das damit zu tun, daß die Geschichte aus der Perspektive von Frauen erzählt wird?

In meiner Familie waren über viele Generationen hinweg nur Frauen bestimmend. Was erzählt wurde, wurde immer von der mütterlichen Linie her erzählt. Beispielsweise meine Ur-Urgroßmutter in Ostpreußen hatte 11 Kinder von zwei verschiedenen Männern und war mit keinem dieser Männer verheiratet. Ich hatte immer das Gefühl, das sei das Normalste von der Welt gewesen. Wenn ich heute mit meiner Mutter darüber spreche – na, so normal war das doch nicht. Meine Urgroßmutter hat mir das so hingestellt, als hätte in dem Ort, in dem sie gelebt hat, überhaupt keine Frau aus ärmeren Verhältnissen geheiratet. Als ich schwanger war und die große Tragödie ausbrach, weil ich keinen Mann dazu hatte, war ich sehr verwundert.

Die Männer in deinem Roman verfügen nicht über die besonderen Fähigkeiten der Kommunikation, die die Frauen mit ihrem »Zweitmündlein«, wie du es nennst, haben.

Sie treten insgesamt weniger in Erscheinung. Es wird ihnen nicht die Gelegenheit gegeben, sich von dieser Seite zu zeigen.

Die Tradition des mündlichen Erzählens bezieht vieles aus der Geschichte der Geschlechter und aus dem Familiären.

Ich habe mich während des Schreibens an vieles erinnert. Es gibt Geschichten, die ein Vorbild hatten. Ich werde immer gefragt, wo ich das alles hernehme: Ich habe es so erlebt. Natürlich ist auch vieles erfunden, trotzdem habe ich das Gefühl, es ist, was ich erlebt habe. Manche Kritikerinnen sind regelrecht beleidigt, wenn ich darauf hinweise. Was soll ich machen? In Wahrheit ist mir alles ganz leicht von der Hand gegangen. Natürlich war es schwierig, sich die Zeit zu nehmen und alles aufzuschreiben. Ich möchte das als Arbeit auch nicht geringschätzen, aber im Rückblick war es mehr die Ausdauer. Ich wollte nichts Moralisches machen, da bin ich sehr empfindlich. Es gibt immer auch das Andere, das wie ein absoluter Tabubruch aussieht. In einer Lesung bin ich zum Beispiel gebeten worden, diese Stelle zu lesen, an der Franz Revesluch, der Vater des späten Kindes von Ottilie Wilczinski, mit seiner Ehefrau noch einmal schläft, obwohl sie schon dabei ist, sich das Leben zu nehmen. Und die stirbt dann. Die Reaktion der Zuhörer zeigt dieses »Durchwachsene«: Erst haben sie sich amüsiert, und dann blieb ihnen das Lachen im Halse stecken.

Aber auch wenn du deinen Text nicht im Hinblick auf eine bestimmte, zum Beispiel feministische Theorie geschrieben hast, beim Lesen ist sie präsent.

Das muß ich akzeptieren. Doch es hat mit mir nichts zu tun. Die Kritikerin Iris Radisch beispielsweise hatte das Gefühl, einen Roman mit so einem Riesenanspruch kann man doch nicht mit einem naiven Gemüt geschrieben haben.

Man kann ja auch auf verschiedene Arten lesen, entweder indem man alles ausdeutet oder mit »naivem Gemüt«.

Das ist mir mit dem Buch von Irmtraud Morgner so gegangen, »Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz«. Beim Lesen war ich 14 oder 15 Jahre alt, und ich habe es nicht verstanden. Aber das hat so gesummt in mir. Als ich das las, war ich leicht entrückt.

Von Josephas Großmutter Therese Schlupfburg wird erzählt, daß sie Bobrowski liest.

Das hat meine Urgroßmutter wirklich gemacht. Ich glaube, das lag an Ostpreußen. Das war eine ganz einfache Frau. Sie hat auch andere anspruchsvolle Bücher gelesen, aber nicht so, daß sie ein literarisches Programm abgearbeitet hätte.

Ist das der Grund für das »fraglose Begreifen« zwischen Josef und Therese?

Diese Stelle habe ich vor 12 Jahren geschrieben, und das ist mir fragwürdig, wenn ich das heute lese. Das fällt mir zumindest auf. Das ist ein Produkt dieser großen zeitlichen Distanz. Als ich das angefangen habe, kann ich mich erinnern, da sollte alles noch viel zauberischer werden, alles viel dunkler. Von der Grundstruktur bin ich ein eher depressiver Mensch. Damals war ich viel unglücklicher...

Melancholie?

Ja. Ich habe früher immer sofort an mir gezweifelt. Es ist auch im Moment schwierig, aber nicht so grundsätzlich. Die Maueröffnung: Ich will jetzt nicht sagen, daß ich in der DDR nicht hätte lesen können, was ich wollte. Da habe ich Mittel und Wege gefunden. Aber mit dieser Möglichkeit des Zugangs ist auch meine Offenheit gegenüber anderen literarischen Verfahren, Methoden und Konzepten größer geworden, zum Beispiel für experimentelle Sachen, wie sie Dieter Gräf in Köln macht. Früher in der DDR habe ich das seltener empfunden. Da habe ich mich eher auf die Seite eines Buchs oder einer Autorin gestellt. »Flugasche« von Monika Maron, das hab ich an jeder Ecke verteilt, wo ich nur konnte. Und mit späteren Büchern von Monika ist es mir nicht mehr so gegangen. Heute freue ich mich, wenn ich eine Autorin oder einen Autor kennenlerne, mit dem ich gut kann, aber es ist nicht das Entscheidende, zu wissen, wie er sich politisch orientiert oder welche Haltung er in welcher Frage hat.

Du hast seit zwölf Jahren am Text gearbeitet, was bedeutet das?

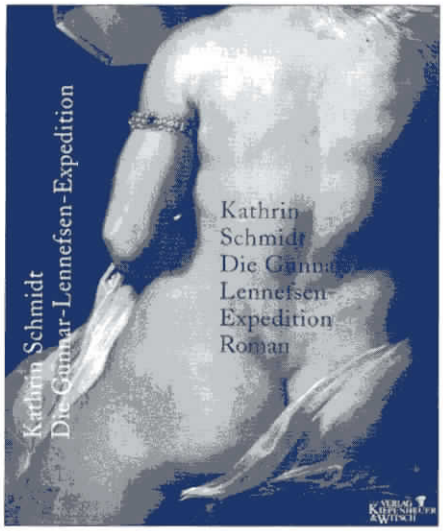
Bis ich damit anfing, war Prosa für mich nie etwas, was mir wichtig schien. Und dann habe ich in Leipzig einen Sonderkurs gemacht, 86/87, am Literaturinstitut. Voraussetzung war, daß man ein Buch publiziert hat. Man fuhr ein Jahr lang eine Woche im Monat hin und hatte alle möglichen Vorlesungen über Landwirtschaft, sozialistische Landwirtschaft, Jugendforschung, Mikrobiologie. Literarisch war im Grunde gar nichts. Außer Ralf Schröder, Sowjetliteratur. Das hat mich hundertprozentig beeindruckt. Nicht nur seine Teeflasche, in der immer brauner Schnaps drin war, sondern wie er erzählt hat. Mit der Sowjetunion hatte ich mich nie so beschäftigt, »Meister und Margarita« kannte ich, und auch Isaak Babel. Aber Ilja Ehrenburg,

... und Platonow ...

... und diese Liebe zu merken, mit der er an der erzählenden Prosa hing. Und dann sollte jeder Autor, jede Autorin ein Stück aus der eigenen Arbeit vorstellen. Und plötzlich war der Ehrgeiz da, man könnte mit einem Stück Prosa auftauchen. Ich hatte aber keine, und da habe ich praktisch den Monat bis zu dem nächsten Treffen verwendet, diesen Roman zu entwerfen. Dann habe ich dreißig Seiten geschrieben, und die sind ziemlich unverändert, wie ich sie damals geschrieben hatte, mit der Hand auf kariertem Papier.

Aber du hast den Roman damals nicht geschrieben.

Ich habe eine Stelle angetreten. Ich habe den Kurs gemacht, weil ich keine Arbeit als Psychologin gefunden habe und weil ich ein »Poesiealbum« hatte und damit zugangsbe-



Kathrin Schmidt: »Die Gunnar-Lennefsen-Expedition« Köln: Kiepenheuer und Witsch 1998, 429 S., DM 39,80

rechtigt war. Und dadurch hatte ich immer fünfhundert Mark im Monat. Danach kriegte ich eine Arbeit und hatte keine Zeit. Es tat mir leid, daß ich nicht weitermachte. Ich wurde auch ziemlich gedrängelt. Na, nach fünf Jahren hört dann auch das Drängeln auf. Ich habe erst nach dem Gedichtband 95 wieder angefangen, an dem Roman zu schreiben. Und es ist tatsächlich hintereinander weg geschrieben, konzipiert habe ich nur zwei Geschichten von Anfang bis Ende. Über Intentionen und Absichten habe ich nicht nachgedacht. Das war sehr befreiend, weil es auch eine Zeit gegeben hat, da konnte ich deswegen nichts mehr schreiben, weil ich alles in Frage gestellt habe. Zwei, drei Jahre nach der Wende habe ich nichts schreiben können. Manches in dem Buch ist auch aus Zufall entstanden, aus dem Spaß an einer Idee, an einem Wort – wenn es dann auch nicht spaßig wird. Zum Beispiel diese Filter-Folter-Rede, die ist so entstanden. Es ist auch eine Art von Erzählen, finde ich, die sich nichts vornimmt, die eben so geschieht. So ist auch meine Haltung dem Gegenstand gegenüber, nicht besonders exklusiv.

Bei Besprechungen wird öfters hervorgehoben, daß du fünf Kinder hast. Wie empfindest du das, daß es immer so betont wird?

Es kommt auf die Zusammenhänge an. Wenn es zum Beispiel Sigrid Löffler in diesem »Quartett« sagt, finde ich es eher herabsetzend. Irgend etwas finden sie nicht so gelungen, aber na ja, die hat fünf Kinder, da kann man das nicht so kritisch sehen.

Am Ende der »Gunnar-Lennefsen-Expedition« fliegt Josepha Schlupfburg mit einem Schiff aus imaginärer Leinwand nach Algerien. Sie holt dort ihre Kindheitsfreundin und deren beide Kinder weg. Ist das deine Utopie von Frauensolidarität?

An eine Utopie habe ich dabei nicht gedacht. Ich wollte einfach nicht, daß sie in den Westen fliegt. Meine Kindheitsfreundin ist allein aus Algerien wiedergekommen. Die ist nach Algerien gegangen und vermutlich unglücklich gewesen. – Das ist so eine Frage, warum schreibe ich das Buch. Wenn du sagst Utopie, dann ist das eben drin. Aber ich möchte im Gespräch nicht reinsetzen, was beim Schreiben so nicht angelegt war.

Josepha setzt sich für andere Frauen ein, für ihre Meisterin und für Ljusja Andrejewna, und beide Male scheitert sie. Zuletzt aber gelingt es ihr, ihre Freundin aus Algerien rauszuholen. Ich habe Josepha bei aller Vorsicht diesem Begriff gegenüber als positive Heldin aufgefaßt.

Aber ihr Dasein in den ostdeutschen Lebensverhältnissen ist doch etwas unbedarft, finde ich.

Sie ist ja noch jung.

Ich finde es nicht anstößig, daß sie unbedarft ist.

Und wie geht es dir, wenn jetzt Feministinnen kommen, so wie ich, und anfangen, das Buch zu vereinnahmen?

Mir würde das eher gut gefallen. Obwohl ich so ein bißchen denke, daß ich das gar nicht erfüllen kann. Ob es da nun Utopisches gibt, ich weiß gar nicht, ob das wichtig ist.

Kathrin Schmidt, geboren 1959 in Gotha, Diplompsychologin, Redakteurin, jetzt freiberuflich. Lebt in Berlin.

Unauf dr

Mit ihrem Erzählungsband »Sommerhaus, später« landete Judith Hermann den Überraschungserfolg des letzten Bücherherbstes: DIE ZEIT nannte es »ein fulminantes Debüt, das Anlaß gibt zu großer Hoffnung«, die Neue Zürcher attestierte der 28jährigen »große Virtuosität« und selbst Literaturpapst Reich-Ranicki zeigte sich im Literarischen Quartett »tief berührt« von ihrem Buch. Für *weibblick* hat Karin Nungeßer die Erzählungen gelesen und die Autorin in Berlin besucht.

Ein großes, fast bücherleeres Zimmer im dritten Stock, irgendwo im Prenzlauer Berg, wo die gebürtige Westberlinerin seit drei Jahren lebt: Der Himmel ist grau, es wird früh dunkel, Judith Hermann hat Kerzen angezündet und macht nebenan Kaffee. Ein Laptop auf dem schweren Holztisch und ein schmaler Streifen Papier an der Wand sind die einzigen Hinweise auf ihr Schreiben: DIE BALI-FRAU steht darauf, nichts weiter.

Es ist der Titel einer ihrer Erzählungen, und er ist ebenso seltsam und lakonisch wie die Geschichte, die sich dahinter verbirgt: Erzählt werden die Ereignisse einer Nacht, der Besuch eines eskalierenden Volksbühnen-

inglich erschrieben

fests und eine Verführung, die nicht wie geplant im Bett eines berühmten Regisseurs, sondern in dessen Küche bei seiner angestrengt Blondinen-Witze erzählenden balinesischen Ehefrau endet. Es ist die Geschichte zweier Frauen und eines Mannes, die sich regelmäßig abends treffen, um irgendwo hinzugehen und Spaß zu haben, und die deshalb nicht unbedingt mehr voneinander wissen wollen als das Offensichtliche. Es ist eine verstörend schöne Geschichte über Liebe und Freundschaft in den späten Neunzigern, und sie steckt voller Poesie.

Geschrieben hat Judith Hermann die Bali-Frau zusammen mit acht weiteren, ähnlich verschlungenen Erzählungen vor einem knappen Jahr. Es folgten Lesungen, Interviews, Fernsehaufnahmen – der ganze Rummel, der dazugehört, seit erfolgreiche AutorInnen nicht nur gute Bücher schreiben, sondern sich auch öffentlich präsentieren müssen, um sie zu verkaufen. Und weil Judith Hermann das eine ebenso kann wie das andere, schiebt sie höflich das Laptop beiseite, um Platz für die Kaffeetassen zu schaffen, setzt sich in den bereitgestellten Lehnstuhl und fängt an, von ihrer Rede zu erzählen, an der sie gerade sitzt.

Sie tut es mit derselben ruhigen Souveränität und Nachdenklichkeit, mit der ihre Geschichten von der Vergänglichkeit, von vagen Glücksmomenten und längst verloren geglaubten Hoffnungen erzählen; spricht über das »zwischenzeitliche, zeitweise Glück« und das plötzliche Erwachsenwerden, das der Erfolg ihres Buches für sie bedeutet. Den mit zehntausend Mark dotierten Förderpreis des Bremer Literaturpreises, der ihr gerade zugesprochen wurde, möchte sie deshalb vor allem als »Risikovorschuß« verstanden wissen: Als etwas, womit das Ende ihrer eigenen Geschichte wieder offen werde.

Ein bißchen Interview-Routine klingt durch in solchen Sätzen. Wenn sie dennoch glaubwürdig wirken, dann weil Judith Hermanns Erzählungen in einer Weise authentisch sind, die jenseits aller Nabelschau-

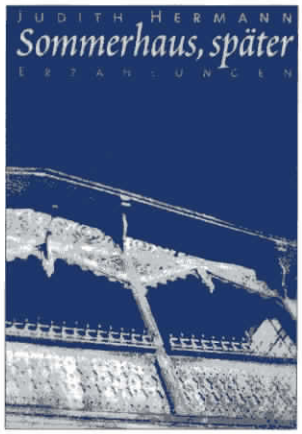
Judith Hermann, Foto: Ekko von Schwichow

Attitüde liegt. Das macht die Qualität dieser Prosa aus und ist gerade deshalb so schwer präzise zu verorten: Eine Authentizität der Stimmungen und der Stimmigkeit von Situationen, die spürbar erfahren und unaufdringlich erschrieben ist.

»Irgendwie inzestuös,« sagt sie, nenne ihr Vater die Nähe zwischen ihr und ihren Geschichten, die alle in den späten Neunzigern spielen, an Orten, die sie kennt: Im Berliner Osten zumeist, im Taxi auf der Frankfurter Allee, in einem Café am Helmholtzplatz, besuchsweise auch in den brandenburgischen Dörfern diesseits der Oder. In Feuilletonkreisen wurde sie deshalb zunächst als Ostdeutsche gehandelt, was sie »total gefreut hat«. Vor fünf Jahren hat sie angefangen, im Osten zu arbeiten, ist über eine Liebe in einen Ostberliner Freundeskreis gerutscht und fühlt sich dort seitdem »sehr geborgen«.

Doch nicht nur in dem, was sie erzählt, sondern auch wie sie es tut, haben ihre Erzählungen erkennbar von dem profitiert, was Judith Hermann erlebt hat: Acht Jahre hatte sie Zeit, sich auszuprobieren, hat gejobbt, nebenbei ein paar Semester Germanistik und Philosophie studiert, Theater gespielt, Merchandising für eine Band gemacht, ein bißchen Klavier studiert, eine Ausbildung als Journalistin absolviert und dabei »nicht ganz, aber ähnlich« unfertig gelebt wie ihre Figuren. Erst im Nachhinein, sagt sie, erkenne sie selbst so etwas wie einen roten Faden darin: »Es hatte alles viel damit zu tun, sich das Leben so offen wie möglich zu halten und dabei irgendwie künstlerisch zu arbeiten, musikalisch oder am Theater«.

Vielleicht gerade weil sie zum Schreiben erst relativ spät gekommen ist, bildet diese Erfahrung einer unbestimmten Suche, die weder blind noch zielgerichtet ist, den Grundton ihrer Erzählungen: Sie schafft eine Offenheit für Geschichten, die nicht erklärt, wohl aber erzählt werden können. Obwohl konkret und äußerst präzise in den Details, bleibt vieles dabei im Vagen, Unbenannten – allem voran die Motive der handelnden Figuren, die so widersprüchlich und rätselhaft sind wie ihre Geschichten: In einem heruntergekommenen Hotel in New York schenkt ein alter Mann einem wildfremden Mädchen einen Rekorder und jede Menge seiner Lieb-



lingskassetten, obwohl er weiß, daß sie am nächsten Morgen abreisen wird – warum? Wieso ist der Kauf einer 80.000 DM-Ruine im brandenburgischen Canitz für den Taxifahrer Stein »eine Möglichkeit, eine von vielen«, und weshalb restauriert er sie erst und verschwindet dann? Was treibt eine bettlägerige, alte Frau dazu, ihrem tristen Leben ausgerechnet mit einer spektakulär in Szene gesetzten Selbstverbrennung ein Ende zu setzen? Rache? Wut? Das Fehlen von Alternativen? Judith Hermanns Erzählungen geben nicht vor, die Antworten zu kennen. Sie kreisen behutsam um die Fragen, nähern sich den Geschichten ihrer Figuren an und hüten sich, mehr davon preiszugeben als die Figuren selbst.

Dieser sorgfältige Verzicht auf Zuschreibungen und falsche Eindeutigkeiten, diese klug kalkulierte Mischung aus Empathie und Distanz – ist das »weibliches Schreiben«? Auch wenn Judith Hermann mit dem Begriff wenig anfangen kann (»Eher unweiblich« möchte sie schreiben, weil sie glaube, daß »weibliches Schreiben eher in Gefahr gerät, zu sentimental zu sein, zu emotional, zu kitschig«), trifft er auf ihre Erzählungen zu (und nicht zufällig besser als auf die meisten Titel der sogenannten »Frauenliteratur«!): Ihre Texte bleiben bis in den einzelnen Satz hinein in Bewegung und schaffen, ohne unpräzise oder bloß beliebig zu sein, Raum für vieles, was sich der Wahrnehmung gemeinhin entzieht – für das Ungesagte, Nicht-Erklärbare, das Unspektakuläre. Das macht die unaufdringliche Intensität dieser Erzählungen aus und erzeugt den seltsamen Sog, in den man beim Lesen unweigerlich gerät.

Natürlich ließe sich dagegen einwenden, daß nichts davon spezifisch weiblich, sondern lediglich ein Charakteristikum jeder guten Literatur ist. Doch auch wenn die Theoretikerinnen des »weiblichen Schreibens« – allen voran Hélène Cixous – letzteres keineswegs bestreiten würden, weil die Praxis einer écriture féminine für sie nicht zwingend an das biologische Geschlecht der Schreibenden gebunden ist, geben gerade Judith Hermanns Erzählungen eine Idee davon, warum der Begriff gleichwohl nicht beliebig gewählt ist: In fast allen ihren Geschichten sind es Frauen, die erzählen und im Erzählen einen Weg zu sich selbst suchen – spielerisch wie Nora und Christine neue, andere Lebensgeschichten für einander entwerfen, oder sich von einem Zuviel fremder Geschichte befreien wie die namenlose Ich-Erzählerin der Roten Korallen.

Sie habe sich, sagt Judith Hermann, nie darüber Gedanken gemacht habe, ob es für ihr Schreiben wichtig sei, eine Frau zu sein. Ohnehin sei sie »absolut unpolitisch« und habe ihr Buch geschrieben ohne jede Vorstellung »von dem Leser oder mir selbst im Schreiben oder meiner eigenen Geschichte«. Das mag man für ein bißchen naiv halten, und doch liegt auch darin der Reiz ihrer Geschichten: Daß sie nichts beweisen, nichts illustrieren, sondern einfach und genau erzählen wollen.

Wie ihre eigene Geschichte weitergehen wird, weiß Judith Hermann im Augenblick selbst noch nicht genau: Eine »bestimmte Orientierungslosigkeit« sei nun vorbei, seit feststeht, daß sie weiterschreiben wird – am liebsten wieder Erzählungen. Zwei davon hat sie im letzten Sommer noch fertiggestellt, bevor der ganze Rummel losging, und gleichzeitig auf Anraten ihres Lektors einen längeren Text begonnen, den sie noch nicht recht »Roman« nennen will. Doch auch wenn sie mittlerweile das Placet ihres Verlages zu einem zweiten Erzählungsband hat, eine Fortsetzung von »Sommerhaus, später« wird es trotzdem nicht geben, das weiß sie selbst am besten: Zuviel hat sich seitdem verändert, in ihrem Leben wie in ihrem Schreiben – das sei der Preis eines erfolgreichen Debüts, »Verlust der Unschuld« nennt sie ihn spontan. Ein Grund zur Trauer? Nicht unbedingt – für eine Frau mit Judith Hermanns literarischen Qualitäten eher ein guter Ausgangspunkt, um sich von neuem schreibend auf die Suche zu begeben.

Feyrer oder Wie sie die Dinge sieht

von Petra Welzel

Gundi Freyer, Foto: Maria Ziegelböck

Es ist eine schöne, verrückte Welt, in der die Schriftstellerin Gundi Feyrer lebt – jedenfalls, wenn man sie aus ihren Perspektiven betrachtet. Und man kann gar nicht genug davon bekommen

Früher mußten Stadtschreiber pingelig genau Buch darüber führen, was in ihrer Stadt so passierte, was die Bürgerinnen und Bürger so trieben, auch gegen- und miteinander. Im Mittelalter zählten sie zu den wenigen, die überhaupt schreiben konnten. Die anderen, die das konnten, waren Mönche und Nonnen, aber die vergeistigten hinter Klostermauern und hatten keinen blassen Schimmer, was downtown so abging. Stadtschreiber waren so etwas wie eine wandelnde Chronik, ein lebendes und wachsendes Tagebuch. Sie waren wichtig, vor allem für Stadtherren und ähnliche angesehene Menschen, die in die Annalen von Geschichtsbüchern eingehen wollten.

Stadtschreiber gibt es heute noch, aber sie finden höchstens noch Platz in einer Randnotiz im Lokalen. Kein Schröder würde mehr nach seinem Chronisten krähen. Die haben ja jetzt uns, die Journalisten, und darunter immer den einen oder die andere, die ihre Druckfahnen in seinem Wind wehen lassen. Deshalb können Stadtschreiberinnen, wie Gundi Feyrer gelegentlich eine ist, aber nun auch so wunderbare Sätze formulieren wie diesen: »Eine Stadt beginnt nicht und aber sie ist das kaum merkbare und leise Zusammendastehen ihrer Häuser und im Schnee.« So fängt es an ihr Grazer Tagebuch »Auswendige Tage«. 1995 hatte sie die Stadt für ein Jahr eingeladen, ihr eine schöne große Wohnung zur Verfügung gestellt, nur damit sie über die Eitle, wie sie so kokettierte in ihrem steinernen Kleid, schreibe.

Herausgekommen ist ein atemloses Stück unerträglicher Leichtigkeit an der Last des Alltags in einer mittelmäßig aufregenden Stadt, als wäre die Stadtschreiberin durch die Gassen und Straßen gepest, um den Streckenrekord von 365 Tagen eines Jahres auf die Hälfte der Tage zu reduzieren. Keinen Tag länger als nötig – Graz. Ihr Urteil ist hart: »Strassen, die nichts Tragendes haben (eher das Gefühl ICH müsse hier die Strassen tragen)«, oder: »In Paris führen sich die Männer eher wie kleine Böckchen auf, die lustig herumspringen, und hier eher wie überzüchtete Bullen ...«. Muß man noch mehr sagen? Auf den Ausgehpisten kein Pep, die Männer unerotisch, und selbst intellektuell ist in Graz scheinbar nichts zu holen: »Wissen Sie, es soll hier Dichter geben, aber ich treffe keine. Offensichtlich wollen auch die Grazer Dichter mich nicht treffen. Warum ich noch hier bin? Geld.« Wer weiß, wer die nächste Wohnung bezahlt.

Gundi Feyrer, 1956 in Heilbronn am Neckar geboren, gehört zu den jüngeren deutschsprachigen Schriftstellerinnen, die mit ihrer Sprachgewalt und -beherrschung auffällt, aber dennoch nur wenigen bekannt ist. Auch ihre Teilnahme am Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb mit anschließendem 3-Sat-Stipendium 1995 verhalfen ihr nicht zum

Durchbruch. Bis heute verlegt hauptsächlich Barbara Wien mit ihrem kleinen Berliner Verlag ihre lyrische Prosa (oder prosaische Lyrik) in ebenso kleinen, aber feinen Ausgaben. Dabei war der Auftakt vielversprechend: Von 1978 bis 1980 Kunststudium an der Akademie der Bildenden Künste in München, von 1980 bis 1984 an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Zu Feyrers Zeichen werden: Illustrationen, Zeichnungen, die bisweilen ihre Gedicht- und Essaybände durchziehen, Objekte, Zeichentrickfilme, Videos und Performances. Es folgen zahlreiche Literatur- und Arbeitsstipendien.

»Die Watte der Gedanken« von 1989 ist eines ihrer frühen Werke, in denen sie sich sich noch hinter einem »wir« versteckt oder auf einer Metaebene reflektierend mit Worten und ihrem wörtlichen Sinn spielt. »Pfähle pfählen und etwas, das nicht da ist, fehlt./ Das Fehlende macht sich bemerkbar indem es fehlt«, schreibt sie in »Das Fehlen«. Und es fehlt tatsächlich etwas, im zweiten Satz das Komma. Sich über Rechtschreibung und Grammatik hinwegsetzend, pendelt sie ihre Worte zwischen Gedicht und reinem Sprachspiel aus, ist manchmal tiefsinnig, geradezu philosophisch, um gleich wieder fast kindlich zu sein: »ein loch ist luft mit rändern«. Es ist nicht nur dieses Unentschiedene, das Ernste und Leichte in diesen Zeilen, sondern auch die dazugehörigen kinderartigen Zeichnungen, ihre durch magische Linien verbundenen Strichfiguren und -katzen, die einen gelegentlich an die geschriebenen und gezeichneten Kopfgeburten Unica Zürns erinnern.

Und: »Die Watte der Gedanken« läßt einen windelweich zurück, sanft aufkommen auf dem Boden. Wörter müssen erstmal wieder ihrer eigentlichen oder doch nur vermeintlichen Begrifflichkeit zugeordnet werden. Gewogen in Watte lösen sich die so festen Bedeutungen auf, sind plötzlich zwei-, drei-, vieldeutig.

Von 1992 bis 1994 lebte Feyrer in Paris, 1995 wie gesagt in Graz und seit 1996 nennt sie Madrid ihr Zuhause. »Sie hält's in Deutschland nicht aus«, sagt ihre Verlegerin, und auch: »Ihre Schreiberei lebt von dem, was sie erlebt.« Sie müsse eben auch unterwegs sein. Feyrer – oder zumindest ihre Sprache – ist in diesen Jahren gereift. Aus dem »wir« wurde ein ständig präsentes »ich«. Feyrer erzählt nun Geschichten aus der Welt der Dinge und Menschen, wie sie sie sieht. Löcher, Pfähle, Pfahlbauten, Leerstellen, Vorstellungen, Orte, Plätze oder die Wurst, um die es geht, sind weiterhin Worte, mit deren Begrifflichkeit sie spielt. Eine Rose ist keine Rose und auch beim dritten Lesen nicht einfach eine Rose. Manche ihrer Bilder in ihrem jüngsten Band »Die Beseitigung der Bilder und andere Essays« (Berlin 1998) lesen sich wie eigenwillige Interpretationen altmeisterlicher Gemälde. Im Rausch einer durchzechten Nacht greift ihr etwa ein Mann, auf dessem Schoß sie sitzt, an die Brust um mit der anderen Hand zu prosten, wie weiland Rembrandt als »Verlorener Sohn« im Dresdner Doppelselbstbildnis mit seiner Frau Saskia.

Dann wieder schaut sie ganz genau hin: »Und dann:/ geht einer pissen und verfolgt Flüsse auf Strahlen./ Aneinandergereihte Serien von Eicheln, Werten und/ Worten. Vergleichende Finger, auf der hölzernen Leiter/ der Vorstellungen, die aus den Bildern heraus und in/ neue Bilder hinein, führen./ Und dann: halten wir alle eine Weile den Mund«. Feyrers Satzgebilde lassen immer einen Spielraum für eigene Assoziationen, für neue und eigene Bilder. Sie besteigt Bilder, um sie auf einer Halde wie Kohle abzubauen und vom Ruß festgeklebter Bedeutungen zu befreien.

Wie eine impressionistische Malerin versucht sie, erste Eindrücke, ihre unmittelbaren Seherlebnisse festzuhalten. So wie die Natur und die Palette der Impressionisten kein Schwarz und Weiß kannte, haben Feyrers Bilder keine schwarz-weiß malerische Ordnung. Gegenstände, Menschen, Worte, Situationen und Gedanken, alle münden in einem einzigen Augenblick wie die Farben in einem Monetschen Heuhaufen in der Mittagssonne. Und immer wieder ist es die Stadt, die ihr den Stoff liefert: »Dann kommen Indien, Wohnungen aus Messing und Fernseher im Kleid der philippinischen Hausmeister, die mit Lappen voller Gerüche und aller Zeiten um sich schlagen. Viele Ichs und deren Gehilfen, die wie Türen, wackelige Tische und Wege aussehen, und die sich um jeden herumwinden: ein Kopf und sie treffen einen Kopf, trifft jeder alles, weil kein Kopf und kein Ball nie nichts trifft, wenn er geworfen wird. Ich beginne mit leeren Händen zu schwimmen, lasse mich irgendwo nieder und nehme die ganze Stadt in meine steinigen Hände, als sei sie eine Cafetasse. Ich erblicke Kacheln an einer Wand und mehrere Männer verwandeln sich in Straßenteer: stehend in einer Bar, sammle ich die Wege das Draußens und Drinnens in meiner Tasche, die mein Blick ist und der auf den Rücken der Straße springt.«

Das Bassin, in dem Feyrer hier schwimmt, ist Paris. Könnte sie dort unter den herumspringenden Böcklein nicht auch mal jemand Stadtschreiberin sein lassen?

Text: Saskia Draxler
Bilder: Stefan Boness

La Grande Vie

Wie lebt man das große Leben im Knast? Über ein Theaterprojekt mit inhaftierten Frauen

»Zwei Wege Ordnungs- und Urteilssysteme zu durchbrechen: die Ausbildung eines geistigen, imaginierten Raumes (Kunst) oder die Überschreitung der Verbote (Verbrechen)...«
Marlene Charell in »LA GRANDE VIE«

Serienkiller, Mafiabosse, Wirtschaftskriminelle, Waffenschmuggler, Kinderschänder ... An Darstellungen von Gewalttaten, die durch Männer ausgeführt werden, besteht in den Medien kein Mangel. Demgegenüber erfährt man dort wenig über Straftaten von Frauen. Sie tauchen in erster Linie als Mithelferinnen, Mitwisserinnen, vor allen Dingen aber als Opfer auf. Jenseits der seriösen Berichterstattung gibt es das Faszinosum der Anstaltsfrauen, d.h. Frauen unter repressiver Obhut (von der RTL-Serie »Hinter Gittern« bis hin zu Pornos mit Titeln wie »Lesbenknast« oder »Frauengefängnis«). Dort gilt die Regel: Je aufmüpfiger die Insassinnen, desto größer die Befriedigung der Allmachtsphantasie, sie letztlich unter Kontrolle zu haben.

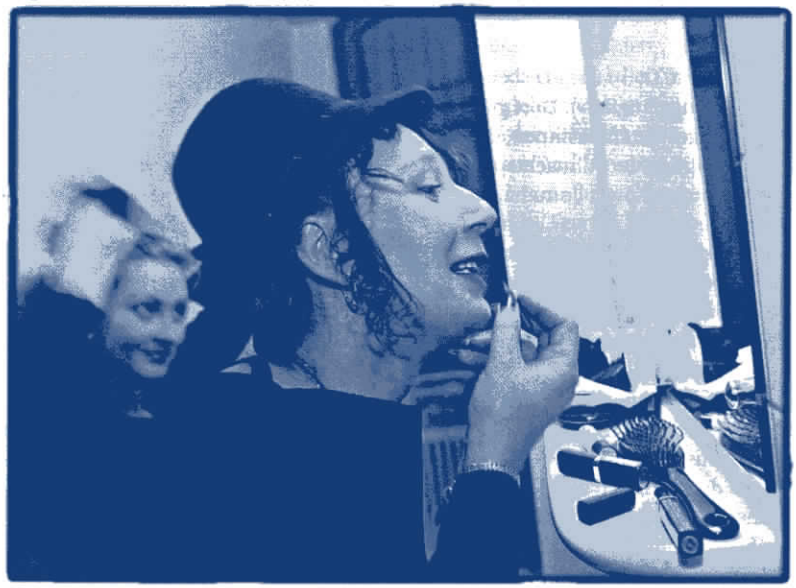
Faktisch beträgt der Anteil von Frauen im Strafvollzug in Deutschland weniger als 4%. Die Delikte liegen meist im Bereich der Drogen- und Beschaffungskriminaltät. Bei den Frauen ohne Drogenproblematik überwiegen kleinere Vermögensdelikte, die oftmals den Charakter ungeschickter Verzweiflungstaten haben und eher aus Überlebensangst verübt werden, als aus der Lust, sich zu bereichern. Sie entsprechen sogar häufig dem Rollenbild der Frau als Schuldentilgerin und Ernährerin der Familie.

Woran liegt es, daß Frauen so wenig spektakuläre Gangstergeschichte machen, während andererseits sich Berichte über abweichendes Verhalten von Frauen in den »eigenen vier Wänden« häufen? Heimlicher Alkoholismus, Tablettensucht, Magersucht, Selbstverletzung, scheinbar typisch weibliche Strategien zur Konfliktbewältigung, sind Gewaltmanöver, die der Gesellschaft keinen Schaden zufügen, sondern gegen die eigene Person gerichtet sind.

Gibt es eine spezifisch »weibliche Aggressivität«, jenseits von masochistischer Selbstzerstörung? Und zwar jenseits von Phantasmen wie dem der grausamen Frau (der Kindsmörderin), der tyrannischen Mutter, der Domina...?

v.l.n.r: Textprobe mit Marlene Charell, Angel, Antonia und Schwarzer Rabe

Regisseurin Gudrun Herrbold (li.) bei den Proben mit Antonia und Schwarzer Rabe



Anastasia (li.) und Antonia beim Schminken

Frauen werden, so scheint es, in unserer Gesellschaft dazu erzogen, Wut und Verachtung als Abwehrmechanismen von Ängsten nicht – wie Männer – auszuagieren, sondern gegen sich selbst zu richten. Sind sie also nicht in der Lage zerstörerische Energien kreativ umzusetzen? Dem entspicht das als natürlich erachtete Gegensatzpaar passiv/aktiv in das sich die Rollen von Frau und Mann nach gängigen Klischees aufteilen ließen.

In philosophischen Diskursen (denen von Freud und Lacan etwa) existiert die Frau als Negativ, Gegenteil, Kehrseite, Mangel ..., als Projektionsfläche, als Ware für den Austausch unter Männern. Wären Neid und Rivalität demnach typisch weibliche Verhaltensweisen, Solidarität unter Frauen selten?

»La femme n'èxiste pas« sagt Lacan, sie sei ein phantasmatisches Konstrukt, ewiges Scheitern, komische Fehlleistung, Maskerade hinter der sich nichts befindet. Frauwerden bedeute verschwinden, meint Deleuze. Soweit so gut. Es gibt Frauentoiletten. Frauenfrisöre, Frauenmode, Frauentage in Saunabädern. Es gibt Frauenbeauftragte, Frauengefängnisse und Frauenmörder. Gibt es Frauen? lautete als Frage der größte gemeinsame Nenner unseres Theaterprojekts mit inhaftieren Frauen in der Justitzvollzugsanstalt Berlin Lichtenberg, das sich zur Aufgabe nahm, die genannten Motive und gängigen Klischees spielerisch zu untersuchen, im Sinne eines Perspektiven- bzw. Rollenwechsels (Rollen übernehmen und Rollen ablegen), der auf einer Theaterbühne möglich ist. Vorbereitet durch ein Körper- und Schauspieltraining (angeleitet von der Performance-Künstlerin Anna Teresa Scheer) haben wir (die Regisseurin Gudrun Herrbold und die Autorin Saskia Draxler), anhand von Improvisationen, mit den Haftinsassinnen Szenenmaterial gesammelt und zu einem Stück mit dem Titel LA GRANDE VIE (Das Große Leben) montiert. Anders als mit einer festen Vorlage, war es so möglich, ihre persönlichen Geschichten in die Stückentwicklung einzubeziehen. Angeregt durch knappe Vorgaben und Fragen (erinnere ein Foto, was machst du zuerst, wenn du raus kommst?...), entstanden lebendige Erzählungen über ihren Alltag, ihre Lebens- und Denkweisen, Wünsche und Hoffnungen. Für den Auftritt in der Öffentlichkeit, (das Stück wurde im Dezember 1998 dreimal in der Haftanstalt gespielt, mit Publikum von »drinnen« und draußen»), hatten sich die Spielerinnen fiktive Namen und Biografien gewählt.

Probeszene mit Anastasia (oben)

Schauspieltraining, im Vordergrund Schwarzer Rabe (unten)

Sigrid Lessing (42), die seit zwei Jahren inhaftiert ist und voraussichtlich noch eine Freiheitsstrafe von 10 Jahren hinter sich bringen muß, erzählte uns von ihrer Leidenschaft für Pferde, ihrer Hutsammlung und von ihrer dritten Ehescheidung, die sie hofft bald »durchzukriegen«. »Helfen tut dir keiner, wenn du dir nicht selbst helfen kannst ... Viele hier geben sich auf, ich nicht. Ich hab mich nicht aufgegeben.« Sigrid Lessing hat sich vorgenommen im Knast BWL zu studieren. Im Stück spielt sie die geheimnisvolle ANGEL mit Hut und Schleier. In einer Hutschachtel bewahrt sie ihren »kostbarsten Besitz« auf, eine Haarsträhne ihrer Tochter, die die beiden zusammen verbrennen wollen, wenn sie entlassen wird.

Pavlina Antonia Londonova (genannt »Toni«), ebenfalls seit zwei Jahren wegen Scheckbetrugs und Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz inhaftiert, engagiert sich in der Insassenvertretung dafür, daß die Trennscheiben im Besucherraum, die Drogenübergaben verhindern sollen, abgeschafft werden. »Was hier fehlt, ist Nähe. Deswegen knuddeln wir hier auch so viel, und viele Frauen, die draußen mit Männern zusammen sind, suchen sich Freundinnen.« Toni ist als 14jährige mit ihren Eltern von Prag nach Berlin gekommen. Hier hat sie schnell die berühmte Discothek »Sounds« in der Genthiner Straße entdeckt. »Da fing mein Leben an«, so Toni, »das war 'ne tolle Zeit und ich bereue gar nichts.« Toni nimmt an dem Programm »Therapie statt Strafe« teil und wird bald entlassen, um sich in eine betreute Wohngemeinschaft der Drogentherapieeinrichtung »Release« zu begeben. Für sie war klar, daß sie auf der Bühne sie selbst sein will, wenn sie erzählt, wie sie einem Freier 600 DM aus der Tasche zieht oder wenn sie ein selbstverfasstes Gedicht vorträgt:

Nach zehn Monaten U-Haft

Mit hohlen Augen tritt der Morgen über die nächtliche Schwelle meiner Gedanken
Pocht mit harter Hand an die verschlossene Tür meines Mundes
An den Gitterstäben, die meine Schatten auf die blinden Fensterscheiben zeichnen, scheuert der Blick sich wund
Ich weiß, ich werde meine Freiheit für lange Zeit verlieren
Kaum wage ich das zu sagen, aber glaubt mir: Ich bin einigermaßen glücklich ...

Die 26jährige Anna Samoilova hat sich dagegen nach ihrer Lieblingsgestalt in der Geschichte, ANASTASIA II, benannt. Sie ist Königin. Und sie liebt Rußland. 1995 kam sie mit einer Freundin nach Berlin, in der Hoffnung auf ein besseres Leben, als im weißrussischen Brest, aus dem sie stammt. Anna, die Tanzen und Singen gelernt hat, möchte Schauspielerin werden. Doch wenn sie entlassen wird droht ihr zunächst die Abschiebung. Einen Antrag auf Halbstrafe, die ihr gewährt würde mit der Klausel, daß sie bis zum Lebensende nicht mehr in einen EG-Staat einreisen darf, hat sie, Dank der Beratung durch ihre Haftbetreuer, nicht unterschrieben.

Seit 8 1/2 Jahren »immer mal wieder« wegen Beschaffungskriminalität im Knast ist Natascha Nagel, 34 und seit dreizehn Jahren heroinabhängig. Wenn sie nicht inhaftiert ist, schlägt sie sich mit Handtaschendiebstahl in Kaufhäusern durch. Kaufhaus, Dealer, Knast ist eine Lebensstruktur, die trägt und ein Netz von gewachsenen sozialen Kontakten beinhaltet. Natascha denkt und spricht schnell und hat viel schwarzen Humor. Nachdem sie für ein paar Wochen wegen eines Krankenhausaufenthaltes an den Proben nicht teilnehmen konnte, brachte sie uns ein Döschen mit, das rasselte, wenn sie es hin- und herschwenkte und das ihre herausoperierten Gallensteine enthielt. Ihre Name in LA GRANDE VIE ist SCHWARZER RABE: »Immer da, wos wat zu elstern jibt.«

Theaterarbeit, die über das herkömmliche Verfahren der Denkmalpflege von Klassikern hinausgeht, muß neben der ästhetischen soziologische, politische und psychologische Wahrnehmung einschließen. Theaterarbeit kann für Mitwirkende und Zuschauer therapeutische Funktion haben. Sie ist, wie alle Kunst, Sozialarbeit. In einem Frauengefängnis herrschen quasi künstliche Bedingungen. Dort sind, gebündelt fast wie in einem Theaterraum, Verhaltensweisen zu beobachten, die in der Gesellschaft »draußen« ebenso vorkommen: Knast als gesellschaftlicher Mikrokosmos. Das Konzeptteam schloß sich von den »Untersuchungen« nicht aus. Während der Improvisationsarbeit hatten wir Gelegenheit, die eigenen Bilder von Weiblichkeit und die eigene (weibliche) soziale Intelligenz zu überprüfen und zur Debatte zu stellen. Intensiver als im professionellen Theaterbetrieb waren wir gezwungen, unsere persönlichen Voraussetzungen zu thematisieren: Wie mit den eigenen Faszinationen umgehen, wie mit den Empfindungen von Anziehung und Abstoßung, die sie begleiten? Welchem Gefühlskreislauf gehören unsere spontanen Solidarisierungstendenzen mit den Häftlingsfrauen an? Ist das Pathos, durch das man sich den Ausgegrenzten verbunden fühlt, umgeleitete Aggression, die aus eigener Identitätslosigkeit und Benachteiligung herrührt? »Sich Mühe geben allein nützt gar nichts. Angesichts der unmenschlichen Situation, bleibt einer selbstbewußten Frau nur übrig, den Schwierigkeitsgrad ihrer Künste zu erhöhen.«, sagt Angel in LA GRANDE VIE.

Rahmen der Aufführung ist das Szenario eines Tanzwettbewerbs, dessen erster Preis die Erfüllung des Lebenstraums des Siegerpaares ist. Das Fehlen von männlichen Mitspielern führt in eine Wartesituation, die schließlich von den Frauen überwunden wird. Marlene Charell beschreibt dies so: »Das Solo ist der Ausgangspunkt eines jeden Tanzes. Seine Spannung entsteht aus der Möglichkeit, daß die Tänzerin die Gegenwart eines Abwesenden verkörpert. Wie unseren bezaubernden Kandidatinnen geht es uns allen immer wieder, ja geht es vielen, vielen Millionen Menschen auf der ganzen großen weiten Welt eigentlich ständig: WIR WARTEN AUF EINEN MANN ... UND ER KOMMT NICHT ... «.

Eine Freud-Travestie, ganz im Sinne Judith Butlers, bildet eine Art Entree. Kernstück des Abends ist eine ausgedehnte Folterszene, in der die Spielerinnen den Fragebogen aus dem FAZ-Magazin beantworten müssen. Und SCHWARZER RABE (Natascha Nagel) läßt die Zuschauer an einem Selbstversuch teil-haben: Schaffe ich es, mir eine Aufnahme von »Peter und der Wolf« mit Romy Schneider anzuhören, ohne dabei bekloppt zu werden ...

Pusteblume

Cornelia Maul von der Buchhandlung »Pusteblume« für Frauen und Kinder in Dresden empfiehlt Kinder- und Jugendbücher:

Bücher, die Lust auf den Frühling machen

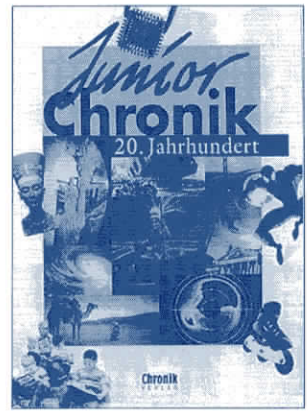
Drei wunderschöne Klappbilder-Bücher, um kleineren Kindern die Schönheit des Frühlings und die Freude an der Natur nahezubringen, sind im Verlag Beltz & Gelberg erschienen. Jeweils eine Tierfigur – Häschen, kleiner Tiger und kleiner Bär – sät im Frühjahr etwas in seinem Garten aus: Radieschen, Sonnenblumen oder gar duftende Blumen, um Schmetterlinge anzulocken. Zuerst scheint die Erde noch kahl, doch unter den Klappen können die Kinder schon das rege Leben unter der Erde beobachten. So werden sie nicht ungeduldig, wenn es mit den ersten grünen Spitzen etwas länger dauert. Regenwurm und Marienkäfer erklären, was im Garten mit den kleinen Pflänzchen vor sich geht . Und der Clou: In jedem Buch sind echte Samen, sodaß die kleinen Gärtner und Gärtnerinnen gleich alles selbst ausprobieren können.

Axel Scheffler, Kate Petty: »Rosi pflanzt Radieschen, Sam pflanzt Sonnenblumen, Ben und sein Schmetterlingsgarten«, ab 4 Jahre, Verlag Beltz&Gelberg, jeweils 16 vierfarbige Seiten mit Klappen, Pop-Ups und Samen, je 16,80 DM

Eine Buchreihe zur Überlistung von Lesemuffeln

...wurde trick- und erfolgreich vom Ravensburger Buchverlag ersonnen. Wir können es versichern: Bis jetzt haben die Bände noch jedes lesefaule Kind vom Fernseher oder PC weggelockt. In jedem Buch steckt eine spannende Geschichte, und der Leser wird zur Hauptfigur darin, denn er muß auf jeder Seite entscheiden, wie er den 1000 Gefahren begegnen will und wie es weitergehen soll. So kann man das Buch mehrere Male »durchspielen«, erlebt andere Abenteuer und besiegt alle Gefahren – oder auch nicht. Im inzwischen 8. Band der Reihe, der »Gefährlichen Zeitreise«, stößt der Leser auf dem Dachboden auf eine vergilbte Fotografie seiner Mutter, auf dem sie so alt ist wie er jetzt. Plötzlich bewegt sich das Mädchen auf dem Foto, und er ist mit im Bild. Natürlich will sie wissen, wer er ist. Soll er vorgeben, erst vor kurzem hierhergezogen zu sein, oder sagt er die Wahrheit? Nur die richtige Entscheidung führt am Ende zurück in die eigene Zeit. Die Bände sind nicht zu umfangreich, in lesefreundlicher Schrift gedruckt und farbig illustriert.

Adele Read: »Gefährliche Zeitreise«, ab 8 Jahre, Ravensburger Buchverlag, 64 Seiten, 14,80 DM



Das Erlebnis Geschichte

Anläßlich der Jahrtausendwende erschienen schon viele obskure Bücher – Die »Junior-Chronik 20. Jahrhundert« allerdings ist empfehlenswert. Das Werk, für Kinder zwischen 8 und 14 Jahren konzipiert, präsentiert Geschichte interessant und überzeugend, nämlich chronologisch. Jedem Jahr sind zwei Doppelseiten des großformatigen Nachschlagewerks eingeräumt. Eine Zeitleiste am Rand zeigt auf einen Blick, wo in diesem Jahrhundert man sich gerade befindet. Jedes Jahr hat ein optisch herausragendes Schwerpunktthema, das durch Grafiken und Fotos anschaulich gemacht wird. Farbig unterlegte Info-Boxen, ein Kalendarium in Form eines Faxes und viele weitere spielerische grafische Elemente machen an jeder Stelle des Buches Lust zum Einsteigen. Zusätzliche Doppelseiten zu Themen wie Luftfahrt, Umwelt, Computer oder Holocaust zeigen größere Zusammenhänge. Einen Mangel hat das Buch jedoch: die weibliche Geschichte des Jahrhunderts wird bedeutend weniger berücksichtigt als die männliche, was man nicht nur daran sieht, daß viel mehr Fotografien von Männern aufgenommen wurden. Vielleicht findet sich bald ein Frauen-Kollektiv, das die Geschichtsschreibung für unsere Kinder ins rechte Licht rückt!

»Junior-Chronik des 20. Jahrhunderts«, ab 8 Jahre, Bertelsmann Chronik Verlag, 360 Seiten, Großformat, reich bebildert, 69,00 DM

Ana KOLUTH Buchhandlung

Berlin-Carré
Karl-Liebknecht-Str. 13,
10178 Berlin
Fon: 030 / 247 269 03
Fax. 030 7 247 269 04

Der Everest – Zum Greifen nah

...ist der Titel des Buches von Mark Pfetzer, in dem er sein Leben als Bergsteiger beschreibt. Ein Reißer für Jugendliche, der auf die in den Medien gerade allgegenwärtige Everest-Mode setzt – so dachten wir und waren mißtrauisch. Aber dieses Buch lohnt das Lesen. Besonders jungen Menschen, die sich große, in den Augen der Erwachsenen vielleicht unerreichbare Ziele setzen, sei die Lektüre empfohlen. Als Mark, Sohn eines Polizisten aus Rhode Island, USA, das erste Mal einen Berg erwanderte und stolz und erschöpft den Gipfel erreichte, stand für den dreizehnjährigen fest, daß er alle großen Berge dieser Welt bezwingen will. Die Hindernisse scheinen unüberwindlich: Seine Eltern unterstützen ihn zwar, haben aber wenig Geld, Berge gibt es in seiner Heimat keine, und die Kletterschulen nehmen eigentlich nur Jugendliche über 16 auf. Aber er läßt sich nicht beirren: Während der Schulzeit rennt er täglich die Stufen des einzigen Wolkenkratzers der Umgebung hinauf, um seine Kondition zu verbessern, und in den Ferien fährt er in die Berge und lernt von den besten Alpinisten. Mit viel Kontaktfreude findet er Sponsorenfirmen, die ihm Ausrüstung und Geld geben. Mit 16 ist es soweit: Er ist trainiert und erfahren genug für ein Team, das den Mount Everest besteigen will. Mark schildert die täglichen ermüdenden Trainingsstunden, das zermürbende Warten auf gutes Wetter am Berg und all die vielen Mißerfolge genauso eindringlich wie das überwältigende Gefühl, auf dem Gipfel zu stehen, es geschafft zu haben.

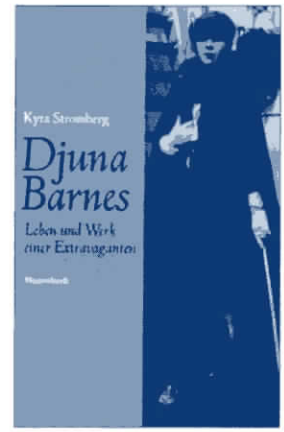
Mark Pfetzer: »Der Everest – zum Greifen nah«, ab 12 Jahre, Arena Verlag, 335 Seiten, mit Fotos, 36,– DM

Buchhandlung Pusteblume
Bücher für Frauen und Kinder
Martin-Luther-Str. 23, 01099 Dresden,
Fon und Fax: 03 51/802 78 80

Auf Spurensuche füher DDR-Autorinnen

Die Herausgeberin Ines Geipel dokumentiert das Laben von vier Frauen in der frühen DDR, die als Autorinnen den deprimierenden Wechsel von euphorischem Aufbruch in den Nachkriegsjahren und folgendem bürokratisierten Stillstand erfuhren. Frauen, die durch ihr Schreiben und wegen ihrer Lebensansprüche in Konflikt gerieten, in Konflikt mit der Partei, an der Hochschule, im Schriftstellerheim, in ihrem unmittelbaren Umfeld. Sie wurden zensiert, verfolgt und an den Rand des normalen Lebens getrieben. In diesem Band werden erstmals die Spuren dieser Frauen – Texte, Fotos, Tagebuchnotizen, Briefe, Denunziationen und Observationsberichte veröffentlicht.

Ines Geipel: »Die Welt ist eine Schachtel.« Vier Autorinnen in der frühen DDR. Susanne Kerckhoff, Eveline Kuffel, Jutta Petzold, Hannelore Becker, Transit Verlag, 1999, 38,– DM



Neues über Djuna Barnes

Djuna Barnes: begabte Journalistin, die in New York respektlose Interviews führte, giftig-ironiche Betrachtungen über das Innen-leben der Theaterwelt anstellte, mit dem anonym erschienenen »Ladies Almanach« den Freundinnen-Kreis um die Amazone N.C. Barney persiflierte, Liebhaberin von Frauen – und manchmal auch Männern – war; in Paris eine gern gesehen Person in den literarischen Salons – eine der wunderbaren Frauen von der Left Bank.
Die vor zehn Jahren erstmals erschienene Biographie wurde von Kyra Stromberg völlig überarbeitet, dabei berücksichtigte sie neue Forschungsergebnisse, insbesondere der feministischen Literaturwissenschaft, neue biographische Erkenntnisse, die erste Fassung von »Nachtgewächs« und neu aufgefundenes Fotomaterial.

Kyra Stromberg: »Dunja Barnes. Leben und Werk einer Extravaganten«, Wagenbach, 1999, 36,– DM

von Angela Stuhrberg

Im Fahrstuhl zur Hölle
Aimée und Jaguar:
Eine lesbische Liebe in Deutschland

Als Erica Fischers (mittlerweile in 11 Sprachen übersetztes) Buch »Aimée & Jaguar« 1994 erstmals erschien, stürmte es quasi aus dem Stand die Bestsellerlisten. Kein Wunder: Große, dramatische (Liebes)Geschichten, die den Rahmen deutschen Biedermeiertums sprengen, werden hierzulande nur selten zu Papier (oder gar auf die Leinwand) gebracht. Das mag an der Enge des Landes liegen, an der Scheu seiner Autoren, wegen allzuviel Emotion im Kitschregal zu landen, bisweilen auch an der mehrfach gebrochenen Vergangenheit. Hier gab es nun plötzlich eine Geschichte, mit der Wucht einer klassischen Tragödie trafen Schmerz, Bedrohung und Tod auf Hingabe, Selbstlosigkeit und Momente reinen Glücks. »Aimée & Jaguar« erzählt von einer Liebe, die nur den Augenblick kannte, einer Liebe im Fahrstuhl zur Hölle. Zwischen einer deutschen Jüdin mit falscher Identität und einer treudeutschen Mitläuferin, braven Antisemitin und Mutterkreuzträgerin. Und diese Geschichte ist nicht etwa frei erfunden, sondern tatsächlich so passiert. Mitten im Krieg. Im November 1942 begegnen sie einander zum ersten Mal, Elisabeth-Lilly Wust, verheiratet mit einem Soldaten und Mutter von vier Kindern, und Felice Schragenheim, die unter dem Namen Felice Schrader als »U-Boot«, als Untergetauchte, in Berlin lebt. Sie verlieben sich ineinander – aus Lilly wird Aimée, aus Felice Jaguar. Keine Frage: Nach einem solchen Stoff lechzen die Filmproduzenten, selbst aus Übersee wurde Interesse angemeldet – von Winona Ryder. Den Zuschlag jedoch bekam nicht Hollywood (dort bastelt man vermutlich schon an einem Remake) sondern der mit Telestar, Bayrischem Fernsehpreis und Adolf-Grimme-Preis in Gold dekorierte einheimische TV-Filmer Max Färberböck (»Bella Block«).

»Aimée & Jaguar« ist sein Kinodebüt und war der Eröffnungsfilm der diesjährigen Berlinale. Der Regisseur konzentriert sich ganz auf seine zwei Heldinnen, deren Leben unterschiedlicher kaum sein könnte. Um einen Liebhaber zu empfangen, schickt die Kleinbürger-Hausfrau Lilly zwischen zwei Bombenangriffen ihre Kinder mit Ilse, dem Dienstmädchen im Pflichtjahr, in den Zoo, während Felice, stets in der Gefahr, von der Gestapo aufgegriffen zu werden, und immer auf der Suche nach einer sicheren Bleibe nicht nur bei einer Nazi-Zeitung arbeitet, sondern mit ihren Freundinnen gar in für Juden verbotene Konzerte oder Cafés geht. So verschieden die zwei Frauen sein mögen, so ähnlich sind sie sich in ihrem Willen, zu überleben, in dem Bestreben –

trotz Flieger- alarm und drohender Deportation – jedes noch so kleine Zipfelchen Glück zu ergreifen. Man bekommt eine Ahnung davon, daß und warum auch in dieser Zeit, gelacht, geliebt und getanzt wurde, ja werden mußte.

Andere Figuren – die Großmutter und die Freundinnen Felices, Lillys Eltern oder auch ihr Ehemann (Detlev Buck) – werden nur angerissen, manche zwischendurch schonmal vergessen, weshalb es für Zuschauer, die mit der Geschichte (der von Krieg und Holocaust, wie der der Liebenden) nur wenig oder gar nicht vertraut sind, bisweilen etwas holprig zugeht. Apropos Krieg: Trotz Bemerkungen über General Paulus und Stalingrad, die Invasion der Alliierten oder das Hitler-Attentat versucht »Aimée & Jaguar« nicht, Geschichtsstoff nachzuholen. Die rauchenden Trümmer des (allgegenwärtigen) Krieges in den Straßen und die (Trick)Bomber am orangenen Himmel wirken irgendwie fehlplaziert und vielleicht gerade deshalb echter als manch High-Tech-Pyro-Gedonner. Überflüssig, ja geradezu mißlungen, erscheint die Rahmenhandlung: Lilly, inzwischen eine alte Frau (Inge Keller) im heutigen Berlin, wird ins Altersheim gebracht und trifft dort auf ihr früheres Dienstmädchen Ilse, die Felice einst ebenfalls geliebt hatte. Auch der dramaturgische Kniff, die Geschichte aus Ilses Sicht zu erzählen, war nicht eben der glücklichste und lenkt anfangs immer wieder vom Eigentlichen ab. Ein purer Glücksfall dagegen sind die beiden Hauptdarstellerinnen. Die in früheren Rollen oft recht spröde wirkende Maria Schrader überzeugt ohne Einschränkungen in der Rolle der klugen und lebenshungrigen Felice. Und wenn Regisseur Max Färberböck sagt, er »kenne im Moment keine deutsche Schauspielerin, die so heiter und luftwesenhaft den klebrigen deutschen Filmrealismus verlassen könnte, die so leicht und echt in Lilly Wusts Seelenflug findet, wie Juliane Köhler«, so kann man sich dem wirklich nur anzuschließen.

Die Geschichte von »Aimée & Jaguar« macht einem das Herz schwer. Am 21. August 1944 unternehmen Lilly und Felice einen Ausflug an die Havel. Sie baden, lachen, küssen sich, machen Fotos: zwei fröhliche junge Frauen in albernen Strandanzügen. Es sind ihre letzten gemeinsamen Stunden. Als sie nach Hause kommen, werden sie bereits von der Gestapo erwartet. Die Fotos dieses letzten Tages – nach dem Krieg entwickelt – sind in Erica Fischers 1998 bei dtv in aktualisierter Fassung erschienenem Buch neben zahlreichen anderen Dokumenten zu besichtigen. Erica Fischer hätte sich – gemeinsam mit einer Drehbuchschreiberin – gern selbst an einer Bearbeitung des Stoffes für das Kino versucht, doch die Filmproduzenten setzten offenbar auf den »Blick von außen«. Mit dem fertigen Film ist die Autorin dennoch weitgehend zufrieden, nur manchmal sei er ihr eine Spur zu pathetisch, zu bunt, die Musik zu sehr in Hollywoodmanier. Und eines hätte es bei ihr mit Sicherheit nicht gegeben: Die unnötige (und nicht annähernd der Realität entsprechende) Rahmenhandlung. Vielleicht, meint Erica Fischer, ist das ja so eine Phantasie eines Mannes, wie Lesben an ihrem Lebensabend zwangsläufig enden: im Altersheim!

Zwei Jahre lang recherchierte Erica Fischer die Geschichte von Aimée und Jaguar. Aus zahlreichen Gesprächen, aus Dokumenten, Fotos, Briefen und Gedichten entstand schließlich das Bild einer großen Liebe in einer unmenschlichen Zeit, einer Liebe in Deutschland. Und: Im Kontext von Krieg und Verfolgung machen dabei gerade die scheinbar banalen (und von Historikern gern vernachlässigten) Alltäglichkeiten ein Stück verdrängter Geschichte lebendig und begreifbar. Die eigene Verstrickung in das nationalsozialistische System will sich Lilly Wust bis heute nicht eingestehen. Das Vorwort zum Buch mit dem Verweis auf diese Vergangegenheitsverdrängung, auf »Lillys allzu deutsches Schweigen«, habe ihr, so Erica Fischer, die mittlerweile 85jährige deshalb auch ziemlich übel genommen. Und nicht nur sie. Manch junge Leserin will Lillys Funktion als kleines und doch so wichtiges Rädchen im großen Getriebe nicht wahrhaben. Ganz zu schweigen von einer möglicherweise direkten Mitschuld an Felices Tod. Nachdem sie sie im Berliner Judensammellager in der Schulstraße mehrfach besucht hatte, war Lilly – krank vor Sehnsucht nach der Geliebten und in der vergeblichen Hoffnung Felice sehen zu können – am 27. September 1944 nach Theresienstadt gefahren. Ein nur auf den ersten Blick mutiges, tatsächlich aber höchst naives und vor allem gefährliches Unternehmen – nur Tage später wird Felice in den Osten deportiert.

Daß ein Nachdenken über die eigene Mitverantwortung für Lilly immer noch tabu ist, kann Erica Fischer zwar nicht wirklich akzeptieren, vom psychologischen Standpunkt aus jedoch durchaus nachvollziehen. Diese »Nachsicht« wiederum brachte der Autorin die Kritik von Felices Freundinnen und anderen jüdischen Überlebenden ein, die ihr bisweilen sogar vorhalten, sie hätte einer ehemaligen Nazimitläuferin unverdienterweise zu Ruhm verholfen. Und noch einer weiteren kritischen Reaktion mußte sich Erica Fischer seit Erscheinen ihres Buches stellen. Von lesbischen Frauen bekam sie den Vorwurf, sich zu sehr auf die Nazizeit und auf Felice konzentriert und so die lesbische Geschichte vernachlässigt zu haben. Die Ambivalenz, die das Buch bei manchen Lesern und Leserinnen provoziert, kann man ihm allerdings nur zugute halten, wird so (und nun hoffentlich auch durch den Film) doch ein Prozeß des Nachdenkens und vielleicht sogar des öffentlichen Disputs über die deutsche Vergangenheit fortgesetzt. Wie nötig das immer noch ist und auf absehbare Zeit auch bleiben wird, haben die aufgeregten Debatten der letzten Jahre – um das Buch von Daniel Goldhagen, die Wehrmachtausstellung oder die Walser-Rede – schließlich gezeigt.

Petra Welzel

Alltägliche

Lebensbewältigung und Lebensbemächtigung – und Brecht waren die großen Themen der diesjährigen Berlinale. Es ist nicht so, daß gerade Letzterer ständig zitiert wurde, vielmehr zitiert sich das Kino nach wie vor am liebsten selbst. Mittlerweile tut das beispielsweise auch das marokkanische Kino, das nach jahrzehntelanger Repression und Zensur sich nun auf dem Weg zur Blüte befindet. In »Mektoub«, einem Krimi und Roadmovie, der einen unglaublichen, wahren Frauenmißbrauchsskandal in der marokkanischen Polizei und obersten Politikerriege zum Ausgangspunkt nimmt und unter anderem mit einem Oscar für den besten ausländischen Film nominiert ist, wird in einer Szene auf keinen geringeren Klassiker als »Casablanca« mit Humphrey Bogart und Ingrid Bergmann angespielt.

Doch trotz derartiger Adaptionen stand Bertolt Brecht, ob nun gewollt oder nicht, in vielen Filmen dieser internationalen Filmfestspiele Pate. Vor allem sein Stück »Der gute Mensch von Sezuan«, und somit ein Hauptthema des Dramatikers: Wie kann man gut sein in einer schlechten Welt? Was den Filmen meistens fehlte, war die komplette Brechtsche Besetzung, allen voran die Götter. Seit Wim Wenders »Der Himmel über Berlin« schickt man Wesen von dort oben aus den göttlichen Regionen ohnehin besser nicht mehr auf Erden. So etwas gelingt nur einmal, im Theater und auf Zelluloid.

In »Slow Fade«, einem Debut des Hongkongchinesen Daniel Chan hingegen geht die Besetzung in einer genialen Variante auf, abgesehen davon, daß sich das Milieu der Zeit und dem Ort entsprechend geändert hat. Eine Hure, Kim, spielt aber auch hier die eine Seite des guten Menschen. Ansonsten wird nun nicht mehr mit Zigaretten und Tabak gehandelt, sondern mit Heroin gedealt. Und es ist auch nicht Kim, die sich als Mann verkleidet damit die Hände schmutzig macht. Es reicht ja schon, daß sie sich hauptsächlich ihres befleckten Körpers wegen ekelt. Aber als sie, zusammengeschlagen von ihrem Zuhälter, im Krankenhaus den mit einer

Rosie und Jimi, aber den sieht nur sie. Aranka Coppens, eine der schauspielerischen Entdeckungen der Berlinale, als Rosie im gleichnamigen Film von Patrice Toye; Foto: promo

Überdosis eingelieferten Fin trifft, schöpft sie Hoffnung. Sie hilft ihm wieder auf die Beine, er ihr aus dem Rotlichtbezirk. Und auch das ist ganz Brecht: Am Ende kann nur eine der beiden Figuren überleben – die, die den Schutzengel hat.

Ein Engel ist auch Rosie, nur ohne Schutz, in dem nach ihr benannten Film der belgischen Regisseurin Patrice Toye, ebenfalls ein eindringliches Erstlingswerk. Rosie will auch gut sein, möchte, daß ihre Mutter glücklich ist, mit der sie, läßt man einmal wechselnde Liebhaber außer Acht, allein zusammenlebt bis der Bruder der Mutter mangels Geld Quartier bei ihnen bezieht. Hinzu kommt, daß noch einige andere Dinge in der Familie nicht stimmen: Die Mutter, die bei Rosies Geburt gerademal 14 Jahre war, nur ein Jahr älter als Rosie jetzt, möchte Rosies Schwester sein und nicht Mama genannt werden. Und Michel, der Onkel, führt sich, je länger er bleibt, wie ein viel zu strenger und eifersüchtiger Vater auf. Also flüchtet Rosie in eine bessere Welt, zu der nur sie Zugang hat. Und in dieser Welt lebt sie mit Jimi, dem Prinz aus ihrem geliebten Groschenroman. In der realen Welt kann Rosie mit ihrem Engelsgesicht nicht gut sein. Die ist zu hart zu ihr, und deshalb ein tragischer Vorfall nicht zu verhindern. Ein Ende, auf das schon der Beginn vorbereitet, als Rosie ihr Aufnahmegespräch in einem Knast für jugendliche Schwerverbrecher führt.

Mädchen und junge Frauen wie Rosie auf dem Weg zum Erwachsenwerden haben auf dieser Berlinale eine große und positive Rolle gespielt. Reife Frauen, mitten im Leben, auch. Das Ganze war zudem eine Fundgrube schauspielerischer Entdeckungen. Aranka Coppens als Rosie ist nur eine von vielen. Und im Vergleich zum vorigen Jahr waren allein im Wettbewerb unter 25 Filmen 5 Filmemacherinnen vertreten, im Panorama und Forum noch sehr viel mehr. Viele ihrer Frauenfiguren und die männlicher Kollegen sind Heldinnen des Alltags, wie etwa Sow in dem Wettbewerbsbeitrag »Alltägliche Helden« der Hongkongchinesin Ann Hui, eine weitere, großartige »Hongkong Love Affair«, einem der besten Filme des letzten Kinojahres.

Annette Jensen

Die Gewerkschafterinnen stehen auf der Bremse

Daß die »Frauenfrage« nicht nur eine Randerscheinung ist, scheint auch der neue Kanzler Schröder noch nicht wirklich erkannt zu haben. Sein »Bündnis für Arbeit« ist ein Männerbündnis, seine »Spitzengespräche« reine Männerrunden.

Und in den Gewerkschaften? Da sieht's nicht besser aus.

Der deutsche Frauenrat hat eine Postkarte mit 15 Männerköpfen herausgegeben. »Bündnis für Arbeit« steht über den 15 Schlipsträgern, und darunter: »Neuer Aufbruch für die Frauenpolitik.« Viele Wählerinnen sind sauer, daß Gesundheitsministerin Andrea Fischer zunächst als einzige Frau zu den Spitzengesprächen eingeladen wurde, die Kanzler Gerhard Schröder als ein zentrales Projekt seiner Regierung deklariert hat. Erst nach einigem Gerangel wurde jetzt immerhin auch Frauenministerin Christine Bergmann zu dem erlauchten Kreis gebeten.

Dabei hatte die Bundesregierung noch in ihrer Koalitionsvereinbarung angekündigt: »Ein Bündnis für Arbeit muß zugunsten von Frauen und Männern gleichsam wirken«. Da ist die Rede von der gleichberechtigten Teilhabe der Frauen in Beruf und Gesellschaft und davon, daß Deutschland die Herausforderungen der Zukunft nur bestehen könne, »wenn sich das geistige Potential und die Kreativität der Frauen in Wirtschaft und Gesellschaft voll entfalten können.« Doch im Konkreten wollten sich die Herren diesem geistigen Potential offenbar doch lieber nicht aussetzen.

Die Gewerkschaftsfrauen reagierten nur verhalten auf Kanzler Schröders Einladungspolitik zum Bündnis für Arbeit. »Irritiert« sei man, heißt es im Frauen-Info-Brief, den der DGB herausbringt. »Eine stärkere personelle Beteiligung von Frauen am Bündnis für Arbeit hatten wir eigentlich erwartet, denn an sachkundigen und kompetenten Frauen mangelt es nicht.« Doch auch die eigene Institution verhielt sich nicht besser: Die Gewerkschaften schickten vier Männer und keine Frau. Von Wut oder Empörung aber ist bei den Gewerkschaftsfrauen keine Rede – schließlich ist der Initiator der ganzen Veranstaltung, Arbeitsminister Walter Riester, ein Ex-Kollege. Auch Maria Kathmann aus der DGB-Abteilung Frauenpolitik versucht, die Sache nicht zu negativ darzustellen: »Es ist im DGB geklärt, daß wir Frauen die Interessen in allen AGs des Bündnisses für Arbeit einbringen können und diese Aufgabe auch wahrnehmen werden.« Und dann fügt sie noch hinzu: »Ich finde das einen Fortschritt im Vergleich zur vergangenen Runde Bündnis für Arbeit unter Kanzler Kohl.«

Gewerkschafterinnen haben eine ausgeprägte Angst vor »Nestbeschmutzung«. Zumindestens nach außen hin bleibt die Kritik an patriachalen Strukturen und den Männern in den eigenen Reihen meist moderat – der Nebenwiderspruch könnte ja sonst von der Gegenseite benützt werden. »Nicht immer setzen sich Fraueninteressen genügend durch«, meint Gudrun Hamacher, die es bei der IG-Metall als eine von zwei Frauen in den Vorstand geschafft hat. »Es liegt an uns Frauen, das Bild zu verändern.« Maria Kathmann nennt die Gewerkschaft immerhin einen »männerorientierten Laden in jeder Hinsicht«. Nur drei der 19 DGB-AbteilungsleiterInnen und VorstandssekretärInnen sind weiblich, wobei sich zwei Frauen auch noch eine Stelle teilen. Immer wieder müßten die Kolleginnen den Männern auf die Füßen treten, damit denen klar würde, daß sich viele Fragen im Arbeitsleben aus Frauensicht ganz anders darstellen als aus Männerperspektive. Dabei seien die Erfahrungen der Frauen mit flexibleren Arbeitszeiten und Patchworkbiografien viel zukunftsträchtiger als das Festklammern an Strukturen, die sich am Mann als Alleinernährer einer Familie orientierten. »Wir müssen da immer wieder auf die Jungens zugehen und ihnen klarmachen, daß sie nicht landen werden, wenn sie diese Veränderungen nicht mitbedenken,« so Kathmann. Gudrun Hamacher vom IG-Metall-Vorstand hält dagegen: »In der Debatte sind wir in den Gewerkschaften zeitgemäß. Das Problem sind die Arbeitgeber.«

Auf allen Organisationsebenen haben die Gewerkschaften eine Frauenstruktur aufgebaut. In jeder Einzelgewerkschaft gibt es im Hauptvorstand eine Frauensekretärin. Auf Bezirks- und häufig auch auf Orts-Ebene ist ebenfalls jemand für die Interessen der weiblichen Mitglieder zuständig. Die alle paar Jahre tagende Bundesfrauenkonferenz hat das Recht, beim allgemeinen Gewerkschaftskongreß Anträge einzubringen.

Als Erfolg vermelden die Gewerkschaftsfrauen, daß es ihnen 1996 erstmals in der Geschichte des DGB gelungen ist, im Grundsatzprogramm durchgängig frauenpolitische Positionen verankert zu haben. Bis dahin wurde das »Frauenproblem« stets in einem eigenen Kapitel abgehandelt – so, als seien Frauen eine Randgruppe, deren Bedürfnis beispielsweise nach verkürzten Arbeitszeiten ein Sonderproblem darstellte. »Viele in der Gewerkschaft haben inzwischen eingesehen, daß Teilzeit nicht des Teufels ist«, freut sich Gudrun Hamacher vom IG-Metall-Vorstand. Von den knapp neun Millionen Gewerkschaftsmitgliedern, die der DGB 1996 noch in seiner Kartei hatte, waren immerhin 2,75 Millionen Frauen. In einigen Gewerkschaften, wie zum Beispiel der für Handel, Banken und Versicherungen (HBV), stellen die Frauen sogar deutlich die Mehrheit: Von 500.000 Mitgliedern waren 1996 zwei Drittel weiblich. Bei der für ErzieherInnen und LehrerInnen zuständigen GEW ist das Verhältnis ähnlich.

Doch was die GewerkschafterInnen jetzt in ihrem Grundsatzprogramm von anderen Arbeitgebern fordern, schaffen sie offenbar in ihrem eigenen Laden nicht: Trotz der Frauenförderrichtlinie aus dem Jahr 1990 hat sich der Frauenanteil an den Hauptamtlichen seither kaum verändert. Inwieweit Frauen angemessen in den unteren Leitungsgremien vertreten sind, ist außerdem nur lückenhaft festzustellen: »Trotz der Kongreßbeschlüsse zur Frauenförderung im DGB und der regelmäßigen Berichts-

pflicht gibt es keine kontinuierliche Sachstandsanalyse über die Entwicklung der jeweiligen DGB-Ebene«, bedauern die Gewerkschaftsfrauen in einem Bilanzpapier. Diplompsychologin Barbara Stiegler, die im Forschungsinstitut der Friedrich Ebert Stiftung schwerpunktmäßig zu Frauenfragen arbeitet, hat aber auch überall im Arbeitsalltag der Gewerkschaften männlich dominierte Strukturen entdeckt – sei es bei angeblich rein rationalen Kommunikationsstrukturen, die die Dominanz gegenüber Frauen schlichtweg leugnen, sei es bei den häufigen Gremiensitzungen am Abend und am Wochenende.

Für die anstehende Gewerkschaftsvereinigung haben sich die Frauen vorgenommen, das frauenpolitisch jeweils beste aus den Einzelgewerkschaften mitzunehmen. Doch ob sie damit auf ganzer Linie durchkommen werden, ist fraglich. Schließlich haben auch die Männer bei Fragen der Satzung oder der Betriebsorganisation mitzureden. Und daß es zu einer massiven Mobilisierung für solche Anliegen kommt, darf wohl bezweifelt werden.

»Viele Gewerkschaftsfrauen sind mürbe« hat Stiegler beobachtet. Die Erfahrung, immer wieder von Informationen abgeschnitten oder permanent niedergestimmt zu werden, habe im vergangenen Jahr sogar kurzfristig die Debatte über eine Frauengewerkschaft wieder aufflammen lassen. Doch zu Konsequenzen führte das nicht.

Auch von außen werden die Gewerkschaften offenbar immer weniger als zeitgemäß empfunden. Jedenfalls leiden sie extrem an Mitgliederschwund. Insbesondere beim Nachwuchs sieht es ganz schlecht aus für die Massenorganisationen: Die Mehrheit der jungen Leute tritt gar nicht erst bei. Besonders unattraktiv sind die Gewerkschaften offenbar für junge Frauen, fand Barbara Stiegler in ihrer Studie »Das Geschlecht als Bremse?« heraus. Bei den weiblichen Mitgliedern unter 26 Jahren mußte die IG-Metall allein zwischen 1993 und 95 einen Schwund von 54 Prozent verzeichnen. Die männliche Vergleichsgruppe verkleinerte sich zwar auch massiv, aber mit 39 Prozent doch deutlich weniger. Inzwischen sind nur noch 14 Prozent der jungen IG-Metall-Mitglieder weiblich. Auch bei anderen Gewerkschaften sieht es nicht wesentlich besser aus. »Dafür liegt der Anteil der jungen Frauen, die sich nach dem Eintritt in die Gewerkschaft engagieren, viel höher als bei den Männern« versucht die IG-Metall-Vorstandsfrau Gudrun Hamacher das erschreckende Ergebnis zumindestens etwas abzuschwächen. Ganz fatal sieht es für die Gewerkschaften in Ostdeutschland aus. Der ohnehin massive Mitgliederverlust ist hier bei den Frauen etwa doppelt so hoch wie im Westen. Innerhalb von wenigen Jahren haben die Gewerkschaften hier bei jungen Arbeiterinnen einen Rückgang von 75 Prozent erlitten.

Dabei darf natürlich nicht übersehen werden, daß bei der weiblichen Bevölkerung die Zahl der potentiellen Gewerkschaftsmitglieder deutlich unter denen der Männer liegt. Denn ihre Beteiligung am Erwerbsleben ist – oft unfreiwillig – deutlich geringer als bei den Männern. Die Zahlen aus dem Berufsbildungsbericht von 1994 belegen: 52 Prozent der BewerberInnen für einen Ausbildungsplatz sind weiblich. Doch im Zweifel entscheiden sich viele Chefs lieber für einen Jungen: Nur 45 Prozent der betrieblichen Ausbildungsplätze wurden 1994 an Mädchen vergeben – und das, obwohl Mädchen durchschnittlich mit besseren Zeugnisnoten aufwarten können. Inzwischen ist ihr Anteil an der betrieblichen Ausbildung sogar noch weiter abgesackt und liegt bei etwa 40 Prozent.

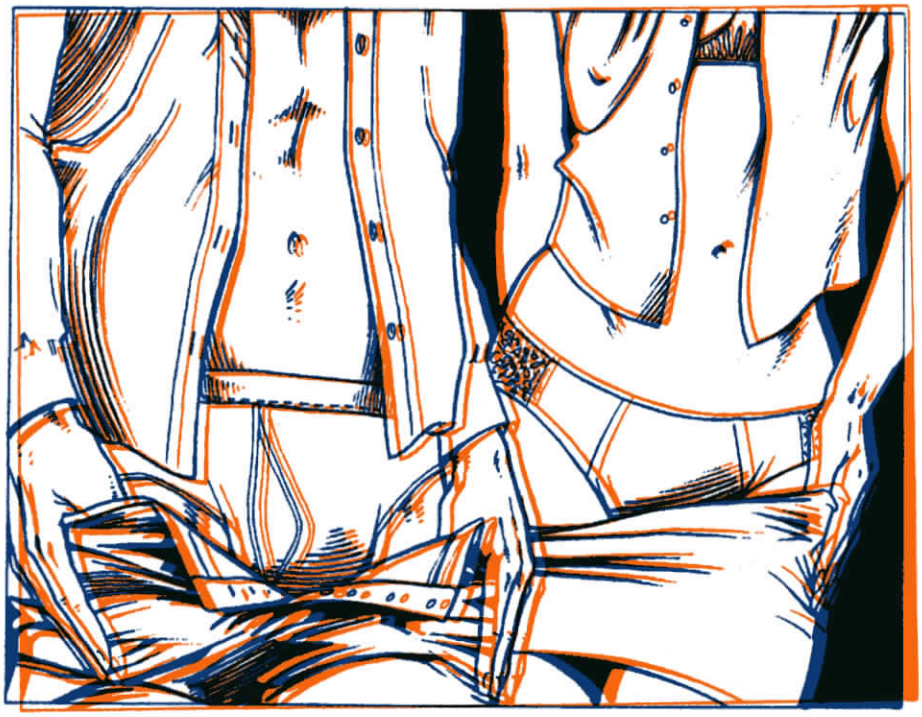
Auch nach der Lehre ziehen Frauen oft den kürzeren: 73 Prozent der Arbeitslosen, die nach der Ausbildung keine Weiterbeschäftigung finden, sind weiblich, belegt eine Studie der IG-Metall. Doch auch auf diese Tatsachen reagieren die Gewerkschafterinnen ausgesprochen zurückhaltend. Beim gerade aufgelegten Zwei-Milliarden-Programm, mit dem die Bundesregierung 100.000 Jobs für junge Leute schaffen will, fordern sie lediglich, »daß Mädchen entsprechend ihres Anteils berücksichtigt werden.«

Die Gewerkschaftsstrukturen spiegeln nach wie vor die Entstehungsbedingungen der Massenorganisationen wider – und die waren von Anfang an männlich geprägt. Organisiert waren hier traditionell Industriearbeiter. Und auch heute ist ihre Macht in den zentralen Produktionsbranchen und –betrieben am größten. Für diese Jobs interessieren sich nach wie vor überwiegend Jungens, während die bevorzugten Ausbildungsbereiche der Mädchen in klein- und mittelständischen Firmen, Praxen und Büros liegen. Dort sind die Gewerkschaften jedoch traditionell kaum verankert. Und die Interessen der Beschäftigten in diesen Bereichen wurden lange Zeit ignoriert, um die großen Tarifverträge beispielsweise in der Metallindustrie nicht aufzuweichen.

Bis heute gelten ungeschützte Arbeitsverhältnisse und sogar Teilzeitjobs für viele Gewerkschafter als »Schmuddelbereiche«, die man lieber ignoriert, anstatt den derart beschäftigten Schutz und Unterstützung anzubieten. Überhaupt nicht vorgesehen im gewerkschaftlichen Denken sind unbezahlte Haus- und Erziehungsarbeit, die nach wie vor meist von Frauen geleistet wird. Gebetsmühlenartig fordern Gewerkschaftsversammlungen mehr Kindergartenplätze – ohne freilich deutlichen Druck auszuüben, das auch durchzusetzen. Die Perspektive reduziert sich häufig darauf, die »Doppelbelastung« als »Frauenproblem« zu definieren und zu versuchen, die daraus resultierenden »Defizite« der Frauen zu reduzieren, anstatt sich um ein neues Gesellschafts- und Geschlechterbild zu bemühen. In speziellen Frauen-Arbeitskreisen sollen die Probleme diskutiert werden. Ausgrenzung durch Duldung »ist eine geschickte Strategie«, konstatiert Barbara Stiegler. Ihr von der IG-Metall in Auftrag gegebenes Gutachten war offenbar solch ein Affront für viele Funktionäre, daß es zunächst für ein Jahr lang in der Schublade verschwand, bevor es im Herbst 1997 endlich veröffentlicht wurde.

»Ich habe viel Zustimmung von Frauen bekommen«, berichtet die Forscherin. Auch bei Gewerkschaftsforen war sie ein gern gesehener Gast – auf reinen Frauenforen wohlgemerkt. »Auf einen gemischtgeschlechtlichen Kongreß bin ich noch nicht eingeladen worden«, so Stiegler.

Bis heute haben viele Arbeitnehmervertreter noch nicht erkannt, daß die »Frauenfrage« kein isoliertes Problem ist, sondern es um den Umbau der gesamten Industrie- und Arbeitsgesellschaft und damit auch der Gewerkschaften gehen muß. Geschieht das nicht, werden diese Massenorganisationen in absehbarer Zeit an totaler Auszehrung leiden und schließlich untergehen. Vorbei sind nämlich die seligen Zeiten, in denen in Tarifverträgen einheitliche Lohn- und Arbeitsbedingungen in ganzen Branchen durchgesetzt werden konnten – zum Wohle des überwiegend männlichen Vollzeit-Facharbeiters. Inzwischen sieht die Realität ganz anders aus: Insbesondere in Ostdeutschland sind immer weniger Unternehmen im Arbeitgeberverband organisiert und damit tarifge-bunden. Teilzeitarbeit und befristete Jobs nehmen zu. Und nur noch etwa die Hälfte der arbeitenden Bevölkerung verdient ihren Lebensunterhalt mit einem sogenannten »Normalarbeitsverhältnis«. Doch die Gewerkschaften bezeichnen nach wie vor alles andere als »atypisch«.



80mal und mehr guter Sex

Sabine Rietz

Aus den USA kommt ein neuer Sexualaufklärer, mit guten Chancen, das Kamasutra des Westens zu werden.

»In zwei Stunden lernt man normalerweise nur die Geschlechtsorgane von Männchen und Weibchen kennen und irgendwelche Verhütungsmethoden werden kurz angerissen und dann zählen sie einem noch die Geschlechtskrankheiten auf,« sagt Charlotte, sie ist 16 Jahre alt. »Nicht, daß ich jetzt dadurch unheimlich aufgeklärt gewesen wäre, wie Sex funktioniert oder so,« erinnert sich Anika, 18 Jahre alt. Aufklärung in der Schule, das sind zwei Stunden Biologie. Dafür, daß Sexualität eines der wichtigsten Dinge im Leben eines erwachsenen Menschen ist, wurden und werden Jugendliche, zumindest von Seiten der Schule, denkbar schlecht darauf vorbereitet. Und dennoch, die jungen Leute wissen Bescheid über Zungenkuß und 69. »Aus den Medien,« sagt Charlotte, »das fängt mit ekelhaften Bravoheften an und hört im Fernsehen mit irgendwelchen Talkshows auf.«

Dicke Bücher über Sexualität gehören anscheinend nicht zur üblichen Erkenntnisquelle der Jugendlichen. Dabei gibt es in den Buchhandlungen ganze Reihen von Jugend- und Erwachsenenliteratur zum Thema Aufklärung und Sexualität. Eines, das man meist nicht dort findet, heißt »Wild Thing« (wilde Sache), »Sextips für boys und girls« und kommt aus den USA. Ein Wälzer von über 500 Seiten. Das mutet erst einmal abschreckend an, so viele verschiedene Techniken und Möglichkeiten scheint es beim Sex gar nicht zu geben. Doch weit gefehlt. Das ist jedenfalls der Eindruck, den dieses Buch vermittelt, denn zum Sex gehört eine Menge mehr als nur Klitoris, Penis und deren optimale Stimulation. »Wild Thing« informiert auch über Vibratoren und Gleitmittel, gibt Tips bei Errektionsproblemen, klärt über Geschlechtskrankheiten und Verhütung auf und warnt vor Sex auf der Autobahn. Doch die absoluten Stärken des Buches, das im Oktober letzten Jahres in deutscher Sprache erschien, liegen bei den tatsächlichen Tips für Sexualität allein und zu zweit. Das Buch ist von dem Psychologen Paul Joannides herausgegeben. 100 Co-Autoren haben mitgeschrieben, die Hälfte davon Frauen.

»Ein Eiswürfel im Mund kann eine erregende Art und Weise sein, die Nippel Ihres Parnters zu begrüßen. Bei Nippeln, die schon kalt sind, fühlt es sich wiederum möglicherweise toll an, wenn man etwas Warmes trinkt, bevor man an ihnen leckt oder saugt.« Das Buch steckt voller kleiner Tips, die längst nicht den Leistungsdruck ausüben, wie angeblich aufregende Stellungen beim Geschlechtsverkehr, aber mindestens soviel Vergnügen versprechen. Natürlich gibt es auch die »knallharten« Sextips, wie die verschiedenen Arten, die Klitoris zu stimmulieren oder beim Analverkehr keinen Schaden zu nehmen. Erfrischend ist dabei sowohl die Sprache als auch die Grundhaltung der Autoren. Die Leserin und der Leser werden meist direkt angesprochen, die Sprache ist locker, lädt zum Schmunzeln ein und nimmt dennoch Gefühle, Ängste und Sorgen ernst. Zum Beispiel wenn es um Oralsex und die Forderung vieler Männer geht, die Frau solle den Penis möglichst tief in ihren Mund stecken. Dann rät das Buch: »Wenn Ihr Mann darauf beharrt, gehen Sie auf den Markt und kaufen Sie Gemüse, das so groß, wie sein erregierter Penis ist. Halten Sie es ihm vor den Mund und sagen Sie »Okay, mal sehen, wie du dir das Ding in den Rachen schiebst!«

Auch wenn einem dieser Humor etwas zu amerikanisch erscheint, es gibt noch einen wichtigen Grund, warum das Buch lesenswerter ist, als viele andere Ratgeber über Sexualität. Es stellt an keiner Stelle bestimmte Praktiken so dar, als müßten sie allen gefallen. Alina hat schon mit 16 erkannt, daß das sowieso nicht stimmen kann: »Was mich persönlich ankotzt ist, daß alle total scharf sind auf n'en Zungenkuß, daß alle sagen, ja das ist das schärfste überhaupt. Ich muß sagen, ich find's nicht so geil und ich hab mich mit Leuten unterhalten, die schon älter, also schon reifer, so um die 40 oder 50 sind, und die haben mir gesagt, mit 16 empfindet man noch gar nichts bei n'em Zungenkuß, da kann man wirklich erst nach 30 richtig was dabei empfinden.« Auch diese Altersgrenze ist sicherlich nicht zu verallgemeinern. Bei den Recherchen für das Werk, so erfährt man auf Seite 126 unter der Überschrift »wie man von diesem Buch profitiert«, hat eine Autorin 80 Menschen gefragt, wie sie guten Sex definieren würden – und bekam 80 verschiedene Antworten. »Wild Thing« trägt dieser Erkenntnis Rechnung, indem fast alle Tips mit Formulierungen, wie »manche Frauen mögen«, »manche Paare genießen es sehr« oder »viele Männer haben nichts dagegen« beginnen.

Genauso wie die verschiedenen Vorlieben sollen auch Sexualpraktiken nicht unterschiedlich bewertet werden. Der Geschlechtsverkehr ist auf keinen Fall besser oder erstrebenswerter als Masturbation oder oraler Sex. In der Schule hingegen scheint der Geschlechtsverkehr das einzige zu sein, über das man überhaupt sprechen kann.

»Im Nachhinein«, denkt sich Anika, »fänd ich's schon wichtig, daß nicht nur der Geschlechtsverkehr betrachtet wird, sondern was es sonst noch für Möglichkeiten gibt«. Aber das sei schwierig zu machen, jedenfalls in der Schule. Da sind sich die Mädchen einig, die Schule ist nicht der richtige Ort, um solcherlei Gefühlsdinge zu besprechen. Doch wissen wollen sie es schon. »Ich schau mir teilweise Sexfilme an, weil es mich interessiert«, sagt Alina. Obwohl sie sie teilweise widerlich findet. Doch gerade in den Sexfilmen steht das »miteinander schlafen« allermeistens im Vordergrund. »Was ich bei den Sexfilmen überhaupt nicht verstehe, wie die das drei, vier Mal hintereinander machen. Ich bin nach einem Mal schon fix und fertig naßgeschwitzt im Bett«, wundert sich Anika. Daß das Ziel eines jeden sexuellen Kontakts der Geschlechtverkehr sein soll, das sagt schon das Wort Vorspiel, das für alles gebraucht wird, was sonst noch Spaß macht. In »Wild Thing« sind von über 500 Seiten genau 28 dem Geschlechtsverkehr und seinen verschiedenen Stellungen zugedacht. Allein die verschiedenen Möglichkeiten, die das »sich ausziehen« bietet, umfassen acht Seiten. Wie der Mann die Frau mit der Hand befriedigt steht auf 25 Seiten. Mindestens als Ergänzung zu Aufklärungsunterricht und Sexfilmen scheint das Buch also geeignet.

Die Autoren räumen jedoch nicht nur mit den Stereotypen auf, die besagen, daß Sex vor allem Geschlechtsverkehr sei. Auch mit dem Orgasmus als höchstem Ziel wird ins Gericht gegangen. Ob zum Beispiel der Geschlechtsverkehr ein Erfolg oder Mißerfolg war, habe nichts mit Orgasmus oder nicht zu tun. Glaubt man diesem Sexführer, dann war es ein Erfolg wenn »man sich danach gefestigter, weniger mürrisch und eher in der Lage fühlt, sich dem Tag zu stellen.« Erfolglosigkeit heißt dagegen, »wenn man um drei oder vier Uhr morgens aufwacht, den Menschen, der neben einem schläft, ansieht und denkt, ich wünschte, ich würde zu Hause in meinem Bett liegen. Allein.« Dennoch gibt es ein ganzes Kapitel über Orgasmen und die Möglichkeit, sie zu verlängern, zu intensivieren oder auch ohne sie auszukommen.

Geht es bei »Wild Thing« um Unterschiede zwischen Männern und Frauen jenseits ihrer Geschlechtsteile, dann sind die Autoren fast in jedem Absatz bemüht auch hier Stereotypen aufzubrechen. Der offensichtliche Vorsatz, vor allem bei Frauen keine Klischees zu benutzen, schlägt an manchen Stellen ins lustige Gegenteil um. Zum Beispiel wird die Schwierigkeit, gleichzeitig zu stoßen und zu küssen an einer 1,92 Meter großen Frau mit einem 1,55 Meter kleinen Mann beschrieben. Beim Klischee gegenüber penisfixierten, gefühllosen Männern hatten die Autoren weit weniger Skrupel. »Wenn Typen davon besessen sind, daß ihr Penis das Symbol ihrer Männlichkeit ist, wird jegliche Innigkeit in ihren Beziehungen zu Frauen unmöglich. Solche Männchen bringen dann ihrem Auto oder Computer mehr Wärme entgegen, als ihrer Frau«. Dagegen sei das Zeichen geheilter Penisfixierung, wenn der Mann abwäscht und die Windeln wechselt. Solche Passagen sind wenig erhellend und gehen wahrscheinlich auch an den Bedürfnissen der Jugendlichen vorbei. Diese scheinen oft schon wesentlich aufgeklärter. Alina: »Es ist eher so, daß die Jungs, die ich bisher kennengelernt habe, nur dann was machen, wenn das Mädchen ja sagt. Die tasten sich langsam vorwärts und machen solange nichts, bis man ihnen entgegenkommt.« Dennoch ist es für Frauen sehr angenehm in einem Sexbuch zu lesen, das eher davon handelt, wie Männer zu besseren Liebhabern werden, als wie der Mann besser zu befriedigen sei. Wobei letzteres keineswegs zu kurz kommt. Da ist ein Zuviel an »political correctness« gegenüber Frauen sicherlich besser als zu wenig.

Die Schwächen des Buches zeigen sich immer dann, wenn das Thema allzuweit von der Sexualität abrückt. Die kurzen Passagen, in denen gesellschaftliche Hintergründe aufgeklärt werden sollen, mißlingen meistens. Wenn es zum Beispiel um sexuelle Verklemmtheit von Frauen, Sex in asiatischen Kulturen oder dem Mythos des prämenstruellen Syndroms geht. Bei Abtreibung oder schmutzigen Worten ist das Buch schon deshalb wenig geeignet, weil es sich um eine US amerikanische Wirklichkeit handelt. Eindeutig nutzlos ist das Buch für homosexuelle Paare. Obwohl schwule Männer und lesbische Frauen zu Wort kommen, und ihnen ein ganzes Kapitel gewidmet ist, sind sämtliche Praktiken für heterosexuelle Paare bestimmt. Und wer immer Interesse hat, da mehr zu erfahren, sollte »Wild Thing« lesen. Vor allem in Zeiten, wo allenthalben Unkenrufe laut werden, in unserer sexualisierten Gesellschaft gebe es immer weniger Sex. Dieses Buch macht beim Lesen genauso viel Spaß wie beim Ausprobieren. Doch leider klappt es nicht immer so wie Mann oder Frau sich das wünscht, und da sollte die »Wild-Thing-Politik im Falle eines Neins« beherzigt werden: »Wenn ein potentieller Partner nicht genausoviel Lust auf Sex hat wie Sie, dann gehen Sie nach Hause und masturbieren.«

Paul Joannides (Hrsg.)
»Wild Thing«
Sex-Tips for boys and girls
Goldmann-Verlag, 1998, 22,– DM

Magdalene Geisler

Viel Bigotterie um nichts?

Der Mensch bestimmt die Fortpflanzung – mit oder ohne Abtreibungspillen und ob die Kirche das will oder nicht

Mit der Debatte um die Einführung der Abtreibungspille RU 486 hat sich besonders deutlich gezeigt, was den meisten Frauen ohnehin schon immer klar war: Daß es den Lebensschützern und Abtreibungsgegnern weniger um die Erhaltung des Lebens geht, sondern um die Aufrechterhaltung der Kontrolle über die Frauenkörper. Die Gefahr, daß diese ihnen entgleitet, sehen sie bedrohlich am Horizont aufscheinen, obwohl die Anwendung des bisher entwickelten Präparates von umfangreicher ärztlicher Kontrolle begleitet ist. Nichts bisher also von drohender »Privatisierung der Abtreibung«, wie es ein katholischer Kleriker in einer der zahlreichen Talkshows zu diesem Thema beklagte. Wahr ist aber, daß es in der Tat in der Zukunft möglich sein wird, sofort nach verifizierter Empfängnis die Schwangerschaft zu beenden und das völlig ohne Konsultationen durch einen Mediziner. Welch schrecklicher Gedanke!

Kaum verwunderlich also, daß ein so mächtiges Getöse sich erhob, der Kölner Kardinal Meisner gleich mit der chemischen Keule nach den Befürwortern dieses Medikamentes warf und damit übrigens Martin Walsers Feststellung, daß der Holocaust für gegenwärtige Zwecke mißbraucht wird, durchaus bestätigte. Meisners Keule hatte aber ein breiteres Zielgebiet im Visier, als abtreibungswillige Frauen. Zum einen galt es wohl, der neuen Frauen- und Familienministerin, Christine Bergmann, aus dem protestantischen Berlin klarzumachen, daß es noch immer eine rheinisch-katholische Republik ist, in der sie sich einzurichten hat, und daß ihr von Seiten der über Definitions- und Medienmacht verfügenden katholischen Kirche ganz gehörig der Marsch geblasen werde, wenn sie sich für diese Methode stark macht. Einschüchtern soll sie dieser ganze Mediensturm, und das sollte sich die Ministerin nicht gefallen lassen.

Zum anderen nähren die »Lebensschützer« – besser die Embryonenschützer – wohl die Hoffnung, mit Hilfe der Debatte um die Abtreibungspille die gesamte, im mühsamen Konsens erreichte, immer wieder angefeindete, wacklige Abtreibungsregelung gleich noch einmal mit abzutreiben. Auf der politischen Ebene geht es darum, zu verhindern, daß der Spielraum, den katholische Beratungsstellen haben, Frauen doch noch den Willen zum nicht gewollten Kind einzureden, nicht kleiner wird. Die RU 486 kann nur bis zum 70. Tag nach der Empfängnis angewendet werden im Gegensatz zum chirurgischen Eingriff. In Talkshows wurde darum mit der größeren seelischen Not argumentiert, in die Frauen gerieten, wenn sie mit der RU 486 abtreiben. Sie seien viel mehr beteiligt, als bei der chirurgischen Methode. Daß der Fötus bei längerem Warten viel größer ist, interessiert die sonst so pingeligen Lebensschützer nicht. Ohnehin hat sich die Haltung zum werdenden Leben auch in der katholischen Religion immer mal wieder je nach Opportunität geändert. Doch darüber wäre lange zu referieren.

Das alles wäre auch völlig unerheblich, wenn sich die Kirche bei all ihren Mahnungen und Warnungen auf ihr eigenes Terrain beschränken würde. Sie macht aber handfest Politik und zeigt damit immer wieder ihr lieblosestes Image und eine Sicht auf die Frauen, die frösteln macht. Wie sehr auch Frauen selbst davon schon gebeutelt sind, zeigt ein Blick in die schon erwähnten öffentlichen Rededuelle zu diesem Thema. Gleich zu welchem Aspekt der Abtreibungspille das Wort genommen wird, alle beteiligten Frauen müssen vorsorglich erst einmal den gesamten Abtreibungskanon durchbeten. Auch empfiehlt sich der Verweis auf eigene geborene Kinder, und immer wieder muß betont werden, daß jede Abtreibung eine zuviel ist. Die Rede muß sein von der ungeheuren Gewissensnot der Frauen, wenn sie eine Schwangerschaft abbrechen, bevor über eine »schonendere Methode« debattiert wird. Das alles ist heuchlerisch und erzeugt ein Klima der Verlogenheit, das die Diskurse unglaubwürdig macht.

Was den Aspekt der schonenderen Methode betrifft: Frauen berichten, daß sie wesentlich mehr Schmerz ertragen müssen bei dieser Methode. Aber das ändert nichts daran, daß sie selbstbestimmter ist und darum als »einfacher« oder »privater« eingestuft wird. Was die katholische Kirche mit ihren verunsicherten patriarchalen Klerikern und viele konservative Politiker so auf die Barrikaden treibt, ist die Vorstellung von der in eigener Macht getroffenen Entscheidung der Frauen über das werdende Leben. Das hat auch zu tun mit tief sitzenden Ängsten, die so ein junger Schnösel von Kleriker, der so lebensgewandt und ganz ungewollt in eine Satı-Debatte warf: Wir säßen nicht hier, meinte er, wenn es diese Pille früher gegeben hätte. Der Gedanke, daß das eigene Sein von der Entscheidung einer Frau abhängt, nährt offensichtlich bei diesen Männern eine spezifische Art von Frauenhaß und -verachtung. Sie unterstellen den Frauen böswillig, überhaupt keinen Willen zum Kind zu haben, wenn sie eine Wahl hätten. Das ist eine krankhafte und schreckliche Deformation, allerdings nicht bei den Frauen, sondern bei den klerikalen Meinungsführern. Schrecklich für dieses Land ist es, daß solche krankhaften, gnadenlosen Meinungen die politische Debatte in diesem Maße bestimmen dürfen.

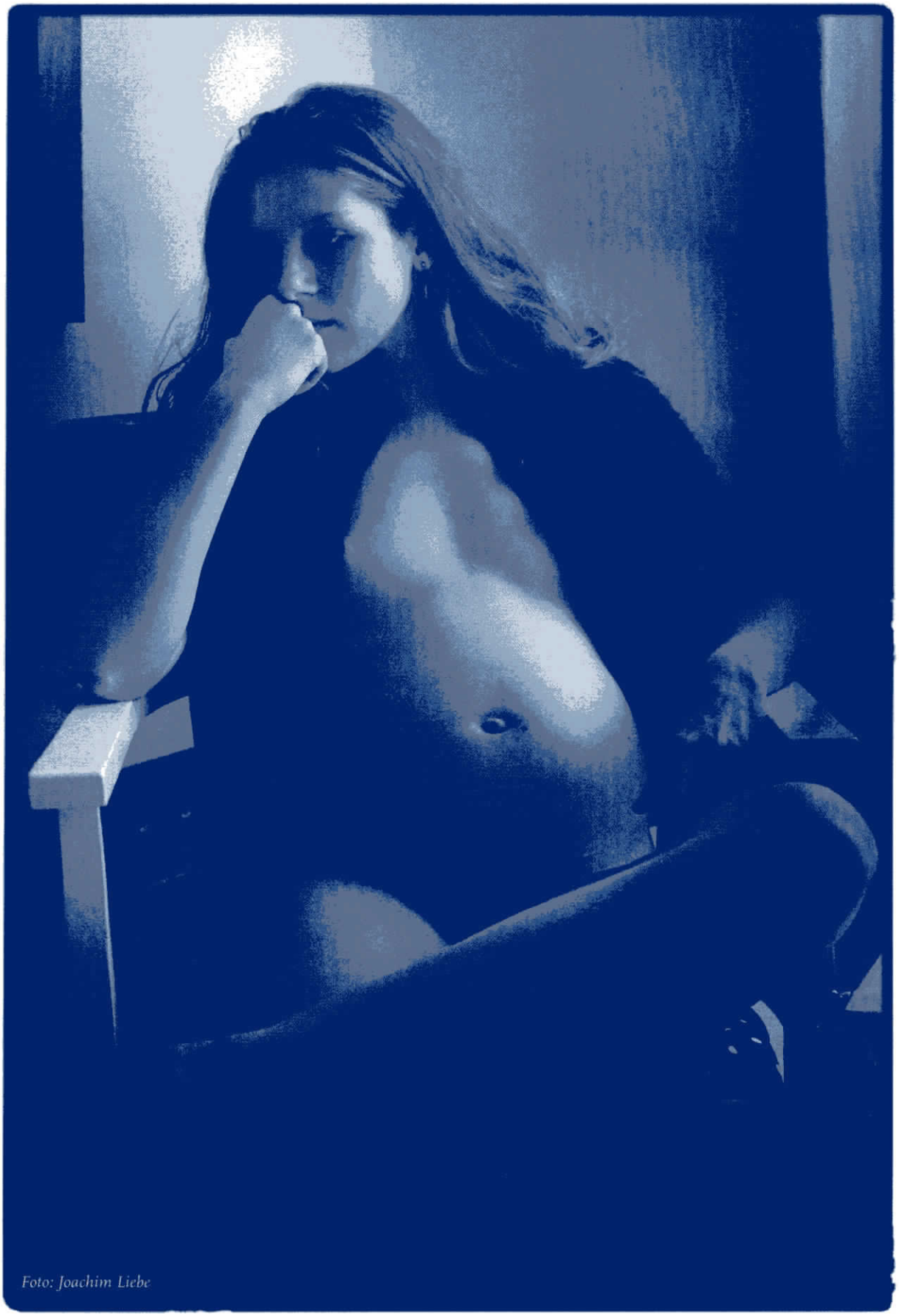
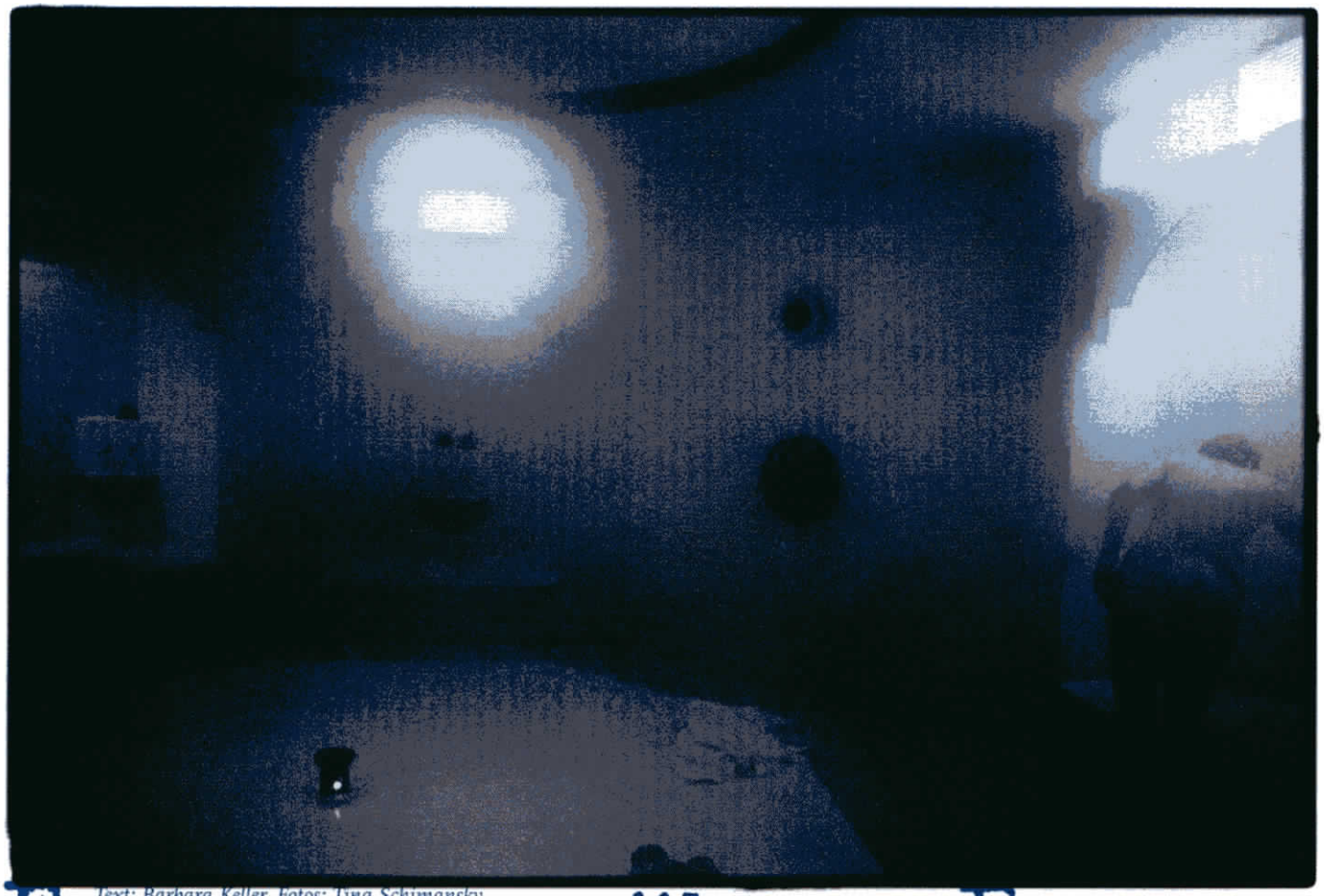


Foto: Joachim Liebe



Text: Barbara Keller, Fotos: Tina Schimansky

Frauen verwöhnen Frauen

Schwitzen bis zum Kreislaufkollaps ist im Hamam, dem einzigen türkischen Bad Berlins nicht angesagt. (Wenn neuerdings auch möglich.) Nach traditionell türkischem Brauch ist das nur Frauen vorbehaltene Bad in der Mariannenstraße ein Ort der Begegnung, der Körperkultur und der Entspannung.

Ayten Dag, die Geschäftsführerin des Hamam, hat von den Medien mehr als genug. Und das läßt sie die Autorin, obwohl angemeldet, auch spüren. Erst kürzlich bescherte ihnen ein in der Berliner Zeitung erschienener Artikel eine Unzahl möglicher männlicher Kunden, die fehlinformiert glaubten, das Bad stände auch ihnen offen. Gut handelbare Klischees verkaufen sich eben immer noch am besten, auch wenn sie mit den Tatsachen nichts zu tun haben.

Die Autorin fährt konsterniert ihre in letzter Zeit etwas über die Gebühr strapazierte Elefantenhaut aus, läßt die fehlgeleitete Strafexpedition mit Blick auf künftige Entspannung über sich ergehen und bezahlt handzahm ihre 18 DM Eintrittsgebühr. Welche im Kreuzberger türkischen Bad die vertrauten Gepflogenheiten deutscher Saunen erwartet, sucht zielstrebig umsonst. Deshalb: Tritt ein in die orientalische Kultur der Entspannung, wo gut Ding viel Weile hat, und laß dich überraschen.

Barfuß unter Zurücklassung der Wertgegenstände und des Schuhwerks gelangt die Erholung Suchende in den ersten der warm temperierten Räume. An einem Büffet vorbei, das die Besucherin mit diversen Teesorten, Kuchen und Obst lockt, gelangt sie in eine Art »Gute Stube«, in der sich auch die Garderobe befindet. Der leise mit orientalischen Melodien berieselte Raum, wie das gesamte übrige Bad, ist mit Kacheln, gelegentlich blau-lila-türkisen Dekors ausgelegt. In die Wände sind Sitz- bzw. Liegeecken eingelassen, in denen Kissen und Decken zum Liegen einladen. Auf dem Boden befinden sich, den beheizten Boden bedeckend, zwei Läufer.

Erleichtert aufatmend findet die Erstbesucherin nach einem ersten Rundgang durch das Bad die gewohnte Trockensauna, die indessen, wie sie erstaunt feststellt, nur wenigen Frauen Platz bietet. – Ein Zugeständnis an die nach der Hitzegeißel lechzende deutsche Besucherin. – Im eigentlich türkischen Bad, einem kreisförmigen Raum mit eingebauten Bade- und Sitzecken, die mit schmiedeeisernen Blenden fernöstlicher Couler ausgestattet sind, hält sich die näher Eingeweihte auf. Hier, wie im oben geschilderten Raum, spielt sich eigentlich das wirkliche Leben türkischer Frauenbäder ab. Hier sitzt die holde Weiblichkeit, sich unterhaltend oder schweigend genießend, während sie sich gelegentlich heißes oder kaltes Wasser, geschöpft von eigener Hand mit dem Gummibecher, über den Körper rieseln läßt. Der Sinn der ganzen Prozedur: Ist frau erst richtig

eingeweicht, beginnt der wichtigste Teil der Reinigung, die hier ganz ohne den Zusatz chemischer Reinigungsmittel erfolgt. Er nennt sich Peeling. Welche ihren Hamambesuch ohne dasselbe beendet, so Ayten Dag, hat mindestens 50% des eigentlichen Nutzeffekts vergeben. Beim Peeling geht es darum, die alte Haut von den weiblichen Rundungen mittels eines über die Hand gezogenen Seidehandschuhs herunterzuschrubben. Das kann frau selbst tun, bzw. vom weiblichen Gegenüber oder auch professionell und kostenpflichtig von einer Angestellten des Hauses erledigen lassen. Die Autorin verzichtete bewußt auf diese 50% Nutzeffekt und trieb sich besseren Wissens zum Trotz quietschfidel vor allem in der Trockensauna herum. Hier genoß sie die beste Unterhaltung mit jenen, die der trübe, kalte Samstag veranlaßte, sich gemeine Unbill aus den Poren zu schwitzen.

Zerif Karabulut, die mit ihrer Tochter Suzan fast jede Woche das Hamam aufsucht, gehört zu jenen ca. 5% ausländischen Frauen, die das türkische Frauenbad frequentieren. Ihr gehört das Café »Klassik« am Paul-Lincke-Ufer. Meine Bedenken, der Eintrittspreis für das Hamam wäre doch etwas deftig, weist sie mit geschäftstechnischen Argumenten zurück. Die Kosten! Am Ende unseres Gesprächs bin ich fast der Ansicht, mit meinen 18 DM Obolus an Eintrittsgeld hier ein Schnäppchen gemacht zu haben. Trotz aller Heil- und Wirkungskraft des Peelings sucht auch Zerif Karabulut bewußt und zu jeder Jahreszeit die Sauna auf. Sie ist überzeugt, daß die stabile Gesundheit ihrer Tochter dem regelmäßigen Besuch der Sauna zuzuschreiben ist.

Desorientierte Neulinge wie mich gibt es offenbar en Gros täglich im Hamam. Christiane zum Beispiel, deren Eintrittskarte das Weihnachtsgeschenk einer Freundin ist, fällt mit sechs ihrer Freundinnen ins türkische Bad der Mariannenstraße ein.

Das zweifellos Schönste für die Autorin ist die Massage, die ihr für 20 DM – 20 Minuten zu Teil wird. Sie erwartet indessen nicht, wie insgeheim befürchtet, ein irdisch wüstes Durchwalken ihrer der Vergänglichkeit geweihten Gebeine. Ina, die, wie sie sich gleich merkt, auch donnerstags im Dienst ist, trifft intuitiv mit ihrer konzentriert sinnlichen Technik heilsam den Nerv ihrer Erstkundin.

Das Kreuzberger Hamam, das vor zehn Jahren seine Tore öffnete und von einer türkischen Hausbesetzerin der Schokofabrik initiiert wurde, ist bereits eine Institution, die über die Mund-zu-Mund-Propaganda ihrer Kundinnen hinaus, wie Ayten Dag betont, keiner weiteren Werbung mehr bedarf. Ca. 20 Frauen bietet diese sich finanziell selbst tragende Einrichtung eine Festanstellung. Neben den sieben Frauen, die täglich zwischen 13 und 22 Uhr für die professionelle Massage sorgen, bietet das Hamam auch einen umfänglichen kosmetischen Service. Jeden zweiten Monat findet auf ausdrücklichen Wunsch der Kundinnen ein »Hamam-Fest« statt, auf deren nächstem die Autorin möglicherweise auch zu finden sein wird.

Hamam, Das türkische Bad für Frauen
Mariannenstraße 6, HH
10997 Berlin
Tel.: 030/615 14 64
Mo: 15–22 Uhr, Di–So: 12–22 Uhr

Frau des Monats

Goehler For President

von Brigitte Neumann

Nach dem Muster »Bomben auf Bagdad« hätte die Bild-Zeitung konsequenterweise »Gülle auf Goehler« titeln müssen. Stattdessen kam die Schlagzeile: »Männerhaß: Kippt Adrienne Goehler?« Das war im April 1996 und die Präsidentin der Hamburger Hochschule für bildende Künste hatte gerade in einer Talkshow gesagt, daß die Männer der Kunsthochschule die Männer im Parlament noch übertreffen würden – an Blödheit. Da saß sie bereits sieben verflixte Jahre im Präsidentensessel, von Anfang an angefeindet, beschimpft von einer akademischen Altherrenriege. Und da, auf ihrem wackligen Stuhl in dem mächtigen Backsteingebäude am Hamburger Lerchenfeld, sitzt sie bis heute.

Auch für feministische Schlagzeilen sorgt Adrienne Goehler noch immer, zuletzt als Geburtshelferin der Initiative »Die Bundespräsidentin«. Eine Frau soll in das höchste Amt der neuen Berliner Bundesrepublik, das forderten im Dezember mehr als 500 Unterstützer der Initiative und baten Johannes Rau in einem offenen Brief, auf seine Kandidatur zu verzichten. Zugunsten einer Frau. Das würde »die Geschlechter versöhnen statt spalten«. Der prominenteste Unterzeichner des Aufrufs, der Modezar Joop, wünschte sich vor allem ästhetischen Fortschritt. In der Physiognomie Raus sei viel Vereinsmeierndes drin, mäkelte Joop, und überhaupt: »Die Position des Bundespräsidenten hat doch auch was Glamouröses!« Schon deshalb sei eine Frau viel besser.

20.000 Mark waren nötig, um für die Kampagne in Tageszeitungen zu werben, Powerfrau Goehler brauchte nur wenige Tage, um das Geld einzutreiben. Doch Johannes Rau hat seine Chance, ein feministischer Vorreiter zu werden, offenbar nicht erkannt. Immerhin hat die Aktion einiges Aufsehen erreicht. Und wo es darum geht, zu provozieren, ist Adrienne Goehler gerne dabei.

Adrienne Goehler

So macht man sich nicht nur Freunde und schon gar nicht als Frau. Das Kollegium der Kunsthochschule Hamburg ist seit zehn Jahren gespalten. Anhänger und Gegner der präsidialen Diva liefern sich erbitterte Grabenkämpfe. Den ersten Eklat gab's schon vor ihrer knappen Wahl zur Hochschulchefin. Goehler hatte als Bewerbungsgrund »Lust, sich auszuprobieren« angegeben. Damit hatte sie in den Augen vieler Kollegen den Ernst des Amtes verkannt. Und auch die unkonventionelle Biographie der energischen Frau ließ die Bildungsbürger erschaudern: Die damals 33jährige hatte gegen Atomkraftwerke gekämpft, war Mitglied der linken Sekte »Marxistisch-Reichistische Initiative« gewesen, hatte in einem Kibbuz in Israel gearbeitet, war durch Afrika getrampt, hatte ihr Germanistik-Studium abgebrochen, hatte als Gründungsmitglied der GRÜNEN die Untergruppe »Freche Frauen« ins Leben gerufen und war 1985 Mitinitiatorin des Projekts »Frauenliste«. All das ließ manchen für die Zukunft der würdevollen HfbK das Schlimmste befürchten.

Eine Unterschriftenliste gegen die Wahl der erklärten Feministin kursierte in der ganzen Bundesrepublik. Künstler und Wissenschaftler ängstigten sich darin, angeblich vor einem »der Frauenemanzipation schädlichem Mißverständnis, Weiblichkeit als Ersatz für Fachqualifikationen aufzufassen«. Tatsächlich hatten sie wohl andere Befürchtungen, denn Goehler war mit dem Ziel angetreten, verkrustete Strukturen aufzubrechen, und machte dabei vor dem Heiligsten nicht halt. Sie dachte laut darüber nach, ob Professuren auf Lebenszeit der Lehre wirklich dienlich sind. Außerdem wollte sie den Bereich Architektur gegenüber der Freien Kunst stärken und Frauen fördern.

Nach einem Jahr schon stellte die Süddeutsche Zeitung zur Amtsführung von Goehler fest, es sei »Leben in die Hochschule« gekommen. Zur Ruhe gekommen ist man seitdem dort nie mehr so richtig, ein Skandälchen jagt das andere. Immer wieder gibt es auch Beschwerden über den Führungsstil der Diplompsychologin; undiplomatisch sei sie, launisch und machtbesessen. Tatsächlich führt die gutaussehende Rothaarige mit den großen Ohrhängern nicht so weiblich-zurückhaltend-freundlich, wie man es von Frau oft noch erwartet. Aber eins müssen ihr sogar ihre Feinde lassen: Adrienne Goehler ist zäh. Wo andere längst beleidigt das Handtuch geworfen hätten, macht sie beharrlich, fast trotzig, weiter. Mit Erfolg. Mal sehen, was ihr zur Bundespräsidentenwahl 2003 einfällt.

Foto: Karsten Knigge

Thüringer Frauenkonferenz 1999 »In Peking wurde unterschrieben...«

Vom 27. bis 30. Mai 1999 lädt die LandesArbeitsGemeinschaft der Thüringer Frauenzentren zu einer internationalen Frauenkonferenz nach Erfurt ein. Dieses Treffen will als NGO-Nachfolgekonferenz eine Zwischenbilanz über den aktuellen Stand der Umsetzung der Aktionsplattform der Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking für Deutschland am Beispiel Thüringens ziehen. Zwischenzeitliche Erfolge und Mißerfolge bei der Verbesserung der Situation von Frauen sollen auf sechs Anhörungen protokolliert und zu einem alternativen Bericht an die UNO zusammengefaßt werden. Ein Rahmenprogramm bietet Workshops und Arbeitsgruppen sowie Entspannung, Unterhaltung und Kultur für Frauen aller Altersstufen.

Anmeldungsformulare bei: FKBZ Brennessel e.V., Meister-Eckehart-Str. 5, 99084 Erfurt, Tel. 0361/565 65 10, Fax 0361/5656511, Ansprechpartnerin: Ursula Häusler

Studie über Situation von Führungsfrauen in der Wirtschaft

Die Frauenministerin von NRW Birgit Fischer stellte im November 1998 auf einer Fachtagung ihres Hauses Ergebnisse einer Studie von Karin Hansen zur »Situation, Verhaltensweisen und Perspektiven von Führungsfrauen in der Wirtschaft« vor, die kaum unerwartet die Erkenntnis erbringt, daß Frauen trotz teilweise besserer Qualifikation im Vergleich zu ihren Konkurrenten immer wieder an die sog. »gläserne Decke« stoßen, die ein weiteres Fortkommen bis in die Spitze verhindert. Die zentralen Ergebnisse im einzelnen: Kleine und mittlere Unternehmen räumen Frauen bei der Neubesetzung von Führungspositionen bessere Chancen ein als Großunternehmen; als vier wichtigste Kompetenzen von Führungskräften nennen Unternehmen die Fähigkeit zur Motivation, Kooperation, Kommunikation sowie die rasche Einstellung auf neue Herausforderungen, die von den Unternehmen eher Frauen zugerechnet werden als Männern; 71 % der Männer, aber nur 57 % der Frauen werden von ihren Vorgesetzten gefördert; Frauen als Führungskräfte arbeiten mehr und länger als ihre Kollegen; Familie wirkt für Männer karrierefördernd, für Frauen sind Kinder und Karriere unvereinbar: 60 % der männlichen Führungskräfte haben Kinder, hingegen nur 16 % der Frauen; Frauen sind erheblich mobiler als ihre Kollegen: Über 40 % der weiblichen Führungskräfte hatte aus beruflichen Gründen mehr als dreimal den Wohnort gewechselt, fast jede vierte sogar mehr als achtmal; 71 % der Führungsfrauen wurden im Laufe ihres Berufslebens mit frauenspezifischen Hindernissen konfrontiert.

Eine Kurzfassung der Studie kann bestellt werden bei: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit NRW, Broschürenstelle, Fürstenwall 25, 40219 Düsseldorf

Eine Gesamtdarstellung des Geschlechterverhältnisses in der Politik

Die Bremer Soziologin Beate Hoecker stellt in den Mittelpunkt ihres »Lern- und Arbeitsbuches« über die Geschlechterverhältnisse in der Politik die Fragen: Wie steht es am Ende des 20. Jahrhunderts um die politischen Beteiligungschancen von Frauen, wie verhalten sich Frauen als politische Akteurinnen und wie die institutionalisierte (Frauen-)Politik gegenüber dem Anspruch der weiblichen Bevölkerung auf Gleichberechtigung? In Teil I gibt die Autorin eine Übersicht über die Rechtssituation und die gesellschaftliche Wirklichkeit in der Bundesrepublik in Sachen Gleichberechtigung und analysiert die Etappen der Frauenpolitik, wobei die Ergebnisse der Bundestagswahl 1998 bereits einbezogen sind. Teil II informiert über den Stand der politischen Partizipation von Frauen. In Teil III fordert die Autorin den Übergang von der Frauenpolitik zur Geschlechterpolitik ein, denn die Frauenpolitik habe sich einseitig an Frauen gerichtet und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wie die traditionelle Männerrolle unangetastet gelassen. Männer müssen ihre Rolle neu definieren, ihr Selbstverständnis und ihr Verhalten ändern, wenn Frauen gleichberechtigt an der Demokratie teilhaben sollen.

Beate Hoecker: Frauen, Männer und die Politik. Lern- und Arbeitsbuch, Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 1998, 336 S., 29,80 DM

Ratgeberin: Recht

Soeben erschien ein Buch, das sich an Frauen wendet, die sich trennen wollen, sowie an Mitarbeiterinnen in Frauenhäusern und Frauenberatungsstellen. Das Buch besteht aus drei Teilen: einem alphabetischen Überblick über die wichtigsten Probleme anhand von Stichworten (von A wie Anwalt-liche Hilfe bis Z wie Zugewinn), einem Gesetzesanhang mit auszugsweise allen einschlägigen Gesetzen (Stand: Juli 1998) und einem Adreßanhang mit den Anschriften der Frauenhäuser.

Dagmar Oberlies/Simone Holler/Margit Brückner: Ratgeberin: Recht, Fachhochschulverlag, Frankfurt am Main 1998, 228 S., 20 DM

Frauenforschung sichtbar machen

Das ist das Ziel der gerade erschienenen Bibliographie »Verzeichnis von Abschlußarbeiten mit frauen- und geschlechterspezifischer Thematik an Hamburger Hochschulen, Bd. III (1993–1997)«. An sieben Hamburger Hochschulen wurden ca. 800 Diplom-, Magister-, Staatsexamensarbeiten und Dissertationen recherchiert. Die 150seitige DIN-A4-Broschüre verfügt über verschiedene Register, zu jedem aufgeführten Titel ist die Bibliothek genannt, in der die Arbeit eingesehen oder ausgeliehen werden kann.

Gegen 6 DM in Briefmarken erhältlich bei: Koordinationsstelle Frauenstudien/Frauenforschung, Joseph-Carlebach-Platz/ Binderstr. 34, 20146 Hamburg

Nationaler Aktionsplan »Gewalt gegen Frauen«

Ziel dieses im Koalitionsvertrag von SPD und BüGrü vereinbarten Aktionsplanes soll sein, Gewalt gegen Frauen vorzubeugen und von Gewalt betroffenen Frauen Hilfe zu gewähren. Schwerpunkte eines solchen Aktionsplanes sollen sein:

- Frauen, die von Gewalt ihrer (Ehe-)Männer bedroht sind, die gemeinsame Wohnung zuzuweisen,
- Streichung des § 179 StGB, der widerstandsunfähige Opfer von Vergewaltigung diskriminiert,
- das eigenständige Aufenthaltsrecht von ausländischen Ehefrauen zu erweitern,
- den Frauen- und Kinderhandel und die Zwangsprostitution national und international konsequent und durchschlagend zu bekämpfen,
- frauenspezifische Fluchtgründe als Asylgründe anerzukennen.

Den vollständigen Text der Koalitionsvereinbarung gibt es beim SPD-Parteivorstand, Frauenreferat, Ollenhauerstr. 1, 53113 Bonn, Tel. 0228/53 22 06, e-mail asf@spd.de

Weibliche Kriminalität

Der gestiegene Anteil von straffälligen Frauen würde dramatisiert, meint Prof. Dr. Monika Frommel, Direktorin des Insituts für Kriminologie an der Universität Kiel. Bei den einer Straftat Verdächtigten haben Frauen einen Anteil von 22,5 %, bei Verurteilten 16 % und im Strafvollzug 3,6 %. Junge Frauen würden sich jetzt eher gegen Anmache zur Wehr setzen und Gesetzesnormen überschreiten. Außerdem arbeiten heute Frauen an Arbeitsplätzen, an denen sie Gelegenheit zu Eigentums- und Vermögensdelikten hätten. Die gestiegene Kriminalitätsrate von Frauen sei eher ein Indiz, daß sich das Verhältnis zwischen den Geschlechtern normalisieren würde.

Kosten von Männergewalt

In der Schweiz, in der jährlich über 100.000 Frauen von Gewalttaten betroffen sind, liegen erstmals Zahlen über die Kosten der Gewalt gegen Frauen vor. Einer Studie der Universität Fribourg zufolge beziffern sich diese für Bund, Kantone und Gemeinden auf jährlich 400 Millionen Franken: Polizeiarbeit 86 Mio., ärztliche Hilfe 80 Mio., Gerichtskosten 73 Mio., Sozialhilfe 72 Mio., Frauenhäuser 6 Mio., Notruf-Telefone 3 Mio. Franken.

DJI-Survey zur Belästigung von Mädchen durch Jungen

Das Deutsche Jugendinstitut begleitete die Münchner Kampagne »Aktiv gegen Männergewalt« im September 1998 wissenschaftlich. An der Kampagne, die das Ziel hatte, die Duldung der Gewalt gegen Frauen und Kinder zu beenden, beteiligten sich 200 Münchner Institutionen und Gruppierungen. Die Studie des Jugendinstituts macht deutlich, daß die überwiegende Mehrheit der Mädchen im Alter von 12 bis 17 Jahren durch Jungen und Männer sexuell belästigt wird. Der Bogen spannt sich von sexistischer Anmache bis zur sexuellen Gewalt. Die befragten Mädchen empfanden in solchen Situationen überwiegend Wut und Haß, aber auch Angst, Hilflosigkeit und Ekel. Sie erkennen, daß Jungen daraus Stärke und Macht über Mädchen ziehen wollen. Von ihren Lehrerinnen und Lehrern erwarten sie, daß diese eingreifen und Gewalt gegen Mädchen im Unterricht besprechen. Die Antworten der gleichfalls befragten Jungen zeigen ein unkritisches Verhältnis zu diesem Problem. Als Ursachen für sexuelle Belästigung von Mädchen gaben sie an: »es macht Spaß« (53 %), »um sich stark zu fühlen« (51 %), »weil niemand davon abhält und Grenzen aufzeigt« (39 %), »aus Minderwertigkeitskomplexen heraus« (23 %), »weil sie Mädchen verachten« (4 %). 80 % meinen, Mädchen wollen »angemacht« werden. Auf die Frage, wie Gewalt von Jungen gegenüber Mädchen verschwinden könnte, meint überraschenderweise die Mehrheit der Jungen, daß ihnen Grenzen gesetzt werden müßten. (DJI-Bulletin, 45/1998)

Ingenieurinnen

Die AG »Frauen im Ingenieurberuf« im Verein deutscher Ingenieure (VDI) stellte Zahlen über die Situation von Ingenieurinnen zusammen. Demnach beträgt ihr Anteil an den Erwerbstätigen dieser Branche in den neuen Bundesländern (NBL) 16 %, in den alten (ABL) 7 % . Demgegenüber beträgt ihre Arbeitslosenrate in den NBL 31 % und in den ABL 18 % – ein Vielfaches der ihrer männlichen Kollegen. Im Wintersemester 1997/1998 waren 18 % der Studierenden im Ingenieurstudium Frauen. (zwd, 21–22/1998) Mit den Gründen mangelnder Attraktivität dieser Studienrichtung für Frauen beschäftigt sich der Abschlußbericht des Bund-Länder-Modellversuchs »Frauen im Ingenieurstudium. Geschlechtsspezifische Aspekte in Lehre und Studium« unter Leitung der Bielefelder Soziologin Barbara Schwarze.

Der Abschlußbericht ist erhältlich bei: FH Bielefeld, Koordinierungsstelle »Frauen geben Technik Impulse«, Wilhelm-Bertelsmann-Str. 10, 33602 Bielefeld, Tel. 0521/106 73 21, Fax 0521/106 71 71, e-mail bschwarz@fhzinfo.fh-bielefeld.de

Weibliche Lebensstile in West- und Ostdeutschland

Eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung von Christine Henry-Huthmacher und Peter Gluchowski untersucht die Lebensstilführung von Frauen in Ost- und Westdeutschland. Die größten Annäherungen hätten sich nur bei jungen Frauen vollzogen. In den Altersgruppen ab 40 würden die Lebensstile außerordentlich variieren. Junge Frauen stellen ihre Karriere über den traditionellen Familienwunsch, sind postmaterialistisch eingestellt und in der Freizeit politisch aktiv. Berufstätige Frauen mit Familie übernehmen im Osten die Doppelfunktion vorwiegend aus finanziellen Gründen, im Westen eher aus Gründen persönlicher Selbstentfaltung, so die Studie. Traditionelle Hausfrauenmuster seien damit dem Lebensstil moderner, berufstätiger Frauen gewichen.

Die Broschüre ist bei der Adenauer-Stiftung für 5 DM unter Tel. 0224/246598 zu bestellen.

Internationale Frauenuniversität

Die im Rahmen der Expo 2000 geplante Frauenuniversität »Technik und Frauen« nimmt Konturen an. Am 1. Dezember 1998 stimmte die niedersächsische Landesregierung der Gründung einer GmbH »Internationale Frauenuniversität« zu und unterstützt die Frauenuni finanziell. An der Frauenuni, die zunächst für 100 Tage geplant ist, sollen etwa 1.000 Studentinnen, darunter mindestens ein Drittel aus Entwicklungsländern, teilnehmen. Traditionelle Fächergrenzen sollen gesprengt werden, daher sind die Themen sieben Projektbereiche: Körper, Intelligenz, Information, Wasser, Stadt, Arbeit und Migration.

Lady Drive

Der Partner geht, nimmt das Auto mit und den Schadenfreiheitsrabatt auch? Dieses Problem brachte Catrin S. Kirschner darauf, ein KfZ-Versicherungskonzept für geschiedene oder getrennt lebende, aber auch verwitwete Frauen zu entwickeln. Es bietet Frauen über 25 Jahren, die »wieder allein« sind, KfZ-Versicherungen an, deren Prämie sich ausschließlich nach dem Zeitraum des eigenen Führerscheinbesitzes errechnet.

Infos: Assekuranz Consult & Management Catrin S. Kirschner & Partner, Am Hahnenbusch 17, 55268 Nieder-Olm b. Mainz, Tel. 061 36/920 70-0, Fax 061 36/920 70-29

Lesben in Serie

Wie lesbische Fernsehrollen kreiert werden

Die Unsichtbarkeit von Lesben in der Medienöffentlichkeit ist passé. Doch wie sind sie, die TV-Lesben von heute? Wie tief greifen Drehbuch, Regie und Darstellerinnen noch in die Klischee-Kiste? Welche Diskussionen über Facetten lesbischer Figuren finden hinter den Kulissen statt? ... Und: Warum sind eigentlich so viele TV-Lesben »nur« bisexuell? Darüber diskutieren am 25. März, 19.30 Uhr im Großen Saal des Berliner Prater: Katy Karrenbauer, Hans Geißendörfer, Gabriele Kosack, Barbara Sichtermann und Michaela Krützen. Eine Veranstaltung des Journalistinnenbundes und des Bundes lesbischer & schwuler JournalistInnen.

Ort: Prater, Kastanienallee 7–9, Berlin-Prenzlauer Berg
Kontakt: Susanne Kaiser: (030) 614 88 80

Leserinnenbrief

Das Heft 5/98 hat mir besonders gut gefallen. Ich fand es interessant, über verschiedene Religionen zu lesen. Das Tanzthema und der Artikel über Wendo haben mir sehr gut gefallen. Interessieren würde mich aber auch die »einfache Frau von nebenan«. Wie steht es mit dem Feminismus in der Bevölkerung – erfreut er sich einer Breitenwirkung oder interessieren sich »nur ein paar Intellektuelle dafür«? Vielleicht habe ich die Zeitschrift in der Vergangenheit nicht aufmerksam genug gelesen. Aber ich finde es immer spannend, Frauen aus der Geschichte kennenzulernen, die uns ein Vorbild sein können.

P.S. Den weibblick-Kalender fand ich etwas seltsam und eine Erklärung dazu wäre unbedingt vonnöten gewesen.

Jutta Emrath

Aktionen & Soziales

Frauenspezifische Aspekte im Bereich von Gesundheits- und Krankheitsverhalten
Am 8. Mai 1999 veranstaltet der Verein demokratischer Pharmazeutinnen und Pharmazeuten ihr Seminar zu Frauen und Gesundheit in dem Tagungsbereich der Weiberwirtschaft in Berlin. Behandelt werden folgende Themen: Geschlechtsspezifisches Verhalten mit dem Schwerpunkt Medikamente, Verhalten sich Frauen im Krankheitsfall anders als Männer? Nehmen Frauen andere Medikamente bei gleicher Erkrankung? Verordnen Ärzte unterschiedlich? Wie ist das Verhältnis Arzt/Ärztin, Patient/Patientin. Prof. Dr. Irmgard Vogt und Frau Prof. Dr. Ulrike Maschewski-Schneider werden referieren.
Das Seminar richtet sich an Pharmazeutinnen, Ärztinnen, Sozialwissenschaftlerinnen und Interessierte. Info und Anmeldung: VDPP-Geschäftsstelle, Fleming-Apotheke, Grindelallee 182, 20144 Hamburg, Tel. und Fax.: (040) 45 87 68.

Der Auflage liegt ein Flyer der Gerda Weiler Stiftung e.V. bei.

Frauenwohnprojekt mit Kindern hat noch Plätze frei
Frauenwohnprojekt mit Kindern in freistehendem Haus mit großem Garten, abgeschlossenen Wohnungen plus Gemeinschaftsräumen in Britz (m² 15 DM), hat noch Wohnungen frei.
Tel.: (030) 789 52 930, 823 41 92, 217 24 40

Kindschaftsrecht
Die Broschüre zum neuen Kindschaftsrecht ist ab sofort unter Frauen informieren Frauen e.V., Westring 67, 34127 Kassel, Tel.: (0561) 89 31 36, Fax.: 89 31 33, erhältlich.

Frauen in Leipzig
Das Referat für Gleichstellung für Frau und Mann in Leipzig hat eine CD-ROM zusammengestellt, auf der Wissenswertes für und von Frauen in Leipzig zu finden ist. Interessentinnen können sie gegen eine Schutzgebühr von 5,– DM beziehen über: Stadt Leipzig, Referat für Gleichstellung von Frau und Mann, 04092 Leipzig.

Berliner Frauen-Parlament
Forum: Was bedeutet es, wenn Frauen strategisch klug und effektiv Politik machen?
Zeit: 19. Juni '99 von 10–17 Uhr im Rathaus Schöneberg *Kontakt: Bildungswerk Berlin der Heinrich Böll Stiftung, Tel.: (030) 6 126 074*

Kultur & Kunst

Frauenleben in Russland
Studientour nach Moskau und Sankt Petersburg für Frauen mit Kunst, Kultur und Besuch örtlicher Frauengruppen.
Nächster Termin: 22.–29. 5. 1999
Kontakt: Heike Pfitzner,
Tel. und Fax.: (030) 6 235 437

femme totale – 7. Internationales Frauenfilmfestival
Vom 10.–14. 3. 99 in Dortmund: Biografische Streifzüge mit Regisseurinnen, Schauspielerinnen und Fachleuten u.a. aus Fernost und Finnland.
Kontakt: Kulturbüro der Stadt Dortmund, Tel.: (0231) 502 51 62

Verkaufe
für 150,– DM fast vollständig: Feministische Studien 1/83–2/96 und beiträge 1980–1994.
Heli Voss, 164er Ring 6, 31785 Hameln

Kleinanzeigen

Hervorhebungen und besondere Gestaltung sind nicht möglich. Kontaktanzeigen werden nur mit Chiffre veröffentlicht. Maßgeblich für die Rechnungsstellung ist nicht der Zeilenumfang der gedruckten Anzeige, sondern jener im unten abgedruckten Gitter. Für die inhaltliche Richtigkeit übernehmen wir keine Verantwortung. Weibblick behält sich vor, die Annahme von Kleinanzeigen nach einheitlichen Richtlinien abzulehnen.

☐ **private:**
1. bis 5. Anzeige bis zur 5. Zeile kostenlos. Jede weitere Anzeige 5 DM Grundgebühr. Jeweils ab 6. Zeile 2 DM pro Zeile (Briefmarken, Scheck oder bar beilegen.)

☐ **private Angebote für Kurse, Workshops und Unterricht:**
1. bis 5. Zeile 10 DM.
Je weitere Zeile 2 DM.

☐ **gewerbliche:**
1. bis 5. Zeile 30 DM, jede weitere Zeile 6 DM, zzgl. gesetzlicher Mehrwertsteuer.

☐ **Chiffre:** 6,60 DM (siehe Text oben)
Veröffentlichung unter folgender Chiffre:

2 DM
4 DM
6 DM

Vorname, Name

Straße, Hausnummer

Postleitzahl, Wohnort

Datum, Unterschrift

Ein Verrechnungsscheck bzw. Briefmarken im Wert von ..... DM liegen diesem Auftrag bei.

Anke Feuchtenberger, aus: »Somnabule«, Enterprice-Verlag, 1998

In unserer nächsten Ausgabe erwarten Sie u. a. folgende Themen:

Titel: Frauen in Osteuropa

Reportage: Junge Mütter

Feuilleton: Lesbenkultur

Bildung: Berufsorientierung von Frauen

weibblick
ZEITSCHRIFT AUS FRAUENSICHT
Anklamer Straße 38, 10115 Berlin, Fon: 030/448 55 39, Fax: 030/448 55 42, e-mail: weibblick@aol.com
Herausgeberin: Frauenförderung e.V., Anklamer Straße 38, 10115 Berlin – **ISSN 1434-2294** – **Redaktion:** Annette Maennel (V.i.S.d.P.), Petra Welzel **Mitarbeit:** Karin Nungeßer – *Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen.* **Anzeigenbüro:** siehe obenstehende Adresse – *die Anzeigen-Preisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.* **Bankverbindung:** Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205 00, Konto: 33 22 3-02 **Gestaltung und Layout:** Axel Raidt, **Satz:** weibblick, **Scans:** weibblick / A. Raidt, **Druck:** Holga Wende

Das Abo – holen Sie sich den weibblick ins Haus!

An alle neuen Abonnentinnen vergibt weibblick das Buch »Die Päpstin Johanna« von Elisabeth Gössmann als Dankeschön, solange unser Vorrat reicht. Sollten Sie also den Wunsch haben, weibblick zu abonnieren, schneiden Sie einfach die Postkarte aus und schicken sie an uns.

Ja, ich bestelle hiermit die Zeitschrift weibblick zum Preis von 40,– DM pro Jahr. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Sollte ich das ABO nicht bis spätestens 6 Wochen vor Jahresende gekündigt haben, verlängert es sich automatisch um jeweils ein weiteres Jahr. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt). Ich zahle:

- ☐ per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02 der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- ☐ per beiliegendem Verrechnungsscheck
- ☐ per Einzugsermächtigung von meinem Konto

■ Abo-Adresse: .....

.....

Datum, Unterschrift: .....

☐ Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsermächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.: .....

bei der: .....

BLZ: .....

Datum, Unterschrift: .....

Marke hier!

An die
Redaktion weibblick

Anklamer Straße 38
10115 Berlin

Geschenkt!

Ein Jahresabo von weibblick, der Zeitschrift aus Frauensicht. Alle zwei Monate ein neues Heft im Briefkasten. Sechsmal im Jahr interessanter Lesestoff aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Feminismus, Reisen und Mode, gespickt mit guten Fotos und verpackt in einem erfrischenden Layout.

Ja, ich verschenke hiermit ein Abo von weibblick zum Preis von 40,– DM für ein Jahr an die untenstehende Person. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt).

- ☐ Ich zahle per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02 der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- ☐ Ich zahle per beiliegendem Verrechnungsscheck
- ☐ Ich zahle per Einzugsermächtigung von meinem Konto

■ Abo-Adresse: .....

.....

■ Meine Adresse: .....

.....

Datum, Unterschrift: .....

☐ Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsermächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.: .....

bei der: .....

BLZ: .....

Datum, Unterschrift: .....

Marke hier!

An die
Redaktion weibblick

Anklamer Straße 38
10115 Berlin